Betrachtungen über die Natur, nicht nach Bonnet und Sander.

Harum sententiarum quae vera sit, Deus aliquis viderit.

Cic.

Leipzig,
bey August Gottlob Liebeskind.
1801.

QH
45
B46
1801
RB
NMAH

Vorrede.

Dieses Buch, das die Ansichten der Natur größtentheils von der Seite enthält, von welcher sie eben nicht den erfreulichsten Anblick gewährt, ist ein Versuch, der blos um deswillen gemacht wurde, um als Gegenmittel gegen die Schlafsucht gebraucht zu werden, in welche die Lobredner der Europäischen Kultur am Rande des achtzehnten und beym Eintritte des neunzehnten Jahrhunderts das deutsche Publikum

einzuwiegen sich Mühe gegeben zu haben scheinen. Ob mir dieser Versuch gelungen ist, das werden andere besser beurtheilen können, als ich.

In meinem Plane lag es nicht, zu untersuchen, woher die Uebel ihren Ursprung genommen haben mögen; meine Absicht war zu zeigen, daß wir Trotz der Leute, die die ursprüngliche Bedeutung der Worte umgekehrt haben und nun vorgeben, die Vervollkommnung habe dadurch einen mächtigen Zuwachs erhalten; daß wir die siebente Bitte nicht nur noch eben so fleißig, wie unsre Vorfahren, zu beten haben, sondern auch wohl gar Ursache hätten, sie zu verdoppeln; daß es mithin noch Uebel genug in der Welt gäbe, und daß weit mehrere entstehen müssen, jemehr sich die

Menschen bestreben, sie los zu werden, das heißt, jemehr sie besorgt sind, ihrem zügellosen Hange nach Glückseligkeit, die sie nicht in sich selbst, sondern in äußerm Glanz suchen, keinen Abbruch zu thun.

Ich behaupte mit Lessing und andern, daß man die Worte: alles ist gut, durchaus nicht zum Grundsatz machen dürfe, um alle Fragen darnach zu entscheiden; denn alsdenn würden wir eben so wenig Verstand nöthig haben, als eine Puppe, die am Faden hin und her bewegt wird. Eine Philosophie der Art hat freylich auch ihr Gutes, so wie alles das sein Gutes hat, wobey kein Verstand nöthig ist. „Gott hat es so gemacht, und weil es Gott so gemacht hat, so ist es gut,“ ist eine herrliche Philosophie für einen faulen Türken und

allenfalls auch für einen charakterlosen Franzosen, die sich beyde nicht mit großem Kopfbrechen befassen mögen. Eine solche Philosophie hat zwar den Vortheil, daß man dabey hübsch auf dem Trocknen bleibt, wenn sie nur nicht das Unangenehme hätte, daß man durch sie nicht belehrt, sondern nur abgewiesen wird.

Schon Sokrates lehrte: der Vortheil, den die Weisheit gewähre, sey der, Gutes und Böses richtig zu unterscheiden, und was kann das anders heißen, als nach bestimmten Grundsätzen urtheilen zu lernen? und in Wahrheit, ohne bestimmte Grundsätze läßt sich nicht einmal ein ehrlicher Mann von einem Schurken unterscheiden.

Ich habe gesucht, die Ansichten der Natur im weitesten Umfange immer so viel

als möglich auf den Menschen zu beziehen; der Titel sagt das zwar nicht, aber wer hat nicht in seinem Leben schon die Bemerkung gemacht, daß gewisse Worte oder Töne ꝛc. bey gewissen Menschen bald traurige, bald freudige Empfindungen erregt haben; wie denn nun, wenn man jetzt der Meynung wäre, daß alle Bücher, die das Wort „Menschheit“ mit im Titel führen, schon levis notae macula laboriren und mithin schon von Haus aus zu Makulatur verdammt wären?

Nun noch etwas für die Kritiker. Ein jeder muß Gutes von Guten sagen und alles zum Besten auslegen; allein wenn zuweilen durch Zufall etwas Gutes aus schädlichen Absichten entspringt, soll man darüber die Absichten vergessen?

Es ist ausgemacht, daß wir wirklich aus freyem Willen handeln, aber ob wir nicht auch zuweilen vom Schicksal fortbewegt werden, wie das Fahrzeug ohne Ruder und Segel bald schnell bald langsam schwimmt, je nachdem das Wasser ruhig oder heftig fortläuft, das wird jeder wissen, dem der Zufall oder ein Recensent irgend einmal wohl oder übel wollte.

Der Verfasser.

Einleitung.

In der Oekonomie der Natur bemerkt der aufmerksamere Beobachter einen unaufhörlichen Wechsel der Verhältnisse, ein Zusammenstoßen streitender Kräfte, eine Menge Widersprüche in den Ereignissen, wovon der Mensch, dem die Haushaltung anvertraut ist, wie man allgemein dafür hält, ganz und gar keine Ausnahme macht.

Diese Verhältnisse sind allerdings scheinbar widersprechend, und sie werden immer widersprechend scheinen, so lange wir nicht im Stande sind, uns auf den Standpunkt zu versetzen, aus welchem wir einsehen kön-

nen, daß jedes einzelne lebendige und leblose Wesen gerade diejenige Bestimmung hat, die es wirklich erreicht. Denn da jedes Wachsthum immer eine Zerstöhrung voraussetzt, das sich wieder mit Zerstöhrung endigt; so ist auch der Kampf der Kräfte, wenn mir dieser Ausdruck zu gebrauchen erlaubt ist, ohne Ende. Es würde das Daseyn der Dinge selbst aufheben heißen, wenn man diese ewige Veränderung, diesen Widerstreit abgestellt wissen wollte. Die Natur hat ihre Gesetze: ihre größten Ereignisse, ihre fürchterlichsten Umwandlungen scheinen kein Ohngefähr, kein Zufall zu seyn. Im Allgemeinen können uns einzelne Theile der Erde zum Spiegel des Ganzen dienen; denn Berge, Hügel und jeder Strich Landes erzählen uns mit natürlicher Schrift ihre Geschichte, d. h. ihre erlittenen Veränderungen.

Ruhende Kräfte können und dürfen wir nicht annehmen, sie müssen sich in Thätigkeit zeigen. Eben so wie wir die Grenzen unsrer Erkenntnisse durch den Drang innerer und äußerer Umstände zu erweitern suchen, eben so ist die Natur in ihren Wirkungen sichtbar.

Das Menschengeschlecht würde den Grad der Kultur ohne Zweifel nicht erreicht haben, welchen es in Europa erreicht hat und noch erreichen kann, wenn der Mensch ohne Leidenschaften und ohne Bedürfnisse gebohren wäre. So geringfügig auch diese Triebfedern scheinen mögen, so sind sie es doch allein, aus denen sich die alles erhaltende und zerstöhrende Thätigkeit, der er selbst unterworfen ist, erklären läßt.

Das fürchterliche Heer der Mühseligkeiten, womit das Menschengeschlecht schon

gequält worden ist, noch gequält wird, und noch lange gequält werden wird, sind gewiß nicht da, um den armen Sterblichen Thränen auszupressen; sondern um die Menschen zur Thätigkeit zu zwingen, ihrer los zu werden.

Die Fortschritte in der Kultur geben der Thätigkeit der Menschen um so mehr Schwung, je mehr die Kultur Bedürfnisse erzeugt, weil dadurch neue Verhältnisse in Umlauf gebracht werden, wodurch die Industrie mit der steigenden Vermehrung der Nothwendigkeiten wieder ins Gleichgewicht gebracht wird.

Hier ist eine beständige gewaltsame Bewegung, wobey doch immer dasjenige, was verloren geht, von neuem ersetzt wird.

Ein heftiger Stoß von außen, Erschlaffung der Organe aus Mangel,

Stockung der Säfte aus Uebermaaß derselben, verursachen in dem großen Ganzen, eben so wie in jedem thierischen Körper, Gährung, Erschütterung und Krankheiten, ja bisweilen eine gänzliche Zerstöhrung, und mithin einen Uebergang in andre Körper.

Wie oft gerathen wir, beym Nachdenken über die Ursachen und Wirkungen im Lauf der Natur und der Begebenheiten, nicht in Versuchung uns zu fragen: Strebt die Natur bey allem anscheinenden Widerspruch nach Uebereinstimmung mit sich selbst, d. h. vernichtet und zerstöhrt sie die Dinge, um sie vollkommener zu machen? — Kann man mit Ueberzeugung sagen, daß sich die Menschheit oder wenigstens einzelne Glieder derselben jemals auf den Standpunkt zu setzen im Stande seyn werden, aus welchem ihnen die Ursachen und Wirkungen der physischen

Natur kein Geheimniß mehr seyn, wo die Wahrheit ihnen in vollem Lichte erscheinen werde, mit einem Wort, wird einst der undurchdringliche Schleier, mit welchem die Natur für uns umhüllt ist, aufgehoben werden? Wird die Menschheit einst noch dahin kommen, wo sie die Natur in ihren zerstöhrenden Wirkungen — so wie etwa z. B. durch den Blitz, durch Wetterableiter — zu fesseln im Stande ist? Wird endlich einmal, und wenn auch erst nach Jahrtausenden, eine Zeit kommen, in welcher hier auf dieser Erde die Tugend und ihre beseligenden Wirkungen, über das Laster mit seinen alles zerstöhrenden Folgen, den Sieg davon tragen? Wird die Menschheit in Rücksicht auf Moralität bis zu dem Grade fortschreiten, wo von keinem Laster mehr die Rede sein wird, wo mithin alle Ungerechtigkeit, alle Knechtschaft, alle Hungersnoth,

alle Kriege und dergleichen Uebel aufgehört haben; wo also ein Zustand eintreten müßte, wo Selbstsucht, Kriecherey, Heucheley, Verrätherey und dergleichen Dinge durchaus vertilgt sind? Wird ein Zeitpunkt kommen, wo jeder sich bestreben wird, durchaus nach den reinsten Grundsätzen der Sittlichkeit seine Handlungen einzurichten, damit die Gerechtigkeit die Herrschaft führen könne?

Das Ringen nach Wahrheit bey Beantwortung dieser und andrer Fragen, ist nichts weniger als Zügellosigkeit der Vernunft, so bald wir nur nicht das große Ganze dabey aus den Augen verlieren.

Der menschliche Verstand macht seine Kreuz- und Quersprünge, und wird sie, wo nicht immer, doch noch eine lange Zeit machen, ehe er im Stande seyn wird, die kaum

sichtbaren Fußtapfen weniger Einzelnen zur großen Heerstraße zu machen; er wird noch sehr oft bey Beurtheilung der guten und bösen Ereignisse straucheln und fallen, sich aber auch wieder empor heben.

Nur erst dann, wann der menschliche Geist einzusehen gelernt haben wird, daß es strafbarer Vorwitz ist, die Uebel, die uns treffen, nach seinen eignen Absichten auszulegen, und weil er da, wo er gewisse Beziehungen bemerkt, auch auf Endabsichten schließt, sie wohl gar für Strafen vorhergegangener Uebelthaten ansehen zu müssen glaubt, nur dann kommt er vielleicht auf den Weg, auf welchem seine Forschungen nicht ganz unbelohnt bleiben können. So lange der Mensch aber von sich selbst so sehr eingenommen ist, daß er sich immer nur als den letzten

Zweck des Schöpfers ansieht und in dem Wahn bleibt, die ganze Natur sey nur für ihn da; so lange er noch nicht einsieht und einsehen will, daß die Natur blos in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Größe betrachtet werden müsse, und daß er nicht in Beziehung auf sich darüber zu urtheilen fähig sey, so lange wird der Mensch immer vergeblich forschen. Wäre der Mensch blos da, um auf dieser Schaubühne der Eitelkeit, des Stolzes, der Herrschsucht, des Neides und des Hasses ewig zu bleiben, so würde er wenigstens Verzeihung verdienen; allein sein Daseyn hat ein weit edleres Ziel, und die kleinsten wie die größten Begebenheiten auf diesem Erdballe dürfen ihm nur dazu dienen, sich immer von neuem ins Gedächtniß zu prägen, daß die Güter dieser Erde seinem Triebe nach Glückseligkeit nicht Gnüge leisten können.

Der höhern Weisheit zufolge müssen wir also unbedingt annehmen, daß die niedern Zwecke immer den höheren untergeordnet sind. Wenn es uns aber dünkt, als mache dieses oder jenes Naturereigniß eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, so sind wir vielleicht nur nicht im Stande, die unendlich höhern Zwecke zu begreifen und einzusehen, die weit über alle Naturmittel erhaben sind.

Erstes Buch.

Qua Deus hanc mundi temperet arte domum,
Qua venit exoriens, qua deficit, unde coactis
Cornibus in plenum menstrua Luna redit:
Unde salo superant venti, quid flamine captet
Eurus, et in nubes unde perennis aqua:
Sit ventura dies mundi quae subruat arces.

PROPERT.

Erstes Kapitel.

Ansicht der Natur überhaupt.

Auf der Oberfläche der Erde, als dem vom Schöpfer angewiesenen Wohnplatz der Menschen, entdecken wir Berge, Hügel, Thäler, Meere, Flüsse, Bäche, Sümpfe, Erdfälle, Spaltungen, Höhlen, Abgründe und feuer-

speiende Berge, wobey wir nicht die geringste Ordnung wahrnehmen. So bekannt aber alles dieses durch die Naturforscher geworden ist, so unbekannt ist die Welt unter unsern Füßen, denn die größte Tiefe, zu welcher die Menschen von der Oberfläche der Erde eingedrungen sind, beträgt vielleicht kaum 500 Klaftern, mithin noch lange nicht den sechstausendsten Theil bis zu ihrem Mittelpunkte. Das, was man bis jetzt in den Innern der Erde, auf den Bergen wie in den Thälern, vorgefunden hat, sind Steine, Erden, Wasser, Kohlen, Sand, Thon, Metalle, Knochen, Muschelschalen und dergleichen Dinge, die gleichsam durch einen Zufall ohne Ordnung darin zerstreut liegen. So findet man, daß die oft festesten Körper aufweichen, schwere auf leichten liegen, in einer solchen Verwirrung über einander, daß man mehr als zu sehr Ursache zu haben glauben kann, sie habe mehr als eine Veränderung erlitten.

So sagt Pallas in seiner Beschreibung des nördlichen russischen Reichs, daß die große

Reihe von Bergen, die längst der ganzen wealdischen Kette an ihrer Westseite hinlaufe, Produkte einer neuern Veränderung der Erde seyn müsse. Diese Reihe von Bergen bestehe größten Theils aus Sandstein und röthlichem Mergel, mit Schichten von verschiedenen Materien vermischt, und bilde eine Kette, die von dem Striche der Kalkgebirge überall durch ein Thal von veränderlicher Breite geschieden sey. Durch häufige Thäler unterbrochen, erhüben sich oft diese Berge auf mehr als 100 Klaftern senkrecht in die Höhe. In diesen Bergen, welche aus schichtweise über einander liegenden Kalksteinen und Sande bestünden, würden sehr häufig ganze Stämme von Bäumen, und Stücken von versteinertem Holze, die oft kupfer- und eisenartig wären, Abdrücke von Palmbäumen, Stiehlen von Pflanzen, Schilf und einigen ausländischen Gewächsen, ja sogar Knochen von Landthieren gefunden, die sonst in Kalkschichten sehr selten sind. Das versteinerte Holz fände sich bis in die Sandhügel und Ebenen hinein; man fände sogar der-

gleichen in den sandigen Anhöhen von Sysran an der Wolga, das in sehr festem Wetzstein verwandelt wäre, den ganzen organischen Bau des Holzes behalten habe, und besonders wegen der sehr deutlichen Spuren der Art von Holzwürmern merkwürdig sey, welche die Schiffe, das Pfahlwerk und anderes im Meere befindlich gewesenes Holz zernagen, und eigentlich aus den indianischen Gewässern herkämen.

In eben diesen sandigen oft lehmigen Bodensätzen befänden sich die Ueberbleibsel großer indianischer Thiere, die Knochen von Elephanten, Naßhörnern und Büffeln, die täglich in sehr großer Menge ausgegraben würden. Selbst in Sibirien, wo man beynahe an allen Flüssen diese Ueberbleibsel fremder Thiere und sogar sehr wohlbehaltenes Elfenbein in großer Menge *) anträfe, läge auch die neueste Schicht von Lehm, darin diese Thiere begraben wären, und nirgends wären diese

*) Es macht daselbst sogar einen eignen Handelsartikel aus.

Fragmente auswärtiger Thiere so häufig, als um die Gegenden, wo die große Kette über die ganze mittägige Grenze von Sibirien hinlaufe, nur irgend eine niedrige Stelle oder eine beträchtliche Oefnung habe.

Was uns, wenn wir den Globus zur Hand nehmen, am meisten auffällt, ist die Menge Wasser *), unter welchem der größte Theil der Erde verborgen liegt. Dieses Wasser steht Wagrecht auf den niedrigsten Theilen der Erde und strebt unaufhörlich nach Ruhe und Gleichgewicht. Der Ocean und andere mit ihm in Gemeinschaft stehende kleinere Meere und

*) Man nimmt die ganze Oberfläche der Erde auf 9 Millionen 288 tausend Quadratmeilen an, wovon nur der dritte Theil trocknes Land ist. Wenn man nun den Erdball in vier gleiche Theile theilen wollte, so müßte, wenn auf dem einen Theil eben so viel Wasser wäre als auf dem andern, auf jeden Theil des Erdbodens wenigstens 774 tausend Quadratmeilen kommen. Dies ist aber nicht der Fall. Auf den ersten, oder nördlichen Obertheil kann man mindestens 1,700,000, auf den nördlichen Untertheil 600,000, auf den südlichen Untertheil 400,000, und auf den südlichen Obertheil 300,000 Quadratmeilen rechnen, mithin ist auf den nördlichen Obertheile mehr als die Hälfte vom Ganzen befindlich.

Flüsse, ja sogar Brunnen werden periodisch durch eine gewaltsame Kraft bewegt, die das Wasser abwechselnd empor hebt und niederschlägt, und der ganzen Wassermasse durch Erschütterung eine schwankende Bewegung mittheilt, die entweder Schritt vor Schritt abnimmt oder zunimmt.

Der Meeresgrund hat seine Ebenen, seine Tiefen, seine Felsen u. s. w. von jeder Art. Die Inseln sind nichts als Gipfel großer Berge. In dem Meere selbst haben Reisende sogar Ströme beobachtet, die ihren Lauf immer nach einerley Richtung nehmen, und die alles gewaltsam mit sich fortreissen.

Da es allgemein bekannt ist, daß nichts das Feuer erhitzter Materialien in die fürchterlichste Wuth versetzen kann, als der Zufluß des Wassers, welches das Toben desselben so lange vermehrt, bis seine sich nach allen Seiten ausbreitende Gewalt dem fernern Zugang desselben, durch den Auswurf alles dessen, was ihr im Wege liegt, und der Verstopfung der Oeffnung gewehrt hat, wodurch

durch denn Aufwallungen und die heftigsten Erschütterungen und unter dem Wasser verborgene Mündungen entstehen, aus welchen das Feuer unter dickem Dampfe hervorgetrieben wird.

Die ewigen Eisklumpen an den äußersten Enden der Erde, sowohl am Süd- als Nordpol sind ebenfalls kein uninteressanter Gegenstand für den Forscher.

Außer der zahllosen Menge von Fischen und Schaalthieren, die das Meer in seinem Schooße ernährt, ist der Boden des Meeres selbst noch merkwürdig. Er bestehet aus Sand, Schlamm, Thon, Felsen u. s. w. und ist mithin der Erde auf dem festen Lande in jeder Rücksicht gleich.

Welche menschliche Vernunft vermag nun alle diese Thatsachen in ihrem allgemeinen Zusammenhange zu enträthseln und die Entstehung der Erde zu ergründen und in ein System zu bringen; oder wer vermag in prophetischer Begeisterung die Zukunft zu enträthseln, und den

Einfluß, den die vor unsern Augen vorgehenden Umwandlungen einst noch auf das Menschengeschlecht haben werden, im voraus zu verkündigen? Doch für den kaltblütigen Forscher, der die Erfahrung befragt, ist es allerdings nicht so sonderbar, als es scheint, daß ihn die Begebenheiten der Vergangenheit nicht zuweilen zu Schlüssen und Vorherbestimmungen berechtigen sollten.

Zweites Kapitel.

Ueber die Veränderung der Erde und die scheinbar möglichen Ursachen derselben.

In unserm veränderlichen Klima, wo kluge Männer und Weiber einem jeden Tage des kommenden Jahres seinen Regen, Sonnenschein, Frost, Hitze, Stürme und Gewitter zumessen, möchte es fast ein wenig Verwegenheit scheinen, anders als in einer prophetischen Sprache Schlüsse über Thatsachen der Natur zu ziehen; allein ich gebe diesen Herren und Damen zu bedenken, daß es auf diesem Erdballe Gegenden giebt, wo das Barometer weder

steigt noch fällt, wo die Winde und die Jahreszeiten einer unveränderlichen Regel unterworfen sind, und wo man mithin alle Wetterpropheten entbehren kann.

Doch zur Sache. Die Veränderungen, die das Weltsystem seit den 3000 Jahren, wohin ohngefähr unsre Geschichte reicht, erlitten hat, sind in Vergleichung mit dem vorhergegangenen kaum der Bemerkung werth, so wichtig sie auch immer gewesen seyn mögen.

Daß der jetzt trockne und bewohnbare Erdboden ehemals ganz unter Wasser gestanden, und das Wasser selbst über den Gipfeln der Berge gestanden, das beweisen uns die Schaalthiere und mancherley Seegeschöpfe, die oft sehr weit an den Bergen in gerader Richtung fortstreichen; es würde für uns daher unbegreiflich seyn, wie eine so ungeheuere Menge von Thieren zu einer und derselben Zeit gelebt haben sollte, wenn wir nicht annehmen dürften, daß sie das Meer nach und nach an diesen Stellen abgesetzt und angeschwemmt habe.

Wenn man aber auch annehmen wollte, daß durch die Ueberschwemmung, von welcher uns Moses unter dem Namen von Sündfluth benachrichtigt, die Schaalengehäuse aus dem Grunde des Meers empor gehoben und auf dem Erdboden zerstreuet worden wären, so würde uns immer zu fragen übrig bleiben: wie die Schaalengehäuse, die in Marmor und auf den Felsen der höchsten Berge versteinert gefunden werden, dahin gekommen wären? Denn das wird Niemand einfallen zu behaupten, daß vor dieser Periode weder Berge noch Steine, noch Marmor, weder Felsen noch Kreide und andere Arten von Steinen und Erden da gewesen sey, die die Muscheln und andre Meerkörper eingeschlossen halten.

Die Beobachtungen und Untersuchungen können uns mit Gewißheit von der Wahrheit überzeugen, daß, wo nicht alle, doch wenigstens der größte Theil der jetzt bewohnbaren Erde unter dem Wasser des Meeres gestanden, und während dieser Zeit eben diejenigen Veränderungen erlitten hat, welchen der Grund des

Meeres noch bis auf den heutigen Tag unterworfen ist.

Eine der unleugbarsten Einwirkungen des Mondes ist die Ebbe und Fluth. Diese Bewegung, welche die Gewässer des Meeres und der mit ihr im Zusammenhange stehenden Flüssen und Brunnen zu gewissen Zeiten erhebt und niederdrückt. Warum aber die Ebbe und Fluth im mittelländischen äußerst gering, im weißen, schwarzen und kaspischen Meere aber unbekannt ist, davon ist der Grund kein andrer als der: weil sie außer dem Wirkungskreise des Mondes liegen, und mit dem indischen Ocean nicht zusammen hängen *). Das

*) Daß die Erde um die Sonne und der Mond um die Erde laufe, das ist in unsern Tagen eine ausgemachte Wahrheit und es bedarf keiner weitern Erklärung; daß der Mond aber auf die Atmosphäre einwürke und die Veränderung des Oceans, die man Ebbe und Fluth nennt, verursache, das bedarf einiger Erläuterung. Ich bilde mir von dem Mechanismus, der dieses Faktum veranlaßt, folgende Vorstellung. Die Sonne, indem sie auf den Mond einwürkt, drückt den Mond nach einem gewissen Punkte der Erde hin, diese aber verhindert durch die ihr beygegebene Atmosphäre den Punkt zu erreichen, mithin verursacht dadurch der Mond einen Gegendruck. Die Erde leidet also dadurch, daß der

rothe Meer hingegen hängt damit unmittelbar zusammen und hat Ebbe und Fluth, und ganz natürlich zu der Zeit, wo Tag und Nacht einander gleichen, in seiner Spitze am stärksten.

Mond, der mit seiner Atmosphäre in die Atmosphäre der Erde gleichsam eingetaucht ist, einen beständigen Druck. Dieser Druck gehet sowohl seitwärts als niederwärts gegen die Erde zu, bildet mithin einen Sturzkegel oder vielmehr einen Keil der unter ihnen zu stehen kommenden Atmosphäre, dessen Spitze der Mittelpunkt der Erde ist, und dieser greift also mechanisch auf den Ocean ein. Wie weit sich seine Wirkung nach der Tiefe erstreckt, läßt sich nicht genau bestimmen. Man setze aber einmal den Fall, daß er nur 300 Klaftern tief in den Ocean, in einer Rundung von einem halben Erdmesser, einwirke, so ist leicht begreiflich, daß das Meer, wenn es sich nicht in der offnen See verbreiten kann, 10 bis 12 Fuß hoch an seinen Ufern anschwellen kann. So wie sich nun die Erde von Abend gegen Morgen überkugelt, der Mond aber aus andern Ursachen mit der Erde nicht gleichen Schritt hält, so wirkt sein verursachter Druck von Morgen gegen Abend; woher es denn kommt, daß der Ocean, besonders zwischen den Wendekreisen, einen immerwährenden Zug gegen Abend hat.

Die Frage wäre also noch: ob die Leichtigkeit der Luft, die sich höchstwahrscheinlich in den höhern Regionen der Atmosphäre befinde, eine Pressung nach dem Mittelpunkte der Erde auch wirklich verursachen könne, und daß dieses mithin wohl eine falsche Voraussetzung seyn möchte? Hierauf dienet zur Antwort: Hier kann es nicht auf die Leichtigkeit, sondern auf die Elastizität

Dies scheint auch die Ursache gewesen zu seyn, warum Moses die Auswanderung seiner Landsleute zu der Zeit und zwar im Vollmonde veranstaltete, denn er wußte gewiß eben sowohl als wir, daß das rothe Meer am dritten Tage nach dem Vollmonde die stärkste Fluth, mithin auch die stärkste Ebbe habe, und daß er die Armee, die ihm vom Könige Pharao

der Luft ankommen. Da nun die neuern Chemiker gezeugt haben, daß es Luftarten giebt, die mehr als 10mal leichter sind als die Luft ist, die wir in die sogenannte Windbüchse laden, um Sperlinge und anderes kleines Geflügel damit zu schießen, und die dem ohngeachtet eben so viel Elastizität hat als eben diese; so bleibt die Einwirkung des Mondes auf die Atmosphäre die einzige, die den Mechanismus der Ebbe und Fluth erklärt. Anziehende Kräfte können hier nicht zum Grunde liegen, weil sie sonst eben so gut auf jeden Teich und jeden kleinen und großen See einwirken, und mithin auch da Ebbe und Fluth verursachen müßte. Daß dies aber nicht der Fall ist, das lehrt der Augenschein täglich. Die Elastizität aber, welche der atmosphärischen Luft beywohnt, ist eine immerwährende Bewegung. Da nun davon nichts über seine Gränzen hinaus kann, der Mond aber in diesem Luftmeer gleichsam schwimmt, und seine eigne Luft mit der, der Erde freylich unvereinbar seyn muß; so ist gar wohl zu begreifen, daß jeder Druck sich gegen den Mittelpunkt der Erde richten müsse.

nachgeschickt wurde, beim Eintritt der Fluth gegen sich unnütz machen könne.

Da sich die Erde, indem sie sich um ihre Achse drehet, und unter dem Aequator eine weit stärkere, vom Mittelpunkte abstrebende, Kraft äußern muß, als an den übrigen Theilen, so muß sie auch der Natur der Sache nach unter dem Aequator weit höher seyn, als gegen Norden und Süden. Denn schon aus der beständigen Bewegung, die die Ebbe und Fluth täglich verursacht, werden die von einer Zeit zur andern losgerissenen Theilchen nach dem Aequator hingeführt, und da die Bewegung des Meeres in horizontaler Richtung geschiehet, so müssen die durch den Niederschlag entstandenen Erhöhungen wagrechte Schichten bilden und sich in gleicher Höhe ansetzen.

Daß dieses wirklich der Fall ist, belehrt uns die tägliche Erfahrung. Denn an den Küsten, an welchen die Ebbe und Fluth bemerkbar ist, hat die Fluth eine Menge Sand, Erde, Muscheln und dergleichen abgesetzt, die die Ebbe nicht zurück genommen hat, und

hat diese Materialien, wie z. B. in Holland, in so großer Menge herbeygeführt, daß von deren Niederschlag trocknes Land entstanden ist; und wahrscheinlich wird kaum ein oder zwey Jahrhunderte nöthig seyn, den kleinen Meerbusen, den Süderse und den Texel in trocknes Land verwandelt zu sehen.

Sehen wir doch an allen Orten, wo sich große Flüsse ins Meer ergießen, daß es nach und nach angefüllet wird. Der Rhein verliert sich gegenwärtig in den Sand, den er selbst herbeygespült hat. Die Donau bildet an ihrer Mündung Inseln und Sandbänke, der Nil hat schon an seinem Ausflusse eine solche Menge Sand und Schlamm zusammen gehäuft, daß er jetzt durch mehrere Kanäle sich ins Meer ergießt.

Venedig würde schon lange auf trocknem Lande stehen, wenn man nicht mit dem größten Kostenaufwande und mit Sorgfältigkeit die Kanäle reinigte.

Höhlen doch die Tropfen nach und nach den harten Kalkstein aus, mit welchem wir die

Dachtraufen zu belegen pflegen, wie vielmehr sollte nicht das Meer an den Küsten seine zerstöhrenden Wirkungen äußern. Dies findet man sogar an den Küsten, die mit Felsen begrenzt sind. Die Stücke von Stein oder Erde, welche die, sich an den Felsen brechenden, Wellen nach und nach abreissen, können eine Strecke mit fortgeführt werden, und bey verminderter Bewegung des Wassers als Niederschlag zu Boden sinken.

Büffon ist der Meinung, daß der Ursprung der größten Berge, welche sich in dem alten Continent von Westen nach Osten, in dem neuern Welttheile aber von Norden nach Süden als eine zusammenhängende Kette ausbreiten, von der allgemeinen Bewegung der Ebbe und Fluth herrühre, und daß der Ursprung aller andern Berge hingegen von den besondern Bewegungen der Meerströhme, der Winde, der Vulkane und andern unnatürlichen Aufwallungen des Meeres herzuleiten sey. Die Menge von Inseln, die unter dem Aequator liegen, und die nichts weiter als die Spitzen von Bergen sind,

scheinen es begreiflich zu machen, daß die Erde daselbst weit mehrere und größere Berge haben müsse als die Gegenden nach Norden.

Hingegen glaubt Moro *), alle Berge könnten nur einzig und allein von Erdbeben entstanden seyn, die durch unterirdische Entzündungen veranlaßt worden seyen. Wenn aber auch manche Berge vulkanischen Ursprungs seyn können, sind es darum alle Berge? Die Untersuchungen der Materien, die die Bergmasse des festen Landes ausmachen, sollten uns doch lehren, anders darüber zu urtheilen.

Hier kommen uns nun einige Fragen in den Wurf, die weit leichter gemacht als beantwortet werden können, z. B.: Ist die Materie, aus welcher die Erde bestehet, selbstständig? wenn sie es ist, wie ist der Mechanismus ihrer Bildung denkbar? und wenn sie nicht selbstständig ist, müssen wir die Erschaffung der Materie, der Allmacht des höchsten Wesens

*) Neue Untersuchung der Veränderungen des Erdbodens, angestellt von Ant. Laz. Moro, aus dem Ital. übersetzt. Leipzig 1751.

in die Hände legen? Sind die Erhöhungen unter dem Aequator durch das Zusammenstoßen der Atomen bey der Bildung der Erde dadurch entstanden, daß die flüßige Materie durch den Umschwung unter dem Aequator eine Punktflucht bekommen, und sich um deswillen daselbst nach Verhältniß stärker ausgebreitet, mithin durch Zufall die Form erhalten habe, wie Neuton annimmt? Oder: dürfen wir annehmen, daß die Erde aus der Hand ihres Urhebers in einem vollkommen festen Zustande hervorgegangen sey, und die Erhöhungen unter ihrem Aequator blos durch den Niederschlag des Meers nach und nach in Schichten entstanden seyen? Da die Beantwortung aller dergleichen Fragen aber doch zu nichts helfen können, so spitzfindig sie auch ausfallen dürfte, so lasse ich vor der Hand alles dahin gestellt seyn. Genug, das Faktum ist richtig, die Erhöhungen unter dem Aequator sind nach Verhältniß größer als weiterhin nach den beyden Polen.

Ein Mechanismus von der entstandenen Unebenheit auf der Oberfläche der Erde läßt sich

wohl denken, aber es wird dem menschlichen Verstande auf immer unerklärbar bleiben, wie die Materie aus Nichts hat gemacht werden können. So viel ist richtig, ihre Ausbildung ist noch lange nicht vollendet. Denn die Bildung der Erde ist und bleibt veränderlich, auch kann diese Veränderlichkeit kein Geschäft der unmittelbar einwürkenden Hand Gottes seyn, sondern der Mechanismus, oder lieber, die Gesetze der Natur; sie sind der Finger Gottes, durch welche in jedem Augenblicke in die Ordnung der Dinge eingewürkt wird.

Ueberhaupt befindet sich derjenige in einem irrigen Wahne, welcher glaubt, die Gottheit nicht würdig verehren zu können, wenn er nicht alle und jede Ereignisse, sie mögen wohlthätige oder zerstöhrende Folgen äußern, in der Natur aus unmittelbaren Veranlassungen einer höhern Weisheit anzusehen vermag. Ein Werk Gottes kann nicht wie das Werk eines menschlichen Baumeisters angesehen werden, das von Zeit zu Zeit in Bau und Besserung

erhalten werden muß, wenn es fortdauren soll, denn die höchste Weisheit baucte gewiß nicht so, daß sie unmittelbare Einwirkung bedürfte, sondern so, daß sie sich selbst überlassen bleiben und ihren Zweck, den der Sterbliche einzusehen nicht Einsicht genug besitzt, erreichen konnte.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung.

Herodot, Plinius und mehrere andere haben behauptet, das mittelländische Meer wäre sonst nicht vorhanden gewesen. Daß das mittelländische Meer auch wirklich kein ursprünglicher, sondern ein durch einen Einbruch der Gewässer des Oceans gebildeter Meerbusen sey, das bestätigt schon die Naturgeschichte der beyden gegenüber liegenden afrikanischen und spanischen Küsten. An beyden Seiten der Meerenge befindet sich ein und dieselbe Erdschicht und Steinlage, selbst die Hügel in den Thälern bestehen aus ein und eben denselben Stoffen, dies ist eine ausgemachte Wahrheit.

Die Frage ist, wie konnte dieser gewaltsame Einbruch geschehen? Hier sind nur zwey Fälle denkbar: entweder das Stück Ufer wurde durch die Wellen des Meeres, das ohnehin durch den Druck des Mondes, der sein Zenith beständig über diesem Arme von Afrika hat, an dieser Se[illegible] der afrikanischen Küste empfindlich gereitzt wird, nach und nach abgespült, daß es denn der Gewalt der Wellen nicht länger Widerstand leisten konnte; oder, welches noch wahrscheinlicher ist, der Durchbruch geschahe durch einen gewaltsamen Stoß des Oceans, der den Damm zwischen den Vorgebürgen von Gibraltar und Zeuta umstürzte, und den engen Paß bildete, durch welchen dieses Meer seinen Zufluß von Wasser aus dem Ocean erhält. So viel ist richtig, daß, so bald sich der Ocean diesen Paß eröfnet hatte, seine Gewässer die niedren Gegenden, die Afrika mit Europa verbanden, überschwemmen und unter Wasser setzen und Italien zur Halbinsel, Korsika, Sardinien, Sicilien, Maltha, Zypern, Rhodus und alle Bergspitzen jener Gegenden in

Inseln verwandeln mußten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine Erschütterung ähnlicher Art, die im Jahr 1755 an der Küste von Portugall gewüthet hat, die Veranlassung zu diesem Durchbruche gewesen ist, denn die Geschichte belehrt uns, daß durch Erdbeben die Küsten von Afrika und von Kleinasien schon die fürchterlichsten Verheerungen erlitten haben. Wenn wir also nichts über dieses Naturereigniß in derselben davon auffinden, so muß man annehmen, daß es geschehen ist, ehe sie anfangt, weil es erlaubt ist, von dem, was noch jedem Tag geschiehet, auf das zu schließen, was geschehen mußte, um eine Wirkung ähnlicher Art hervorzubringen.

Die Höhlungen im Innern der Erde sind noch bey weitem nicht angefüllt oder eingestürzt, denn dieses beweisen die Erdbeben, die von Zeit zu Zeit entstehen, und die feuerspeienden Berge nur zu klar. Das Getöse, das wir bey einem Erdbebeu unter unsern Füßen bemerken, kann nur durch die unterirdischen Sturmwinde, verursacht

ursacht werden. Diese aber würden nicht entstehen können, wenn die Erde nicht voller Höhlen und Schläuche wäre und wenn nicht auf der ganzen Erdkugel doch ungeheuere Strecken mit einander in Verbindung stünden. Dies beweiset uns die Beobachtung des Vesuvs im Jahr 1755 bey dem Erdbeben von Lissabon. Denn da das Erdbeben in Lissabon vorüber war, ließ sein Toben auf kurze Zeit mit einemmale nach, vermuthlich darum, weil alle mit diesen Grüften in Zusammenhange stehende Luft, und selbst die, so über dem Gipfel desselben befindlich ist, durch alle Kanäle an den Ort der Entzündung hindrang, und wo also die Verminderung ihrer Ausdehnungskraft der Luft ihr den Zugang verstattete, mithin muß dieser Luftzug mehr als 200 Meilen lang gewesen seyn.

Wenn die Brennmaterialien im Innern der Erde in Entzündung gerathen, so dehnen sie die Luft in den Höhlen aus, und stoßen sie von sich. Da, wo nun die mit entzündeten Materialien angefüllten Höhlen in der Nähe eine

Oefnung finden, wird die Luft mit den brennbaren Stoffen ausgeworfen; aber so bald die Luft vom Feuerheerde weg ist, so bald hört die Entzündung auf, weil jedes Feuer ohne einen Zugang der Luft auslöschen muß. Wenn nun aber die Ursache (die Ausdehnung), die die Luft aus dem Feuer-Kanal weggeschaft hat, aufhört, so dringt neue Luft nach dem Feuerheerde hinzu, und das verlöschende Feuer wird dadurch wieder belebt. Nur auf die Weise wechseln die Ausbrüche der feuerspeienden Berge in gewissen Zwischenzeiten richtig nach einander ab. Mit der unterirdischen Entzündung hat es dieselbe Bewandniß.

Bouguer, einer von den Abgeordneten der ehemals Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris, bemerkte auf seiner Reise nach Peru *), daß ein feuerspeiender Berg in

*) Die Ursache, weshalb im Jahr 1735 Bouguer, Godin und de la Condamine von der Königl. Akademie der Wissenschaften nach Peru, Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monnier und Outhier nach Lappland geschickt wurden, betraf einen

gleichen Zwischenzeiten ruhig war und tobte. Er muthmaßt, und mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß das Durchdringen des Meerwassers, durch Oefnungen in der Erde, die zur Erhitzung und Entzündung natürlich geeigneten Stoffe in die heftigste Aufwallung bringen mußte. Wir wissen, daß das Feuer erhitzter Mineralien durch nichts so sehr in Wuth versetzt werden kann, als durch das Wasser, und daß sich das Toben desselben so lange vermehrt, bis seine sich nach allen Seiten ausbreitende Gewalt, den fernern Zugang desselben durch den Auswurf und Verstopfung der Oefnung gewehrt hat.

Streit der Gelehrten, der in nicht mehr und nichts weniger als darin bestand, mit Gewißheit zu bestimmen, ob die Erde, wie Cassini behauptete, ein längliches, oder wie Neuton auf seiner Stube durch Schlüsse herausgebracht hatte, ein zusammengedrücktes Sphäroid sey. Nach den genauesten Messungen fand sich denn, daß Neuton Recht hatte, und so haben wir denn auch erfahren, daß nach Bouguer die Erdaxe 6525377 Toisen, und der Aequator 6562026 Toisen im Durchmesser haben, mithin sich wie 179 : 178 verhalten.

Ich kann aber der Meinung nicht beypflichten, daß die vorzügliche Heftigkeit, womit ein am Meeresufer liegender Grund erschüttert wird, zum Theil von dem Gewichte herrühre, mit welchem das Meerwasser seinen damit benachbarten Boden belastet, weil die Gewalt, womit das unterirdische Feuer, dieses Gewölbe, worauf eine so erstaunliche Last ruhe, zu erheben sich bestrebe, sehr zurück gehalten werde, und, indem es hier keinen Raum seiner Ausbreitung vor sich finde, seine ganze Gewalt gegen den Boden des trocknen Landes kehren müsse, welcher damit zunächst zusammen hänge.

Die Last des Meerwasser möchte die Heftigkeit der Erschütterung des festen Landes aber wohl schwerlich zu verursachen im Stande seyn, weil sich sonst nicht wohl denken lassen würde, wie die Erschütterung von 1755 sich bis nach Amerika hätte erstrecken können, und wenn eine Bewegung auf dem Meere nicht so stark verspürt wird, so rührt dies wohl mehr daher, weil die Oberfläche des Wassers durch die hef-

tigsten Stöße immer nur ein kaum bemerkliches Schwanken auf dem Wasserspiegel hervorbringen kann. Die Sache läßt sich am besten durch ein Beyspiel erläutern. Wenn man eine mit Luft angefüllte Flasche wohl verschlossen in die Wärme bringt, so wird sich die ausgedehnte Luft bestreben den Stöpfel abzustoßen, und wenn ihre Gewalt dazu nicht hinreicht, wird sie sicher an der dünnsten Stelle sich einen Ausweg zu verschaffen suchen. Dies ist derselbe Fall bey unterirdischen Entzündungen. Denn es läßt sich eben so gut denken, daß mitten im Meere und nahe an der Küste das unterirdische Feuer sich einen Ausweg suchen und die Last des Wassers nicht achten werde, wenn nur gerade die Stelle, unter welcher der Feuerherd entstanden ist, zufälligerweise weniger Gewalt bedarf, um einen Theil der Erde zum Weichen zu bringen, wie der Fall mit den Liparischen Inseln im mittelländischen Meer gewesen seyn muß, deren Daseyn wir unterirdischen Entzündungen zuzuschreiben haben.

Wie groß ist nicht die Zahl unglücklicher Ereignisse der Art, so weit nur unsre Geschichte reicht? Wie viel Millionen von Geschöpfen mögen beym Durchbruche des Oceans der Meerenge bey Gibraltar und Zeuta ihr Leben durch die schnelle Fluth verloren haben, mit welcher seine Gewässer die niedern Gegenden Italiens überschwemmten? Ist es nicht sogar wahrscheinlich, daß unsre Geschichte weiter reichen würde, wenn dieser Damm mehr Widerstand geleistet hätte? Denn daß diese Gegenden zu der Zeit schon einen beträchtlichen Grad von Kultur erreicht gehabt haben müssen, könnten uns die Entdeckungen, die hie und da in jenen Gegenden im Innern der Erde gemacht worden sind, allein schon glaubend machen. So finden sich zum Beyspiel in der Gegend um Modena, in einer Tiefe von 14 bis 20 Fuß unter der Erde, die Trümmer einer Stadt, gepflasterte Straßen, Fußböden, Häuser und Stücke von mosaischer Arbeit, auf welches ein festes Erdreich, alsdenn eine feuchte, mit Erdgewächsen vermischte Erde. In einer

Tiefe von 26 Fuß kommten ganze Bäume, Nußbäume mit Nüssen und eine Menge von Blättern und Zweigen zum Vorschein. Einige Fuß tiefer hat sich eine schwarze, mit viel Schaalengehäusen vermischte, Kreide gegen 12 Fuß über einander, unter dieser Lage aber wieder Erdgewächse, Blätter und Zweige, nachher abwechselnd bald Kreide, bald Erde mit Erdgewächsen bis zu einer Tiefe von 63 Fuß gefunden, wo dann eine mit Gries, Sand und Schaalengehäusen vermischte Lage erscheint. So bald alsdann mit dem Erdbohrer noch 5 Fuß tief die Erde durchstochen wird, soll das Wasser mit solcher Macht hervorsprudeln, daß der Brunnen sich in kurzer Zeit bis oben anfüllt.

Ramazani, der diese Dinge erzählt, ist der Meinung, daß der Meerbusen von Venedig sich vor Zeiten bis nach Modena und vielleicht noch weiter erstreckt habe, die Ueberschwemmungen der Flüsse und des adriatischen Meeres hätten diese Massen von Materialien hier abgesetzt. Welcher Zeitraum aber würde

erforderlich seyn, den Erdboden nur 10 Fuß hoch zu erhöhen? und würde nicht immer noch die Frage entstehen: ob die hier vorgefundene Stadt schon vor dem Einsturz des Dammes, welcher das mittelländische Meer verursachte, gestanden oder erst erbauet worden sey, nachdem dieses Meer schon gebildet war?

So weit unsere Geschichte reicht, wissen wir weder von einer in jener Gegend versunkenen Stadt, noch von dem Einbruche besagten Dammes, aus welchem Umstande es daher sehr wahrscheinlich wird, daß mit dem Einbruche auch jenes merkwürdige Ereigniß, wovon uns Moses benachrichtigt, und das sich fast in den Traditionen aller Völker, sogar derer, die uns bisher noch unbekannt waren, vorfindet, in einem und demselben Zeitpunkt fallen dürfte; ein Ereigniß, das uns durch seine Folgen nothwendig aller Geschichte jener Vorzeiten berauben mußte, da es auf der einen Hälfte der Erde gewiß ziemlich allgemein war.

Die Gegenden Italiens, die gegenwärtig das mittelländische Meer bedeckt, waren zu

jenen Zeiten höchst wahrscheinlich bewohnt, und es ist daher gar nicht unglaublich, daß wenn jenes merkwürdige und so höchst unglückliche Ereigniß nicht eingetreten wäre, wir den Anfang der Welt vielleicht noch um eine beträchtliche Anzahl von Jahrtausenden hinauf datiren dürften. Indessen wollen wir den Faden, an dem sich noch eine Menge muthmaßlicher Schlüsse anreihen ließen hier einstweilen abschneiden; vielleicht knüpft sich im Verfolg derselbe von selbst wieder an, nur sey mir noch erlaubt, eine Muthmaßung zu äußern, ohne die sich das unterirdische Feuer, das noch in diesen Gegenden bis auf den heutigen Tag fortdauert, nicht erklärbar seyn würde.

Wenn man die Karte von Italien ansiehet, so fällt zwar gleich in die Augen, daß sich eine beträchtliche Zahl Flüsse und sogar Ströme von allen Seiten in dieses Meer ergießen. Diese Flüsse und Ströme dürften sich in der Gegend der Insel Kandia vereinigt, und gegen die Küste von Egypten, Syrien und Asien einen See, etwa wie den Kaspischen, gebildet

haben, von dem aber die Inseln des alten Griechenlands, Cypern nicht einmal ausgenommen vom festen Lande, sich nicht trennen konnten. Das Wasser jener Flüsse kann an dieser tiefern Stelle hinlänglichen Raum gehabt haben sich zu verbreiten und seinen täglichen Zufluß durch die Ausdünstung fortzuschaffen.

Wir wissen ja, daß das schwarze Meer, das noch eine weit größere Menge Wasser aus der Donau, Dniester, Dnieper, Don und andern Flüssen erhält, ehe es sich den Weg durch die Euxinische Meerenge gebahnt, nur ein weit größerer See gewesen seyn kann *) und sich des ihm zugeflossenen Wassers eben so hat entledigen müssen wie der kaspische See,

*) Daß das schwarze Meer von größerm Umfange gewesen seyn müsse, ist gewiß, und wenn es heut zu Tage nicht jenen Umfang hat, so kann dies nur daher rühren, weil es nach der Bildung der Meerenge mehr Abzug nach dem mittelländischen Meere gehabt hat, als dieses nach jenem. Das Salzwasser ist dem schwarzen Meere ursprünglich eben so wenig eigen wie es dem kaspischen noch bis auf diese Stunde nicht eigen ist. Es kann also nur aus dem mittelländischen Meere herrühren, das von unten hinein fließt, während die Oberfläche desselben dem mittelländischen Meer zuströmt.

der ganz und gar keine Gemeinschaft mit andern Meeren, mithin auch ganz und gar keinen Abfluß hat. Und kennt man denn bis auf diese Stunde einen andern Weg, den das mittelländische Meer sich gebahnt hätte, auf welchem es sein Wasser, das es durch die Meerenge bey Gibraltar erhält, fortschaffen könne, als die Ausdünstung? Denn wenn gleich in der Meerenge von Gibraltar zwischen dem Kap Trafalgale und Spartel ein Strom von unten aus dem mittelländischen ins atlandische Meer zurück fließt, so kann dieses doch kaum den zehnten Theil von demjenigen Wasser betragen, der aus dem atlandischen ins mittelländische Meer hineinströhmt.

Der berühmte Schlund oder Wirbel Charybdis *), jetzt Girofolo, der sich

*) Aristoteles in seinem Buche de admirandis, Virgil im 3ten seiner Aeneis, Lucrez, Ovid, Sallust, Seneca, reden alle mit Schaudern davon; sie stellen diesen Wirbel als eine Sache vor, die schon von weitem Schrecken erregt. Entweder haben aber die Poeten der alten, wie die Poeten der neuern Zeiten übertrieben, oder ist dieser Wirbel nicht mehr so fürchterlich wie ehemals? Ich glaube das erstere.

ohnweit des Hafens von Messina befindet, kann immer nur einen kleinen Theil davon aufnehmen, und durch unterirdische Kanäle nach andern Gegenden fortschaffen, obgleich noch nicht einmal erwiesen ist, daß dieser Wirbel das Wasser wirklich verschlucke, oder ob er blos durch die kleinen Gebürge entstehe, die an jener Stelle die Meerenge verengere, und dadurch das große von der unregelmäßigen Bewegung des Wassers herrührende Getöse verursache: dem sey aber wie ihm wolle, so müssen wir doch annehmen, daß der größte Theil dieses aus dem Ocean durch die Meerenge ins mittelländische Meer ströhmenden Wassers durch die Ausdünstung auf seiner Oberfläche fortgeschaft werden muß.

Es entstehet hier nun die Frage: wenn nun täglich eine so beträchtliche Quantität Meerwasser in diesem Meere verdunstet, wird nicht endlich einmal eine Zeit kommen, wo dieses Meer sich mit Salz ausfüllen wird? O ja! — nur möchte eine ziemlich große Anzahl von Jahrtausenden darzu nothwendig seyn. Sind

denn die großen Salzgebürge, welche für Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, die Moldau und Wallachey und andre Gegenden ein unerschöpflicher Schatz sind, und die, nach den versteinerten See- und Landthieren zu urtheilen, welche darinnen gefunden werden, kein Salzstock, sondern ein wahrer Salzflötz sind, nicht auch von dem Ocean gebildet worden? Ganz sicher haben sie keinen andern Ursprung *).

*) Wie weit mag sich dieser Salzflötz nicht erstrecken? sollte er nicht mit den Salzbergen an der Moldau zusammenhängen? Sollte das im Jahr 1781 neu entdeckte und eröfnete Salzbergwerk im Tyszmanischen Distrikt mit dem Bochnischen Salzflötz nicht ein und derselbe seyn? Es ist zum Erstaunen, wie tief man in die Salzgebirge schon gewühlt hat. Nach Caroli in seinen Reisen war im Jahr 1779 die Teufe schon 620 Ellen von Tage hinein, und man grub immer noch tiefer, weil man unten das beste Salz fand. Die großen Säle, wovon unter andern zwey gerade über einander stehen und 40 Ellen senkrecht ausmachen, enthalten nach oben und nach unten eine große Menge festes Steinsalz; die St. Kunigunden-Kapelle, in welcher die Bildsäule August II., Kanzel, Altar und noch viele andere Dinge, alles aus Salz gehauen ist, die großen Wagen, zwey Pferdeställe u. dgl. die in diesen Salzgebürgen eingehauen sind, müssen außerordentlich Erstaunen erregen und Salzbänke voraussetzen, die 40 bis 50 Ellen mächtig sind. Das feste Salz in dem Bergwerk wird Wand- oder Bankweise gewonnen. Es wer-

Man hat zwar die salzigen Eigenschaften des Meerwassers von den Salzbergen, die sich im Meer befinden sollen, herleiten wollen; allein dieses Beyspiel lehrt, daß gerade der Fall umgekehrt statt findet.

Wie viel Jahrtausende dürften darzu erforderlich gewesen seyn, eine so große Menge

den nämlich in einer Wand, die 3 bis 4 Ellen breit und rund herum etliche Zoll tief abgeschrämt ist, große eiserne Keile schräg hineingetrieben, bis die Wand sich ganz oder Stückweise absondert und herunter fällt, woraus alsdenn die Balwanen oder das Stücken-Salz gehauen wird; die reinen Abgänge werden in Fässer, zu dem Brökel-Salz (nicht ganz reines Salz) gehau, welches letztere mit Schrämhämmern an den Wänden von unten nach oben zu, abgehauen wird. Bey sehr großen Salzbänken bedient man sich sogar des Bohrers und des Pulvers, um es zu sprengen. Das Salz liegt immer Bank, Nieren- und Durmenweise, hat sein Steigen und Fallen, Flötz und andere Künste, und wird durch Bänke von Kalkgestein unterbrochen. Im Handel sind folgende Gattungen gebräuchlich: 1) Dezkowata oder Krystall-Salz; (das sich aus der Sohle crystallisirt). 2) Sybykowa, unreines mit Letten vermischtes Salz; 3) Zielsna, grünliches Salz, worin ebenfalls Schlamm und Letten befindlich sind; 4) Makowika, gestörntes Salz, welches auch mit Erdarten vermischt ist; 5) Blotnik, unreines Salz, das blos für das Vieh in Stücken verkauft wird.

von Salz abzusetzen und zum Theil so auszutrocknen, daß sie mehr einem Steine als Salz ähnlich ist? Eine große Naturrevolution, welche die Verbindung des Oceans mit dem mittelländischen Meere aufhübe, würde den Zustand, den dieser Theil von Italien, welchen das mittelländische Meer bedeckt, vor dem Durchbruch des Oceans gehabt haben muß, zum Theil wieder herstellen und eine ähnliche Salzschöpfung, wie die in Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, zu Tage fördern. Die Muthmaßung, daß sich in den niedern Gegenden des mittelländischen Meeres an der Küste von Syrien und Egypten *) ein See gebildet, sich aber bey weitem nicht bis nach Sicilien herauf erstreckt haben könne, scheint durch folgenden Umstand noch mehr Bestätigung zu erhalten.

Wenn es so gut als ausgemacht ist, daß die Nähe des Wassers die veranlassende Ursache aller unterirdischen Entzündungen ist, so würden

*) Man muß diesen Theil schon darum für niedriger halten, weil alle Flüsse und Ströme ihre Richtung dahin nehmen.

wahrscheinlich jetzt der Vesuv bey Neapel und der Aetna in Sicilien ausgebrannt seyn, wenn dieser See jene Gegenden schon damals so eng eingeschlossen hätte, als sie nach dem Einbruche des Oceans eingeschlossen worden sind. Mit den Vulkanen auf den Gebürgen des Kaukasus scheint dies der Fall auch wirklich zu seyn.

Bey so viel Spuren von einem so hohen Alter der Erde würde es wirklich ein Wunder zu seyn scheinen, das die Vulkane im mittelländischen Meere noch bis auf den heutigen Tag ihre verheerenden Wirkungen über alles das was ihnen im Wege liegt, verbreiten, und es läßt sich recht gut denken, daß endlich einmal ein Zeitpunkt kommen werde, wo die brennbaren Stoffe in der Tiefe jener Gegenden aufgezehrt seyn werden, wo mithin die Höllenrachen dieser Verderber, wenn auch nicht gestopft, doch eben so unschädlich seyn werden, als es die ehedem in Venedig so berüchtigten Löwenrachen, heut zu Tage sind.

Die feuerspeienden Berge auf dem Kaukasus, die ich so eben erwähnt habe, können

zweyer-

zweyerley Ursachen zu ihrer Entstehung gehabt haben. Die eine, wenn, wie es sehr wahrscheinlich ist, seine Gebirge von dem schwarzen Meere auf der einen, und von dem kaspischen auf der andern Seite sehr eng eingeschlossen worden sind, so, daß das Wasser aus dem einen oder dem andern Meere sich zu seinen brennbaren Stoffen Zutritt verschaffen konnte. Eine andere Veranlassung kann aber auch die große Fluth gewesen seyn, wovon Moses seine Landsleute aus Rücksichten, die sich sehr leicht begreifen lassen, benachrichtigt. Im erstern Falle kann die Entzündung sehr lange gedauert haben, im letztern Falle aber nur sehr kurze Zeit.

Die Vulkane auf der Insel Island, unter welchen sich der Hekla *) vorzüglich auszeichnet, sind darum merkwürdig, weil sie nicht nur

*) Der Ausbruch dieses Berges, der schon seit undenklichen Zeiten gewüthet hat, und bis auf den heutigen Tag noch fort wüthet, ist sehr fürchterlich. Die ausgeworfene Lava liegt gegen 70 Fuß über der Erde. In dieser Tiefe erst kömmt man auf Spuren einer alten Stadt, die unter der aufgeschütteten Last seiner ausgespieenen Materialien auf eben die Weise verschüttet ist, wie Herakles von dem Auswurfe des Vesuvs.

Feuer, sondern auch bisweilen Wasser ausspeien, mithin das bestätigen, daß das Wasser bis zu ihrem Feuerheerde eindringen müsse, wenn ihre zerstöhrenden Wirkungen sich ereignen sollen.

Alle Naturerscheinungen von der Art, die gegenwärtig noch fortdauern, sind vielleicht ihre Entstehung einer und eben derselben Ursache zuzuschreiben. Dies ist freilich nur Hypothese; allein es lassen sich doch so manche Schlüsse herausziehen, die praktischen Nutzen für den Erdbewohner haben dürften.

Auch die Winde tragen das Ihrige zu den Veränderungen des Erdbodens bey. Sie sind die eigenwilligsten Tyrannen der Erde und des Meeres, die einzig und allein nach selbstbeliebigen Einfällen zu wüthen und zu toben, zu schaffen und zu zerstöhren scheinen. Oft brechen sie mit wüthender Gewalt los, und setzen das Meerwasser in die fürchterlichste Bewegung, so, daß es sich in hohen beweglichen Bergen fortwälzt, und seine furchtbare Herrschaft gegen alles, was ihm im Wege liegt, ausübet. Selbst das

Land ist ihrem allmächtigen Despotism unterworfen. Wir wissen, daß sie in Asien, Arabien, in Afrika und mehrern andern Gegenden große Berge von Sand zusammen führen, das flache Land in weitem Umfange damit überschütten, und oft eine so ungeheure Menge Sand viele Meilen weit in das Meer führen und daselbst über einander schichten, daß oft Sandhügel und Sandbänke daraus gebildet werden. Sie sind die beschwerlichste Geisel für die Antillen, Madagaskar und mehrere andere Länder. Durch ihre unaufhaltbare Wuth entwurzeln sie Bäume und Pflanzen, stürzen Hütten und Paläste nieder, ja sogar Berge und Felsen. Sie wühlen Löcher und Schlünde in die Erde, und machen oft die Gegenden, die ihrer Wuth zum Gegenstande dienen, dadurch ganz unkenntlich.

Wie oft ist nicht das platte Land durch das Einstürzen unterirdischer Höhlen verändert worden? So wurde z. B. im Jahr 1618 die kleine Stadt Plûers in Helvetien von einem einstürzenden benachbarten Berge ganz in Schutt

vergraben, und ein großer See blieb zurück. Mehrere hundert Menschen mußten dieses Ereigniß der Natur mit ihrem Leben abbüßen. Im September stürzte die ganze westliche Seite von Diablerets im Walliser Lande ein, die eine Fläche von beynahe zwey Meilen im Umfange beträgt. Im Jahr 1733 ist ein Berg in Auvergne versunken, und sehr kurze Zeit nachher einer bey Bregens ohnweit dem Bodensee. Und woher dürften die großen und kleinen Landseen wohl anders herrühren, als von eingestürzten unterirdischen Höhlen? Wie viel Veränderungen dürfte der Erdboden nur in zweytausend Jahren durch das Einstürzen unterirdischer Höhlen noch erleiden?

Und warum sollten die Erdgewölbe jetzt dauerhafter seyn als ehemals? Zeugen nicht die Erdbeben hinlänglich, daß der Boden, den unsre Füße berühren, noch voll Höhlen seyn müsse? Würden wir die Stöße und unterirdischen Donner, die von Erdbeben aus andern Weltgegenden kommen, so deutlich wahrnehmen können?

Palermo in Sicilien wurde im Jahr 1726 zerstöhrt, 1600 Häuser, 19 Pallaste und 4 Kirchen eingestürzt und gegen 5000 Menschen verschüttet; alles dieses war in Zeit von einer Minute geschehen.

Das Erdbeben 1747 in dem südlichen Theil von Amerika richtete die Stadt Lima und einen sehr großen Strich Landes in Peru binnen 3 Minuten zu Grunde, und gegen 4000 Menschen wurden lebendig begraben.

Nicht immer gehen dem Erdbeben bedeutende Anzeichen vorher. Wenigstens soll es nicht der Fall bey der am 5ten Februar im Jahr 1783 in Kalabrien sich ereigneten Naturrevolution gewesen seyn. Eine kurze und meisterhafte Schilderung von jener Begebenheit

*) Ehe die unglücklichen Bewohner jener Gegenden die Gefahr, die unter ihren Füßen verborgen war, kaum ahnden konnten, verließen die wilden Thiere, durch den Instinkt geleitet, unruhig ihre alten Wohnungen, um in den Wäldern und Höhlen, auf freyem Felde und in den Dörfern Schutz zu suchen. Das Meer fieng an zu brausen. Die Seethiere versammleten sich auf der Oberfläche des Meeres, und die Vögel flogen aus einer Gegend in die andere.

giebt Meyer in Hamburg *). Das schreckliche Gemälde ist so vollkommen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, es hier nachzuzeichnen.

„Der 5te Februar war der Tag der Verwüstung. Unvorbereitet und ohne die sonst gewöhnlichen bedeutenden Zeichen des Erdbebens, wodurch die Natur selbst den Bewohnern einer von dem nahen Verderben bedroheten Gegend warnende Winke geben zu wollen scheint, brach sie in der Mittagsstunde über das Land herein. Nur 2 Minuten dauerten die ersten Erderschütterungen, welche eine der schrecklichsten und allgemeinsten Verheerungen in der hüglichten Ebne Kalabriens anrichteten. Die Bewegungen der Erde waren so gewaltsam als verschiedenartig. Wohin sie wirkten, da konnte nichts, was Menschen-Hände gemacht, selbst nichts, was die Natur der Dauer der Erde gleich fest und unzerstöhrbar geformt zu haben schien, widerstehen. Alles ward von

*) In seinen Darstellungen aus Italien. Berlin 1792 S. 433.

ihnen in einen Ruin niedergeworfen. — Bald war es ein schnell auf einander folgendes Erzittern, ein Schauder der Erdoberfläche; bald ein langsames, der Bewegung der Meereswellen ähnliches Wogen der Erde; bald hoben tief aus ihrer Grundfeste heraufwirkende Stöße den Boden plötzlich in gerader Richtung in die Höhe, und ließen ihn ganz oder zum Theil wieder sinken; bald wiegte er sich hin und her; bald ruhete die Erde einige Augenblicke, hob sich dann plötzlich wieder und drehete sich wie in einem Wirbel. Die furchtbarsten und seltensten Erscheinungen in den verwüsteten Erdstrichen machten diese Bewegungen der Erde von so verschiedener Art, welche in kurzen Zwischenräumen schnell auf einander folgten und nun mit vereinter Gewalt zusammen wirkten, sichtbar. Die erschütterten Gebäude der Städte und Dörfer fielen nicht allein zusammen, sondern die niedergestürzten Trümmer wurden von einer Seite zur andern hinüber geworfen; einzelne Mauern neigten sich und blieben eine Zeitlang in von einander verschiedenen Richtungen

stehen, bis ein neuer Stoß sie niederwarf; tief in die Erde gesenkte Grundfesten starker Gebäude wurden herausgeworfen, und die größten gegen einander geschleuderten Steinmassen zermalmt; aus verschiedenen Stücken zusammengesetzte Säulen sah man auf ihren erschütterten Fußgestelle umgedrehet, und so in einer der vorigen entgegengesetzten Richtung aufrecht stehen. — Hügel stiegen aus dem Schoos der Erde empor und sanken ganz oder zum Theil wieder hinab; Berge zerspalteten, und ihre umgestürzten Trümmer füllten Thäler aus; an dem Abhang der Hügel ausgebreitete Felder, glitten mit ihren Bäumen, Gebüschen und Häusern herab. Der Bergbewohner sah ein Feld und Haus um mehrere hundert Schritte tiefer liegen, und einige derselben wurden, ohne bedeutenden Schaden zu nehmen, mit ihren Wohnungen herabgerissen. Große Flecken wälzten sich in Trümmern von den Seiten der Berghöhen herab, und man entdeckte kaum noch die Spur ihrer vorigen Lage; andre wurden dem Erdboden gleich gemacht oder unter

dem Schutt zerschellter Felsen begraben. — Hier zerriß die Erde; da veränderten Flüsse, deren Tiefe sich hervorhob oder deren Bette verschüttet ward, ihren Lauf; dort entstanden Seen und Sümpfe in der ehemals fruchtreichen Ebene. — Ohne Zeit zur Flucht gewinnen zu können, wurden viele Tausende *) unter dem Schutt ihrer Häuser und der Erde begraben.

In der folgenden Nacht und mehrere Monate nachher dauerten die heftigen, wenn gleich dieser Revolution an furchtbarer Wirkung nicht gleichen Erderschütterungen noch fort, und brächten über andre Gegenden Kalabriens und über Sicilien Verderben. In allen diesen mit Zwischenräumen auf einander folgenden Erdbeben verloren über vierzigtausend Menschen das Leben. An den darauf erfolgten Seuchen sollen noch zwanzigtausend gestorben

*) Die Zahl derer, die in diesem Erdbeben am 5ten Februar das Leben verloren, schätzt man auf zwanzigtausend.

seyn. — Besonders litten, außer den landwärts liegenden Gegenden, die Küstenbewohner. Das empörte Meer überschwemmte hier das Land, und verschlang die Unglücklichen, welche die Gefahr des festen Landes flohen, und an der Küste oder auf den Wellen selbst ihre Rettung suchten. Mitten in dieser allgemeinen Zerstöhrung wütheten mehrere Tage hindurch die aus den eingestürzten Häusern hervorbrechenden Flammen, verwandelten die armen Reste des von dem Erdbeben verschonten Eigenthums der Unglücklichen in Asche, drangen bis in die Gräber der Lebendigen und der Todten, und verzehrten diese mit den Trümmern ihrer Häuser, welche sie bedeckten. Was das Erdbeben und die Flammen verschonten, ward von den umherstreifenden Räubern geplündert, welche über die Unglücklichen herfielen und bey den Drohungen der Natur, ihrer eignen Gefahr, mit unter dem allgemeinen Ruin zerschmettert zu werden, ungeachtet raubten, ohne des Eigenthumes und selbst des Lebens ihrer Verwandten und Freunde zu schonen.“

Wenn unsre Vernunft bey den Urtheilen über Gegenstände der Art irre würde, wäre es ein Wunder?

Auch die Veränderung des Erdbodens, die durch die Regen verursacht wird, ist merkwürdig, denn sie spülen von den Bergen Sand, Erde und dergleichen nach und nach ab, die die Ebenen und oft bis ins Meer abführen. Dadurch werden die Ebenen mehr und mehr ausgefüllt und immer höher, dahingegen die Berge nach und nach abnehmen müssen. Oft werden sogar ganze Felsenmassen heruntergeworfen, wodurch ihre Höhe eine merkliche Abnahme leiden muß. Von Frost und Hitze abgelöst, hat der Regen freyes Spiel solche mit sich fortzureissen.

D. Plott erzählt in seiner Naturgeschichte von Staffort eine Begebenheit, aus der man sich allenfalls einen Begriff machen kann, wie viel Erde der Regen nach und nach abzuspülen und in die Thäler herabzuschwemmen im Stande ist. „Achtzehen Fuß tief unter der Erde entdeckte man eine Menge, zu den Zeiten Eduards des 4ten, mithin 200 Jahre vorher,

geprägter Münzen.“ Im Durchschnitt betrug also das Erdreich, das in dieser sumpfigen Gegend nach und nach aufgeschwemmt war, nicht weniger als jährlich $1\frac{1}{2}$ Zoll.

Der Mensch selbst hat viel Veränderungen auf der Erde hervorgebracht, und ob sie gleich gegen diejenigen, welche die Natur verursacht, kaum in Betracht zu ziehen seyn dürften; so sind sie doch bemerkbar genug, um Anspruch auf die Aufmerksamkeit des Forschers zu machen.

Viertes Kapitel.

Weitere Fortsetzung über die Veränderung der Erde.

Daß die Erdkugel eine schiefe Lage habe, und daß der Theil des Erdbodens, welchen wir bewohnen, zu irgend einer Zeit unter den Gewässern des Meeres gestanden habe, das ist so gut als ausgemachte Wahrheit; aber noch ist nicht ausgemacht, ob die Erde von jeher, das heißt, seit ihrer Bildung eine schiefe Lage gehabt, oder ob sie durch irgend eine Mißhandlung in die gegenwärtige schiefe Lage gesetzt

worden sey. Nehmen wir an, sie sey durch irgend ein Ereigniß in diese Lage gebracht worden, so könnte dies nur durch einen kosmischen Körper (Kometen) geschehen seyn, welcher die Erdachse, wie die Kraft den Hebel, herumdrehete. Hat sie aber ursprünglich eine schiefe Lage gehabt, welcher Ursache würde da die große Fluth, die uns unter dem Namen Sündfluth bekannt ist, zuzuschreiben seyn?

Moses, der uns von diesem merkwürdigen Ereigniß benachrichtigt, giebt im 6ten Kapitel seines ersten Buchs nach Luthers Uebersetzung folgende Ursache davon an. Er sagt:

„Da sich die Menschen begunnten zu mehren auf Erden und zeugeten ihnen Töchter. Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern welche sie wollten. Da sprach der Herr: die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch. Ich will ihnen noch Frist geben hundert und zwanzig Jahre. Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder

Gottes die Töchter der Menschen beschliefen und ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. Da aber der Herr sahe, daß der Menschen Bosheit groß war auf Erden, und alles Dichten und Trachten nur böse war immerdar; da reuete es ihn, daß er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen, und sprach: Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde, von dem Menschen an bis auf das Vieh und bis auf das Gewürm, und bis auf die Vögel unter dem Himmel; denn es reuet mich, daß ich sie gemacht habe."

Vielleicht scheint es noch Manchen eine Vermessenheit zu seyn, wenn man dieser Erzählung heut zu Tage nicht mehr den vollkommenen Glauben beylegt, dessen vielleicht Moses von seinen Landsleuten, denen er diese Nachricht mittheilte, sich zu versehen hatte, zumal da er den Regenbogen, von welchem im 9ten

Kapitel die Rede ist, als Bekräftigungsmittel der Wahrheit seiner Erzählung benutzte: allein, da er sie blos nach den damaligen Begriffen des jüdischen Volks eingerichtet zu haben scheint, dem er weder das Weltsystem, wenn er es auch gekannt hätte, nicht erklären durfte, noch ihrer Unwissenheit wegen erklären konnte; so kann das keinen Naturforscher abhalten, die Ursache aufzusuchen und den wahrscheinlichen Mechanism, wodurch die unglückliche Katastrophe, die ganz außer Zweifel ist, entstehen konnte.

Jenes Ereigniß kann also immer wie jedes andere Unglück der Art, aus zweyerley Gesichtspunkten angesehen werden. Einmal als eine physikalische Begebenheit, deren Ursache der Forscher aufzufinden suchen kann, um die Wirkungen daraus zu erklären, und zweytens als eine lehrreiche Erinnerung: daß die Güter der Erde unserm Triebe nach Glückseligkeit keine Genugthuung verschaffen können.

Moses scheint in seiner Erzählung dieser Begebenheit gar sehr gegen die Menschenliebe

verstoßen zu haben, zumal da er dieses Ereigniß als ein über die unglücklichen Erdbewohner verhängtes Strafgericht vorstellig machte, daß sie um ihrer Uebelthaten willen betroffen habe.

Der Mensch ist freylich immer von sich selbst so eingenommen, daß er sich lediglich als das einzige Ziel der Anstalten des höchsten Wesens ansiehet, gleichsam als wenn dieses ganz und gar kein anderes Augenmerk haben könnte als allein ihn, um die Naturbegebenheiten darnach einzurichten. Er will immer, daß die Regeln der Vollkommenheit der Natur im Großen in keine Betrachtung kommen sollen, und daß sich alles blos in Beziehung auf ihn ereignen soll. Was in der Welt zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen gereicht, das, stellt er sich vor, sey blos um seinetwillen da, und die Natur nehme keine Veränderung vor, die irgend eine Ursache der Ungemächlichkeit für den Menschen werden könne, als um ihm zu drohen, zu strafen, oder wohl gar um Rache an ihm zu nehmen, wenn er gleich tagtäglich

sehen

sehen könnte, sobald er nur sonst seine Augen aufthun wollte, daß unendlich viel von dem Schweiße ihrer Mitmenschen gemästete Bösewichter in Ruhe einschlafen und daheim fahren; daß Stürme, Hagel, Feuer, Wasser, Pest, Krieg u. s. w., das Eigenthum und das Leben und die Gesundheit des rechtschaffenen Mannes eben so gut verwüsten und zerstöhren als das Eigenthum des Schurken, und daß viele Länder von Verwüstungen befreiet bleiben, die sich über andere, die das Unglück trift, durchaus keines Vorzugs anmaßen dürfen.

Das unglückliche Schicksal, das die beyden römischen Städte Herkulanum und Pompeji betraf, war sehr verschieden in Rücksicht unter sich, aber noch weit mehr in Rücksicht auf die übrigen Städte des römischen Gebiets. Jene ward von einer sich über sie herwälzenden Lavafluth und zugleich mit Steinen und Asche, die der Vesuv auswarf, bedeckt. Diese überfiel ein Feuerregen der sie unter Asche und glühende Steine vergrub. Die Herkulaner konnten doch dem ihnen drohenden Untergange

noch entfliehen; die Bewohner von Pompeji aber überraschte das schnell hereinbrechende allgemeine Verderben ihrer Stadt, so, daß nicht einmal die Stadtwache diesem fürchterlichen Tode entkam.

Der Mensch ist darum keinem unwandelbaren Schicksale der Naturgesetze ohne Nachsicht auf seine besondern Vortheile überlassen, behüte der Himmel! Eben dieselbe höchste Weisheit, sagt Kant, von welcher der Lauf der Natur diejenige Richtigkeit entlehnt, die keiner Ausbesserung bedarf, hat die niedern Zwecke den höhern untergeordnet, und in eben den Absichten, in welchen jene oft die wichtigsten Ausnahmen von den allgemeinen Regeln der Natur gemacht hat, um die unendlich höhern Zwecke zu erreichen, die weit über alle Naturmittel erhaben sind, wird auf die Führung des menschlichen Geschlechts in dem Regimente der Welt selbst dem Laufe der Naturdinge Gesetze vorschreiben. Wenn eine Stadt oder ein Land das Unheil gewahr wird, womit die göttliche Weisheit sie oder ihre Nachbarn in

Schrecken setzt; ist es wohl noch zweifelhaft, welche Parthei sie zu ergreifen habe, um dem Verderben, das ihnen droht, vorzubeugen? und sind die Zeichen noch wohl zweydeutig, die Absichten begreiflich zu machen, zu deren Vollführung alle Wege der Vorsehung einstimmig den Menschen entweder einladen oder antreiben? Ein Fürst, der, durch ein edles Herz getrieben, sich diese Drangsale des menschlichen Geschlechts bewegen läßt, das Elend des Kriegs von denen abzuwenden, welchen überdem von allen Seiten schwere Unglücksfälle drohen, ist ein wohlthätiges Werkzeug in der gütigen Hand Gottes, und ein Geschenk das er den Völkern der Erde macht, dessen Werth sie niemals nach seiner Größe schätzen können.

Ich kehre nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu meinem Gegenstande zurück.

Sack *) schreibt die Veränderung mit sehr wahrscheinlichen Gründen der Einwirkung

*) In seiner Geologie. Breslau 1785.

eines kosmischen Körpers (Kometen) zu, und erklärt daraus die Ueberschwemmung, von welcher uns Moses und die Traditionen fast aller bekannten Völker benachrichtigen. Er behauptet: die Erde hätte vor diesem Ereigniß ihren Umlauf in paralleler Richtung, wie z. B. Jupiter und Mars, genommen, weil für alle Planeten eine allgemeine Regel statt finden müsse, und diese keine andere seyn könne, als die parallele Lage, so bald die Welt als ein mechanisches Werk angenommen werde. Nun sey aber die schiefe Lage derselben für zufällig und zwangartig anzusehen, allen Zwang aber könne man sich nicht anders als körperlich und außer der Erde selbst gelegen vorstellen, mithin müsse die schiefe Lage der Erde von einem kosmischen Körper verursacht worden seyn.

Eine solche Kollision der Erde mit einem kosmischen Körper kann nun freylich nicht anders als mit dem heftigsten Druck auf die Atmosphäre der Erdkugel gedacht werden, die wohl geeignet seyn konnte, den Umsturz der halben Erdkugel zu bewirken.

Alle Umstände beweisen, daß der Druck von Süden nach Norden gegangen seyn müsse, woher es denn sehr wahrscheinlich werden dürfte, daß nicht nur die Gerippe von Elephanten und anderer großen Landthiere, die nur in südlichen Gegenden zu leben gewohnt sind, und die zum Beyspiel in Sibirien und in Nordamerika häufig gefunden und in Deutschland auch zuweilen angetroffen werden, wie in Burgtonna bey Gotha, wo schon im Jahr 1696 ein Elephanten-Gerippe ausgegraben worden, und im Jahr 1799 ein zweytes in derselben Höhle 50 Fuß weiter aufgefunden und ausgegraben worden ist *), sondern auch die in Deutschland vorgefundenen Kohlenwerke und noch eine Menge andrer Ereignisse aus jenem Zeitpunkte sich herschreiben dürfte. Denn da die Bäume, wie in dem Braunkohlenwerke bey Leipzig, wo sie mit Schwefelkies durchsintert noch in ihrem ganzen Umfange vorgefunden werden, mit den Wurzeln nach Norden und

*) v. Zach, monatl. Correspond. Januar 1800.

mit ihren Aesten nach Süden liegen; so ist kein andrer Grund vorhanden, (wenn wir nicht noch andere eben so gewaltsame Revolutionen wie die Sündfluth annehmen wollen) als daß diese Bäume durch eben dieses Ereigniß an Ort und Stelle entwurzelt und verschlemmt worden seyn müssen. Wahrhaftig, nur eine solche Begebenheit würde, wenn wir auch ganz und gar keine Nachricht von einer solchen gewaltsamen Fluth hätten, vermuthet werden müssen, wenn wir von Erscheinungen der Art, wie uns z. B. Pallas in seinen Reisen benachrichtigt hat, eine wahrscheinliche Ursache angeben wollen. Dieser sagt an dem oben schon angeführten Orte, daß ihn die großen Gebeine, die bald zerstreuet, bald in angehäuften Skeletten zu vielen Hunderten vorkämen, wenn er sie in ihrer Lagerstätte betrachtet hätte, von der Wirklichkeit einer ehemaligen Ueberschwemmung der Erdkugel überzeugt hätten. Ein Umstand, von dem er gestehe, daß er die Wahrscheinlichkeit nicht eher habe einsehen können, bis er jene Gegenden durchreiset, und alles, was daselbst

dieser merkwürdigen Begebenheit zum Beweis dienen könne, in Augenschein genommen habe. Die zahllose Menge dieser Gebeine in Lagern, worinnen sie zugleich mit kleinen Tellinen, Fischgräten, Fischzähnen mit Ocher angefülltem Holze u. s. w. gefunden wurden, bewiesen schon, daß sie durch Ueberschwemmung dahin geführt worden wären. Das Gerippe eines Rhinozeros, an dem sich noch die ganze Haut und Ueberbleibsel von Sehnen, Ligamenten und Knorpeln befunden hätten, welches man in den beständig gefrornen Gegenden des Willui gefunden habe, und wovon er die besten Stücke in das Kabinet der Russisch-Kaiserl. Akademie in St. Petersburg eingeliefert hatte, gäben den überzeugendsten Beweis, daß es eine von den gewaltsamsten und schnellsten Bewegungen der Wasserfluth gewesen seyn müsse, durch die damals diese Körper in jene Gegenden geführt worden wären, ehe noch die Fäulniß Zeit gehabt habe, ihre weichen Theile zu zerstöhren. Den Nachrichten der Jäger zufolge wären an den Bergen zwischen den

Flüssen Indigh irka und Kolyma zu wiederhohltenmalen ähnliche Gerippe von Elephanten und andern großen Thieren, noch mit Haut bekleidet, bemerkt worden.

Daß die in den gemäßigtern Gegenden von Europa vorgefundenen Knochen zum Theil schon zerstöhrt sind, die in jenen mit ewigem Eise bedeckten Gegenden befindlich, aber zum Theil nach einem so langen Zeitraume noch vollkommen erhalten worden sind, das liegt in der Natur der Sache.

Wir haben nicht nöthig eine Präadamitische Schöpfung, d. h. eine Schöpfung in einem Zeitalter vor Adam anzunehmen, um daraus erklären zu können, daß die hie und da aufgefundenen Ueberbleibsel und Fragmente von großen Landthieren, zu denen wir gegenwärtig die Originale noch nicht aufgefunden haben, aus jenen Zeiten herrühren müßten, ob ich gleich eben so wenig behaupten möchte, daß seit der Erschaffung der Welt nur 5755 Jahr, und seit der Sündfluth 4094 Jahr verflossen seyn sollten, wie uns die Kalender vom Jahr 1801

berichteten. Vielleicht, ja ich glaube fast ganz gewiß, ist der Elephant, wovon sich, wie ich gar nicht in Abrede stellen mag, am Ohio fossile Knochen gefunden haben sollen, und den die Naturforscher vielleicht ein wenig zu voreilig Elephas americanus betiteln, darum noch keine besondere Art des Elephanten, der aus einer Präadamitischen Schöpfung herrühre, sondern ganz sicher ein wahrer Bruder des sich noch bis auf den heutigen Tag in südlichen Gegenden befindlichen Elephanten, gewesen seyn kann. Ist es denn so unwahrscheinlich, daß vor dieser unglücklichen Katastrophe Indien mit Amerika zusammen gehangen haben könne?

Die Mineralogie kann uns aber schon um deswillen keine Beweise zu einer Präadamitischen Schöpfung liefern, weil man annehmen muß, daß die Ueberschwemmung allein Ursache von allen vulkanischen Produkten der Gebürge des festen Landes seyn kann. Nicht einmal zu gedenken, daß theils in unbewohnten Erdstrichen die wilden Thiere ein weit höheres Alter erreichen, als in bewohnbaren und kultivirten Gegenden, die sie

fliehen, und daß uns noch sehr große Striche des Erdbodens in Ansehung ihrer Bewohner sowohl als ihrer Thiergattungen und Naturprodukte so gut als unbekannt sind.

Wie viel Thierarten können nicht, theils durch die Fluth, theils durch die Menschen selbst, theils durch andere Zufälle ausgerottet worden seyn? Der Dudu (Didus ineptus), der zu Ende des 16ten Jahrhunderts von den holländischen Ostindienfahrern auf Isle de France entdeckt wurde, ist den neuern Nachrichten zufolge nicht mehr vorhanden.

Zwar finden sich in den Lagerstätten dieser großen Landthiere in unserm Klima keine Seeprodukte wie in jenen kalten Gegenden Sibiriens; allein dies ist noch kein Beweis, daß diese Lager darum neuerer Entstehung seyn müssen. Gemeiniglich finden sie sich in Lehm und Kalkmergel, in Gegenden, wo Frost und Hitze mit einander abwechselten, weil sich keine darinnen finden können, indem sie durch diese abwechselnde Temperatur in Kalkerde verwandelt werden müssen. Nie wird man in Ebenen Ver-

steinerungen gefunden haben, sie müßten denn von den Kalkflötzgebürgen losgerissen und nach den Ebenen hingeführt worden seyn. Es läßt sich nur daraus erklären, daß die besagten Knochen dieser großen Thiere oder vielmehr die Körper selbst, wie Pallas in der angeführten Nachricht uns versichert, durch das Wasser angeschwemmt worden sind, weil es sonst wahrscheinlich wäre, daß sie, da sie doch aus einer heissen Zone in die unsrige gekommen sind, von dem Wasser unterwegs würden abgesetzt worden seyn, ehe sie eine so weite Strecke zurück gelegt hätten. Wenn es nun also gleich sehr wahrscheinlich zu seyn scheint, daß die kleinen Gebirge, unter welchen sich die besagten Thierknochen befinden, nach und nach aus einem ruhigen Niederschlag der Kalktheilchen, aus den durch die Fluth entstandenen Sümpfen und Landgewässer entstanden sind, da die Schichtung des Tuffsteins größtentheils eine horizontale Lage hat, wie dies in den kleinen Gebirgen bey Burgtonna der Fall ist; so können diese Thiere doch an den Orten, wo sie vorgefunden worden sind, und

noch vorgefunden werden, abgesetzt worden seyn, theils weil die weichen Theile derselben nach und nach abgefallen und die Gerippe als Niederschlag zu Boden gesunken sind, theils weil vielleicht an Ort und Stelle eine Schlucht vorhanden gewesen seyn dürfte, in welcher das Wasser ganz ruhig seine Beymischung um so leichter absetzen konnte.

Genug, es scheint ausgemacht zu seyn, daß die aufgefundenen und noch aufzufindenden Thierknochen aus fremden Erdstrichen nur von jener großen Fluth herrühren können.

Eben dieses Ereigniß kann zufälliger Weise verursacht haben, daß der nördliche Obertheil der Erde, wovon oben S. 45. in der Anmerkung die Rede gewesen, in trocknes Land umgebildet worden ist. Denn unstreitig ist die Strecke von der Wolga durch Groß- und Kleinpohlen hindurch nach Westen hinauf, vielleicht bis nach England, Schottland und Irrland und nach Süden hin, bis an die Gebirge in Siebenbürgen, Gallizien, Tyrol u. s. w., und von hier nach Norden hinauf bis nach der Ostsee und

dem weißen Meere hin Meeresgrund gewesen, woraus denn auch die Entstehung der Galizischen Salzgebirge in Bochina, Wieliczka u. s. w. zu erklären seyn dürften.

Um also diese große Fluth der Gewässer zu erklären, müssen wir annehmen, daß die Erde ursprünglich keine schiefe Lage gehabt, sondern solche durch einen Zufall erhalten habe, weil sonst kein Grund vorhanden seyn würde, aus welchem jenes unglückliche Ereigniß erklärt werden könne. Denn eine andere Ursache sey es, ein Einsturz einer ungeheuer großen unterirdischen Höhle oder ein Erdbeben, so umfassend auch seine Wirkungen seyn dürften, würde diese Revolution nicht bewirkt haben können.

Nun ist aber nicht zu leugnen, daß ein Theil der Berge durch die Sündfluth entstanden seyn könne, wohin vorzüglich diejenigen gehören dürften, in deren Innern man organische und fremde Körper findet.

Wie alt aber die Erde sey? ist eine Frage, die gar nicht zu beantworten seyn kann. Zu-

verläßig ist sie noch weit älter, als man glaubt. Sind Marmorberge, die sich allenthalben auf der Erde vorfinden, Geburten von Konchilien und Testazeen, wie man fast mit Gewißheit behaupten kann, so lassen unsere Schlüsse keine geringe Anzahl von Jahrtausenden zu, und welche wunderbaren Ereignisse und Zerstöhrungen können sich in einem solchen Zeitraume nicht zugetragen und die zufällige Bildung der Erde bewirkt haben? Welche Umbildungen und Zerstöhrungen ihrer Oberfläche können ihr nicht noch bevorstehen? Denn noch kann man nicht behaupten, daß ihre Bildung vollendet sey oder einst werde vollendet werden.

Wenn nun aber auch die Bildung der Erde so großen Veränderungen unterworfen ist, und jede Veränderung, jede, wenn auch theilweise Zerstöhrung, für die lebendigen Geschöpfe neues Ungemach, Schrecken und Elend erzeugen muß, so dürften wir doch wohl annehmen können, daß die Natur blos darum vernichte und zerstöhre,

um eine neue, vollkommenere und bessere Schöpfung zu bilden.

Reich an Erinnerungen der Vergangenheit ist jedes Plätzchen auf der Erde; bey jedem Tritte, bey jedem Schritte setzen wir den Fuß auf die Geschichte der Vorwelt!

Zweytes Buch.

Ubique mors est: optime hoc cavit Deus.
Eripere vitam nemo non homini potest,
At nemo mortem; mille ad hanc aditus patent.

SENEC.

Erstes Kapitel.

Ansicht der Natur in Rücksicht auf die thierische Schöpfung überhaupt.

Wenn wir die thierischen Geschöpfe mit Aufmerksamkeit betrachten, so finden wir von der einen Seite alles so mütterlich, so gütig, so schön und weise von der Natur eingerichtet; wir finden die einfachsten und vortreflichsten Anstalten zur Erhaltung und Fortpflanzung der Arten; die sorgfältigste Verwahrung der innern

Quellen

Quellen des Lebens; die schicklichsten Werkzeuge zum Aufsuchen und Ergreifen der Nahrung: auf der andern Seite aber finden wir alles so schrecklich wild, so tyrannisch und grausam; wir werden so viel mörderische, sich nach Blut sehnende und zum Blutvergießen gerüstete Thiere, so viel Stacheln und vergiftete Zungen, so viel Rachen und Klauen, so viel Gruben und Gewebe gewahr, daß wir darüber in einen Zustand gerathen, der doch nichts weniger als ein gleichgültiger Zustand genannt zu werden verdient, in welchem wir nicht wissen, ob wir uns über die gütigen und weisen Anstalten freuen, oder ob wir die Triebe zum Zerstöhren und Verwüsten verabscheuen sollen.

Was das Verhältniß der Thiere, selbst der zweyfüßigen ohne Federn, unter und zu einander betrift, so haben die Naturforscher von jeher alle Thiergattungen dem Willen des Menschen — versteht sich nur auf dem Papier — unterworfen, und ihm den ersten Rang in der thierischen Schöpfung angewiesen, gleichsam, als wenn es schon ausgemacht gewesen wäre, alles

sey um des Menschen willen da, ohne zu bedenken, daß der Mensch vielleicht noch um eines andern Dinges willen da seyn könne.

Freylich würde sich die Einrichtung, die die Natur in den bildenden und zerstöhrenden Anstalten äußert, doch immer im Ganzen als ein großer Staat, das heißt, als ein System, nach welchem jedes Mitglied der Gesellschaft als ein Theil von dem aus der gemeinschaftlichen Verbindung entstehenden Ganzen anzusehen ist, und nach welchem die Mitglieder desselben einem gemeinschaftlichen Gesetze — dem Tode — gehorchen, ansehen lassen, wenn sich nur nicht zu viele Einwendungen in Rücksicht der äußern Form dagegen machen ließen.

Man bedenke doch, wie viel man gewonnen haben würde, wenn sich die Natur hätte angelegen seyn lassen, den Menschen einen Fingerzeig durch ihre Einrichtungen in Ansehung der Regierung zu geben, die ihnen deutlich und begreiflich zu machen im Stande wären, ob sie zu ihrer Aufrechthaltung eine

monarchische oder aristokratische, oder eine republikanische Regierungsform erheische.

Das hat sie nun aber nicht gethan, und weil sie es nicht gethan hat, so haben es sich kluge Leute angelegen sein lassen, ihr eine äußere Form ihrer gesetzgebenden und ausübenden Gewalt nach eigenem Belieben unterzuschieben, wodurch denn eine Regierungsform nach der andern, der Natur in ihren Wirkungen zur Richtschnur dienen sollte. Denjenigen nun, welche es in dieser Rücksicht mit der monarchischen Verfassung halten dürften, gebe ich zu bedenken, daß ihr sogenannter Herr oder Souverain der Schöpfung — König oder Bettler — der Mensch, seine Gewalt mit dem Bären, Panther, Tieger, Schakal, Wolf, Fuchse und andern großen und kleinen Magnaten des Erdbodens, immer werde theilen müssen, so lange er sich ihrer nicht ganz entledigt hat, d. h. so lange bis er sie nicht alle rein von dem Erdboden vertilgt hat. Und gesetzt auch, daß es ihm in der Folge der Zeit gelänge, wird er sich die Tyrannen des Meers auch unterwerfen

können? Deshalb aber ist dieser große Staaten Staat doch nicht aristokratisch; wenn gleich exekutive, oder ausführende Gewalt in den Klauen und Tatzen der Raubthiere liegt, unter welche Gattungen von Geschöpfen manche Leute auch den Menschen zählen wollen, so haben sie doch an der gesetzgebenden keinen Antheil, sondern herrschen nach eigner Willkühr. Der Mensch allein ist im Besitz beyder Gewalten, und die Raubthiere haben im großen Rathe der Gesetzgebung eben so wenig Sitz und Stimme, als die neugeadelten Gelehrten und Kaufleute auf den Landtägen haben dürfen, was doch freylich auch mit zur Aristokratie gehört.

Weniger noch ist er republikanisch, ob er gleich einen Schein davon zu haben scheint; denn, wenn gleich der Mensch eben so wie das Raubthier einen Theil der Staatsbürger des Erdbodens aus eigner Machtvollkommenheit, roh, gekocht und gebraten verschlingt, so können doch mehrere tausende, einzelner Mitglieder, des ihnen von der Mutter-Natur beygegebenen eignen Appetits wegen nicht mit einstim-

men, und überdem könnte dieser Staat schon darum nicht republikanisch seyn, weil schon die Natur den Menschen durch Vernunft begünstigt hat, und derselbe vermöge dieses Geschenks in den Stand gesetzt zu seyn glaubt, seinen Willen mit Schlingen, Netzen, Eisen, Gewehr und dergleichen zum Verderben ausgesonnenen Werkzeugen über alles was Leben hat und nicht hat, als alleiniges Gesetz anzusehen, und er Kraft dieses in allen Reichen der Natur rauben und plündern kann.

Wahr ist es immer, die ernsthaftesten Untersuchungen der Natur sind für den Menschen demüthigend, weil sie ihn lehren, sich von selbst den Thiergattungen beyzuzählen, und es hat sogar den Anschein, daß sich das Thier weit mehr auf seinen, ihm von der Natur beygegebenen, Instinkt mehr verlassen könne, als der Mensch auf seinen Verstand. Doch davon weiter unten.

Wer sich nur ein wenig in der Welt umsiehet, und die verschiedenen Gegenstände in derselben mit Aufmerksamkeit betrachtet, der

wird gewiß bemerken, daß man von dem vollkommensten Geschöpf bis zu Polypen, von Stufe zu Stufe herabsteigen kann.

Ich will keine Naturgeschichte liefern, und kann ich mich also hier nicht auf eine weitläuftige Beschreibung der einzelnen Thiergattungen einlassen. Wenn man also hier nicht immer bey den Geschöpfen, von denen es mir beliebt, einzelne Eigenschaften aufzustellen, von der Gestalt, Größe, Schwere, von der Farbe, Stellungen des Körpers, wenn er in Ruhe ist, oder sich in Bewegung befindet, von der Lage der Theile und ihrer Verhältnisse unter einander, von der Figur, der Art zu wirken u. s. w., von der Erzeugung, von der Zeit in welcher sie trächtig sind, wenn und wo sie zu werfen pflegen, von der Zahl ihrer Jungen, von der Sorgfalt oder Sorglosigkeit der Väter und Mütter, von der Erziehungsart, von dem Instinkt oder natürlichen Trieb, von den Oertern ihres Aufenthalts, von ihrer Nahrung und der Art wie sie dieselbe zu suchen pflegen, von ihren Sitten, ihrer List und Jagd, von den Diensten

oder Vortheilen, die sie den Menschen gewähren, so ganz genau unterrichtet wird, so bedenke man, daß der Zweck dieses Buchs blos dahin geht, Ansichten der Natur in einzelnen auffallenden und bemerkenswerthen Anlagen in besonderer Hinsicht auf die Thiergattung zu geben.

Im Allgemeinen ist freylich in den Verhältnissen der Dinge nichts so durchgängig allgemein als Verschiedenheit und Veränderung, auch ist die Aehnlichkeit derselben bey weitem nicht so groß an der einen Seite, als die Unähnlichkeit an der andern; denn die Natur scheint sich anheischig gemacht zu haben kein Zweites zu schaffen, das von dem Ersten nicht verschieden wäre. Um diese Wahrheiten einsehen zu lernen, heften wir unser Augenmerk auf folgende Gegenstände.

Zweites Kapitel.

Der Löwe

unter der brennendsten Hitze in Afrika erzeugt, ist unter allen Thieren das stärkste, verwegenste und schrecklichste. Die Löwen auf dem Atlasgebirge, dessen Spitze oft unter dem Schnee

verborgen ist, sind weder so frech noch so stark und grimmig, als die Löwen in Biledulgerid oder Zaara, deren Ebenen blos aus heißem Sande bestehen. Diese sind den benachbarten Provinzen eine eigentliche Landplage und werden dem Reisenden oft sehr gefährlich.

Dieses muthige und starke Thier, das alle andere Thiere vermittelst des königl. Rechts des Stärkern erwürgt und zu Beute macht, hat nur den Menschen zu seinem Feinde. Die Ueberlegenheit des Menschen durch die Waffen, hat gewissermaßen seine Stärke in Ohnmacht und seinen Muth in Schüchternheit verwandelt. Sein Muth pflegt immer nach dem Maaße zu- oder abzunehmen, je nachdem er glücklichen oder unglücklichen Gebrauch von seinen Kräften machen kann. In den Wüsten von Zaara, in Senegal und den äußersten Enden von Mauritanien, und überhaupt in allen südlichen Theilen von Afrika und Asien giebt es eine Menge von Löwen, und Vaillant traf deren auf seiner Reise im Innern von Afrika allenthalben an. Unbekannt mit der Macht des

Menschen und die Gewohnheit immer zu siegen, macht hier den Löwen furchtlos. Wenn er nach einem hartnäckigen Anfall an Kräften erschöpft ist, so entfliehet er nicht leicht, sondern fährt muthig fort, sogar auf dem Rückzuge zu kämpfen. Er ist aber doch fähig bis zu einem gewissen Grade gezähmt zu werden. Indessen kann ihn doch eine üble Behandlung zum Zorn reitzen, und dann erhält sich das Andenken daran bey ihm sehr lange, und er scheint eben sowohl in solchen Fällen auf Rache zu sinnen, als er sich in andern Fällen erhaltener Wohlthaten erinnert und sich dafür dankbar beweiset. Ein Beyspiel von Dankbarkeit erzählt Montaigne: *) Eines Tags als man dem römischen Volke das Vergnügen einer Hetze von vielen wilden Thieren gab, und besonders mit Löwen von ungewöhnlicher Größe, war dabey unter andern einer, der durch sein wildes Benehmen, durch die Größe und Stärke seines Wuchses, wie durch sein stolzes und heftiges

*) Im 2ten Buch, Kap 12.

Brüllen, die aufmerksame Gunst aller Zuschauer auf sich zog. Unter der Anzahl Sklaven, die dem Volke als Kämpfer mit diesen Thieren vorgeführt wurden, befand sich ein gewisser Androklus aus Dacien, der einem römischen Herrn, vom Rathe, angehörte. Als diesen Sklaven der Löwe von ferne gewahr ward, stand er erst plötzlich still, darauf näherte er sich ihm ganz sanftmüthig und freundlich, als ob er mit ihm eine alte Bekanntschaft erneuern wollte. Nachdem er sich überzeugt zu haben schien, den Mann, welchen er in ihm vermuthete, gefunden zu haben, fing er an mit dem Schwanze zu wedeln wie die Hunde, wenn sie ihren Herrn schmeicheln, und die Hände und Schenkel dieses armen Unglücklichen zu küssen und zu lecken, der ganz erschrocken und außer sich war. Da Androklus durch die Freundlichkeit dieses Löwen wieder zu sich selbst kam, und ihn genau zu betrachten sich erdreustete, erkannte er in ihm einen ehemaligen Freund, und es war ein besonderes Vergnügen, die Freude und Liebkosungen mit anzusehen,

die sie sich einander bezeugten. Als das Volk darüber ein großes Freudengeschrei erhob, ließ der Kaiser diesen Sklaven rufen, um von ihm die Ursachen dieser sonderbaren Begebenheit zu vernehmen. Er erzählte ihm eine Geschichte, die eben so neu als wunderbar war. Als mein Herr, sagte er, Proconsul in Afrika war, sah ich mich durch die Strenge und Grausamkeit, womit er mich behandelte, indem er mich täglich prügeln ließ, genöthigt, ihm zu entfliehen und davon zu laufen. Und um mich vor einem Manne von so mächtigem Ansehen und Macht in der Provinz sicher zu verbergen, fand ich es am kürzesten, die unbewohnten und sandigen Wüsten jenes Landes zu suchen; mit dem Entschlusse, falls mir die Mittel fehlen sollten mein Leben zu fristen, irgend ein anderes zu suchen, mich zu entleiben. Da in diesen Gegenden die Mittagssonne fast unerträglich heiß brannte, stieß ich auf eine verborgene und fast unzugängliche Höhle und warf mich hinein, bald darauf kam dieser Löwe herbey, mit einer verwundeten und blutenden Tatze. Er that gar kläglich

und winselte vor Schmerz, den er erlitt. Ich erschrack nicht wenig, als ich ihn ankommen sah. Er aber, als er bemerkte, daß ich mich in einen Winkel seiner Höhle verkrochen hatte, kam ganz zahm auf mich zu, hielt mir seine verwundete Tatze hin und ließ sie mich besehen, so, als ob er mich um Hülfe bäte. Ich zog ihm darauf einen großen Splitter, den er darin stecken hatte, heraus, und nachdem ich etwas dreuster mit ihm geworden war, drückte ich die Wunde aus und reinigte sie von dem Eiter der sich darin gesammlet hatte, und that sonst dabey was ich konnte. Als er sich erleichtert und die Schmerzen, die er litt, gestillt fand, legte er sich zur Ruhe und schlief ein, wobey er die Pfote immer in meinen Händen ließ. Von der Zeit an haben wir drey Jahre hindurch in jener Höhle mit einander von einerley Fleisch gelebt. Denn, wenn er ein Thier auf der Jagd erlegt hatte, brachte er mir davon immer das beste Stück, und davon lebte ich. Da ich endlich dieser Lebensart überdrüßig wurde, und der Löwe eines Tags ausgegangen war, verließ ich

die Höhle, und am dritten Tage meiner Wanderung ward ich von den Soldaten aufgegriffen und aus Afrika zu meinem ehemaligen Gebieter nach Rom gebracht, der mich also bald verurtheilte, mit den wilden Thieren zu kämpfen. Wie ich nun aber sehe, so ist dieser Löwe bald nachher ebenfalls gefangen worden, der mich jetzt für die Wohlthat, die ich ihm ehemals erwiesen habe, hat belohnen wollen. Diese Geschichte, welche Androklus dem Kaiser erzählte, ließ der letzte beym Volke von Hand zu Hand laufen, der Sklav ward darauf, durch ein allgemeines Begehren, in Freyheit gesetzt, und von dem Urtheile losgesprochen; auf ausdrückliches Verlangen des Volks ward ihm auch der Löwe zum Geschenk gemacht. Wir sehen seitdem, sagt Appian, den Androklus mit diesem Löwen umhergehen, den er an einem dünnen Seile führt, und von Schenke zu Schenke, das Geld einsammlen, das man ihm giebt. Der Löwe läßt sich mit Blumen werfen, und wir hören jedermann dabey sagen: Du! das ist der Löwe, der einen Menschen bewirthete!

das ist der Mann, der einem Löwen die Tatze heilte.

Ein anders Beyspiel von Erkenntlichkeit und Treue ist dieses. Die Franzosen auf dem Fort Luis in Afrika, hatten eine schöne Löwin, die nach Frankreich abgesendet werden sollte. Das Thier ward krank, und, weil man es für verloren schätzte, sterbend der Ketten entledigt und hinausgeschleppt. Einer, der sich des Thiers annahm, und sein wartete und pflegte, so, daß es sich endlich von seiner Krankheit erhohlte, hatte das Vergnügen zu sehen, daß es ihm von dem Augenblicke an viel Zuneigung bewieß, ihm aus der Hand fraß, und ihm überall wie ein Hund mit einem bloßen Stricke am Halse folgte.

Man kann den Löwen gewissermaßen nicht grausam nennen, weil sich diese Eigenschaft nur in der Noth bey ihm äußert. Er verwüstet nichts weiter, als was er verzehren kann und bezeigt sich ruhig, so bald er gesättiget ist. Andere Thiere scheinen blos zum Vergnügen zu würgen und große Niederlagen anzurichten.

Seine Leidenschaften, selbst die sanftesten, sind an ihm excentrisch. Die mütterliche Zuneigung ist ihm im höchsten Grade eigen. Die Löwin, wenn sie Junge hat, ist daher noch weit furchtbarer als der Löwe selbst; sie scheuet keine Gefahr und fällt über alle lebendige Wesen, die ihr aufstoßen, her, würgt, und beladet sich mit ihrem Raube, den sie unter ihre Jungen vertheilet. Sie vertheidigt ihre kleinen Lieblinge mit der heftigsten Wuth, so lange sie noch einen Funken Leben hat.

Wenn der Löwe von seinem Magen erinnert wird, auf Mord und Todtschlag auszugehen, so geht er geraden Wegs auf seinen Raub los. Er frißt nicht wenig und pflegt gemeiniglich seinen Magen auf einige Tage zu füllen. Er zermalmt mit seinen Zähnen die Knochen ohne große Mühe und verschlingt sie mit dem Fleische zugleich. Das, was er selbst erwürgt, schmeckt ihm besser, als das was ihm vorgeworfen wird. Er geht lieber auf neuen Raub aus, als daß er die Ueberbleibsel der letzten Mahlzeit aufsuchte. Und obgleich sein Brüllen

so stark ist, daß es dem Krachen des Donners gleicht, so ist doch der Ausdruck, durch welchen er seinen Zorn zu erkennen giebt, noch weit schreckhafter. In der Leidenschaft des Zorns schlägt er mit seinem Schwanze auf die Erde, schüttelt seine flatternde Mähne, runzelt die Haut seines Gesichts und zieht die großen Augenbraunen auf und nieder; er zeigt sein Gebiß und streckt seine lange mit scharfen Spitzen bewafnete Zunge hervor.

Wenn er auf seine Beute losgehet, macht er Sprünge von 12 bis 15 Schuh, er fällt über seine Beute her, faßt und zerfleischt sie mit seinen Klauen und zermalmt sie mit seinen Zähnen.

Man will an ihm die Bemerkung gemacht haben, daß, wenn er Menschen und Thiere beysammen fände, er allemal über die Thiere herfiele, wenn er nicht von den Menschen beleidiget werde. In diesem Falle aber kenne er seinen Beleidiger genau, er lasse seinen Raub fahren, um Rache an ihm zu nehmen. Der Mensch, der Elephant, das Naßhorn und

der

der Tiger, sind die einzigen Thiere, die es wagen dürfen, ihm die Spitze zu bieten. Wallnut sagt von ihm: „Es läßt sich kaum beschreiben, wie sehr die muthigsten Hunde bey der Annäherung des Löwen zittern. Aus ihrem Benehmen bey Nacht kann man sehr leicht errathen, was für ein Raubthier sich in der Nähe befindet. Ist es ein Löwe, so weicht der Hund nicht von der Stelle, fängt an traurig zu heulen, fühlt ein gewisses Uebelbehagen und eine ganz sonderbare Unruhe, naht sich dem Menschen, schmiegt sich an ihn an und schmeichelt ihm, als wollte er zu erkennen geben: vertheidige mich. Die andern Hausthiere sind eben so ängstlich, alle stehen auf; die Ochsen brüllen halblaut und kläglich; die Pferde stampfen auf den Boden und wenden sich nach allen Seiten, die Schaafe lassen den Kopf hängen, drücken sich fest an einander, und sind ganz unbeweglich. Nur der Mensch allein greift voll Stolz und Zuversicht zu den Waffen." Der Haushan, den er bey sich hatte, schien sich über die convulsivische Unruhe bey solchen

Gelegenheiten immer zu wundern, obgleich ein Sperber ihn in Furcht und Schrecken gesetzt haben würde. Er fürchtete die Witterung eines Wiesels mehr, als alle Löwen in Afrika zusammen genommen. Und so hat jedes Wesen seinen Feind, vor dem es zittert.

Drittes Kapitel.

Buffon hat in der Klasse fleischfressender Thiere den zweiten Rang, andere wollen ihm erst den dritten einräumen, weil die beyden ersten Plätze schon mit den Menschen und Löwen besetzt wären. Ich wage es nicht einen Ausspruch zu thun, wer von beyden Theilen Recht hat. Stolz, Muth und Stärke sind bey dem Löwen mit Adel und Großmuth vereint, der Tiger ist, wie alle Tyrannen auf der zweiten oder dritten Stufe, grimmig, niederträchtig und oft, ohne Veranlassung zum Zorn, grausam. Wo Stärke den Rang bestimmt, ist es allenthalben nicht anders. Der vornehmste, welcher unumschränkte Macht besitzt, ist

kein so abscheulicher Tyrann als der zweite, dritte u. s. f. weil er sich für den Abgang seines Vorrechts durch den Mißbrauch seiner angemaßten Gewalt zu entschädigen sucht. Der Tiger ist daher furchtbarer als der Löwe. Dieser vergißt oft, daß er der stärkste ist. Ruhig tritt er einher, eilt und läuft nicht eher, als bis er vom Hunger gequält wird. Nicht so der Tiger. Er scheint selbst dann noch nach Blut zu dürsten, wenn er sich im Fleische übersatt gefressen hat; in beständiger Wuth ergreift und zerfleischt er jeden neuen Raub. Er verheert und verwüstet die ganze Gegend seines Aufenthalts. Er würgt ganze Heerden von Hausthieren und wagt es, selbst den Löwen Trotz zu bieten. Er scheint mit den deutlichsten Spuren der niederträchtigsten Bosheit und der unersättlichsten Grausamkeit begabt zu seyn, denn er hat kurze Füße, einen gestreckten Leib, bloßen Kopf, wilde Augen und eine blutrothe, stets zum Rachen heraushängende Zunge. Seine beständige Wuth und blinde Raserey treibt ihn an, seine Jungen zu verschlingen,

und ihre Mutter selbst, die sie zu schützen sucht, zu zerreissen. An den Ufern der Flüsse und Seen lauret er auf die Ankunft der Thiere, welche die Hitze des Tags zu mehrernmalen zur Tränke treibt. Hier wählt er sich seine Beute oder häuft vielmehr die Zahl seiner Mordthaten; denn sehr oft läßt er Thiere liegen, die er nur erst getödtet hatte, um andere zu würgen. Er scheint nur nach ihrem Blute lüstern zu seyn.

Kein großes Thier zerfleischt er nicht auf der Stelle, wo er es gemordet hat, sondern schleppt es in den Wald, um es ungehindert zerstücken zu können. Er trabt mit einem Pferde oder Büffel fast eben so schnell fort, als wenn er es ohne diese Last thun würde.

Der Tiger ist das einzige Thier, das sich nicht lenken und bändigen läßt. Er wird jedesmal aufgebracht, er mag mit Güte oder mit Härte behandelt werden; selbst die Gewohnheit, die doch bey allen Thieren viel vermag, kann bey diesem eisernen Thiercharakter nichts ausrichten. Er zerfleischt die Hand,

die ihm seine Nahrung reicht, wie die, die ihn schlägt. Er brüllt beym Anblicke jedes lebendigen Geschöpfes, weil er in ihm einem neuen Raub sieht, auf welches er, trotz der Ketten und Gitter, mit gräßlichem Schnauben und Zähnefletschen öfters zuspringt. Kurz, er ist das wahre Original aller Tyrannen. Der amerikanische Tiger oder Jaguar hat mit diesem viel Aehnlichkeit, nur daß er etwas furchtsamer ist.

Viertes Kapitel.

Der Panther, der Leopard, die Unze.

Drey der berühmtesten oder vielmehr berüchtigtsten Magnaten des Thierreichs. Auch sie herrschen, d. h. sie rauben, morden und plündern gleich dem Löwen und Tiger nach eigner Willkühr, und sind eine Geisel für alle lebendige Wesen, über welche sie von der Natur das Recht über Hals und Hand erhalten haben.

Der Panther ist nach dem wahren Tiger das größte und fürchterlichste Raubthier,

und scheint nicht allein in Afrika, sondern auch in Amerika zu Hause zu seyn. *) Er ist ein unbändiges, grimmiges Thier, von gewaltiger Stärke und von unbiegsamen Charakter. Seine Grausamkeit und sein Haß gegen alle lebendigen Geschöpfe ist unaustilgbar. Nie hört er auf zu brummen oder zu brüllen; und behält den erzürnten unversöhnlichen Blick, vor welchem die thierische Natur zurückbebt. Er verheert in Afrika wie der Tiger in Asien ganze Gebiete, nur mit dem Unterschiede, daß er nur im äußersten Nothfall, wenn ihn der Hunger quält, den Menschen anfällt, um sich

*) Condamine, der das südliche Amerika durchreiset hat, versichert, daß die dortigen Panther die Größe der afrikanischen vollkommen hätten, ja sogar die afrikanischen noch an Größe überträfen, und Souint von Mananacour erzählt von dem amerikanischen Panther, daß er und seine Reisegefährten auf einer Reise in den Wildnissen Guiana zwey Nächte hinter einander von einem Panther beunruhigt worden wären, und ohnerachtet sie die Vorsicht gebraucht hätten, ein sehr großes Feuer anzuzünden und zu unterhalten; so wäre dieser Wütherig doch beständig um sie herumgegangen, ohne daß sie ihn hätten schießen können. In der dritten Nacht hätte er sie endlich unter schrecklichem Geheul verlassen.

von seinem Fleische zu sättigen. Wie der Tiger fängt er seinen Raub, indem er über ihn entweder aus einem Hinterhalt, herfällt, und in wenig Sprüngen seiner mächtig wird, oder auf dem Bauche kriechend sich desselben zu bemächtigen sucht. Er klettert auf Bäume, um den kleinern Thieren, die sich in ihren Zweigen verbergen, nachzusetzen. Nichts ist vor seiner Raubgier sicher. Er schleicht sich in die Häuser, um die Katzen wegzufangen. Schaafe, Kälber, sogar Ochsen soll er aus den Bauerhöfen wegtragen. In den heißesten Gegenden scheint er gleich dem Tiger am grimmigsten zu seyn.

Der Leopard ist wie der Panther in allen Gegenden von Afrika zu Hause; am Vorgebirge der guten Hofnung thut er keinen geringen Schaden. Er hat die Größe einer Dogge. In seiner Bildung hat er die größte Aehnlichkeit mit dem Löwen und der großen wilden Katze. Seine Augen sind lebhaft und in steter Bewegung. Sein Blick ist grausam; er schnaubet nur nach Mord und Blut. Sein Charakter ist eben so wild und unbezwingbar als

bey jenen größern Thieren. Sie lassen sich zwar einigermaßen zähmen, besonders wenn sie noch ganz jung der Mutter weggenommen werden; allein sie kehren leicht zu ihren Tücken zurück, er darf nur, indem er seinen Wärter schmeichelnd die Hand leckt mit seiner scharfen Zunge Blut einziehen, so beißt er sogleich ein.

Die Leoparden kommen zuweilen in großen Haufen aus dem Innern des Landes und überfallen die Heerden, welche auf den fetten Weiden in Guinea sehr zahlreich sind. Den Negern sind sie furchtbarer als die Panther, weil diese selten den Menschen selbst anfallen; jene aber schonen weder Menschen noch Vieh. Stets sollen sie hungrig und mager seyn wie große Geitzhälse, obgleich ihr ganzes Leben ein ununterbrochenes Fressen zu seyn scheine.

Die Unze, Onze, kleines Pantherthier, ist sehr grausam, und giebt an Blutbegierde seinen größern Collegen nichts nach. Es hat die Größe eines mittelmäßigen Hundes. Sie ist weit zahlreicher und hat sich viel weiter ausgebreitet als der Panther. In der Barbarey,

in Arabien und in allen mittägigen Theilen von Asien, wo man sie auch zur Jagd abrichtet. Sie jagt alles, was sie vor sich sieht. Gleich dem Panther und Leoparden klettert sie auf Bäume, wo sie den vorübergehenden Thieren auflauert und dann über sie herfällt.

Fünftes Kapitel.

Die Hyäne, der Schakal, der Bär, der Wolf, der Fuchs, der Luchs, der Vielfraß.

Die Hyäne, Grabthier, Meerwolf, indianischer Wolf, Tiger-Wolf, ist nicht nur in Afrika, Madagaskar, sondern auch in Indien, Persien, der Türkey, bis ans schwarze Meer hinauf zu Hause. Sie hat lange, aufrechtstehende Ohren, einen kurzen, mehr eckigten Kopf, als der Wolf, längere Füße. Ihre Augen haben die Lage, wie die der Hunde. Ihr Haar hat eine dunkelgraue, mit falb und schwarz gemischte Farbe. Unter dem Leibe gehen schwarze Querstreifen, und hat die Größe wie ein Wolf. Sie ist gemeiner wie die gefleckte Hyäne, welche eine eigene

Gattung ausmachen, und sich Guinea, Aethiopien und das Vorgebirge der guten Hofnung zum Wohnort ausersehen haben soll.

Beyde Gattungen sind in Rücksicht auf Mord und Raubsucht nicht im geringsten verschieden. Sie wohnen in Höhlen, Löchern und Felsenritzen, die sie sich selbst machen, gehen nur des Nachts auf Raub aus. Sie fressen Esel und Maulesel am liebsten, und fallen sogar den Menschen an, er mag bewafnet seyn oder nicht, scharren Gräber auf, und verzehren die halbverwesten Leichname. *)

Der Schakal, ein raubsüchtiges und gefräßiges Thier, das in Afrika und in Süd-

*) Vaillant sagt, daß sich die Hyänen weniger für dem Feuer fürchten wie der Löwe, weswegen er immer einige Hunde an der Kette im Lager gehalten habe, damit sie in Abwesenheit der übrigen, die die Schakals verfolgt hätten, durch ihr Bellen von dem Lager entfernt gehalten worden wäre. Bruce zufolge, soll sich in der südlichen Gegend der Insel Meroe noch eine weit größere und stärkere Hyänengattung aufhalten, als die auf den Cap. Der Körper dieser sey verhältnißmäßig länger, ihre Schnauze gestreckt und so stark, daß es ihr keine Mühe zu kosten schiene, einen erwachsenen Menschen ein paar Meilen weit zu tragen, ohne ihn abzusetzen.

asien zu Hause, und daselbst Schaarenweise anzutreffen ist, und mit dem Fuchse und Hunde manches gemein hat. Die Natur scheint sie selbst coalisirt zu haben, damit sie, was ihnen einzeln nicht möglich seyn würde zu rauben, in Verbindung bewerkstelligen können.

Valliant berichtet, die Hottentotten am Cap behaupteten, der Schakal sey sogar noch der Spion der andern Raubthiere; er komme, um die Hunde anzulocken und irre zu führen, damit die Löwen und Hyänen ihren Vortheil wahrnehmen und desto leichter sich ihres Raubes bemächtigen könnten, den sie dann zum Lohne seiner Dienste freundschaftlich mit ihm theilten. Er setzt noch hinzu: „Diese vielleicht übertriebene Behauptung, wird durch meine Beobachtungen gewissermaßen bestätigt. So viel ist gewiß, wie es auch zugehen mag, daß, so bald sich Schakals hören lassen, auch die Hyänen nicht mehr weit sind. Diese zeigen sich indessen nicht eher, als bis die Hunde ganz damit beschäftigt sind, jene zu verfolgen.“

Von den Bärenrassen kann blos der braune oder braunrothe Bär, zu den Regenten des Thierreichs gehören, weil er sich vom Fleische sättigt, und im Fall der Noth auch seine schwere Tatze an den Menschen selbst legt. Er scheint jedoch die angebaueten Länder sorgfältig zu vermeiden und sich daraus zurück zu ziehen.

Der Wolf ist nicht nur ein sehr feindseliger Tyrann der wilden und Hausthiere, sondern auch selbst ein gefährlicher Feind der Menschen. Man will die Erfahrung gemacht haben, daß er auch sogar List besitze, und daß er, besonders zur Paarungszeit, die Räuberey systematisch betreibe. Wenn ihm der Stand des Rothwildprets bekannt sey, so jage er es, während die Wölfin den keuchenden Flüchtling an einem engen Wege erwarte und anfalle.

Obgleich der Luchs nicht so mächtig groß ist als der Wolf, so versteht er doch seinen Vortheil in Rücksicht auf seinen Raub nicht schlechter zu benutzen als seine mächtigen Mitcollegen.

Sogar wilde Katzen, Marder, Wiesel und Eichhörnchen können ihm nicht leicht entkommen. Er fängt sogar Vögel und lauert den vorübergehenden Hirschen, Rehen und Hasen auf, springt auf sie, faßt sie an der Gurgel oder im Genick, und wenn er sich seines Raubes bemächtigt, saugt er das Blut und frißt das Gehirn aus dem Kopfe.

In Deutschland haben ihn die Menschen allmählig ausgerottet und sich seine Neigungen selbst angeeignet, nur mit dem Unterschiede, daß sie sie sogar an ihrer eignen Gattung ausüben. Man findet ihn noch immer sehr häufig in Pohlen, Schweden, Norwegen, Rußland, im nördlichen Asien, in Sibirien, Nordamerika, in der Tartarey.

Der Fuchs, ob er gleich dem Hausgeflügel ein sehr gefährlicher Feind ist, würde das schöne Geschlecht um seines Pelzes willen wohl schwerlich ganz ausrotten lassen.

Der Vielfraß ist ein häßliches, gefräßiges und räuberisches Thier; er klettert auf die

Bäume, um seinen Raub zu erwarten, dem er alsdann auf den Hals springt und erwürgt. Krascheninnikow erzählt in seiner Reisebeschreibung von Kamtschatka von dem dortigen Vielfraß folgendes. Er klettere auf die Bäume und nehme etwas von solchem Moose, das zur Lieblingsspeise der Rennthiere gehöre, mit sich. Wenn sich nun ein Rennthier in der Nähe zeige, lasse er von dem Moose etwas herabfallen. Ginge das Rennthier dieser Lockung nach, so springe er ihm auf den Hals, klammere sich fest zwischen beyde Hörner, kratze hernach dem betrogenen Rennthier mit beyden Klauen die Augen aus und quäle es dergestalt, daß es, um seinen Schmerzen ein Ende zu machen, oder sich wo möglich durch Vertilgung seines Peinigers zu befreyen, mit dem Kopfe gegen die Bäume renne, welches ihm gemeiniglich das Leben koste. Kaum sey es niedergestürzt, als der Mörder seinen Raub sorgfältig vertheile und mit Vorsicht in die Erde scharre, damit es von keinem andern Thiere genossen werde.

Sechstes Kapitel.

Kleinere Räuber.

Unter welche Klasse alle Affenarten, die mit dem Menschen mehr oder weniger Aehnlichkeit haben, zu zählen sind. Die Hunde, Katzen, das Faulthier, der Igel, Fledermäuse, der Hamster, der Lemming (Marmota lemnus), die Ratten- und Mäusegeschlechter, Hamster, Maulwurf, Hasen und Kaninchen, Marder, Iltis, Wiesel, Dachs, Fledermäuse und dergleichen Thiere gehören, die mehr schaden als nützen.

Der Affe ist in seinem Vaterlande ein Thier, das sehr viel Schaden verursacht. Sie halten sich zusammen in Haufen von zwey- bis dreyhunderten. Sie marschieren wie ein Bataillon Infanterie. Einige Vorläufer schicken sie aus, um die Gegenden, auf die sie ihr Augenmerk gerichtet haben, auszukundschaften. Sie sind gewöhnlich dabey sehr stille, und wenn ja die kleinern einiges Geräusch machen, so werden sie von den ältern mit Ohrfeigen bestraft. Fallen sie einen Garten an,

so stellen sie auf den Anhöhen Wachten aus, die dann durch Geschrey die Annäherung der wilden Thiere oder andere Feinde ankündigen müssen.

Der Hund ist jetzt zwar ein sehr beliebtes und geselliges Hausthier *) der Europäer, aber auch ein sehr gefährliches Thier, wenn er von der Wuth befallen wird, die sich auf folgende Weise äußert: Er wird traurig und sucht gegen seine Neigung die Einsamkeit; er verkriecht sich, schleicht mit herabhängenden

*) Von den Hunden auf der Insel Neufundland oder Terreneuve, welche zu der größten Race gehören, erzählt, wenn ich nicht irre, Forster, daß ihre Gelehrigkeit, ihre Treue und Stärke sie zu sehr brauchbaren Geschöpfen machte. Der Kapitän Cook, der viele Jahre hinter einander jene Insel besucht habe, hätte ihm öfter erzählt, daß sich diese Hunde bey den Kabeliaufischern erstaunend vermehrten, und oft ohne Herrn herum liefen, sich aber gern an Menschen gewöhnten, weshalb sie oft einem Fremden ein großes Stück Wegs mit einem Steine zwischen den Zähnen nach liefen, in der Absicht, daß er ihnen abgenommen und weggeworfen werden möge, da sie denn ihre Gelehrigkeit zeigen und ihn alsdenn wieder bringen könnten. Ein Fremder, der einem solchen Hunde einmal den Stein abgenommen habe, werde ihn so leicht nicht wieder los.

genden Ohren und Schwanze schläfrig herum, ohne zu fressen und zu saufen. Er hört auf zu bellen und fängt dagegen an zu murren und mit tückischem Grame fremde Menschen anzufallen. Ihr Biß fängt alsdann schon an gefährlich zu werden. Wenn er aber zu keuchen anfängt, seine Zunge aus einem schäumenden Rachen hervorstreckt, seinen Herrn verkennt und nach ihm wie nach jedem Fremden fährt; wenn der Gang unordentlich, schleichend und taumelnd ist; wenn seine Augen anfangen sich zu verschließen, trübe und thränig zu werden, so lebt er vielleicht kaum noch 24 Stunden; allein je kürzer vor seinem natürlichen Ende jemand von dergleichen Hunden beschädigt wird, desto gefährlicher ist sein Biß. Die Zahl unglücklicher Beyspiele der Art nur allein in Deutschland, ist sehr groß.

Die Katze ist eigentlich ein nächtliches Raubthier, daher ihre Augen so eingerichtet sind, daß sie des Nachts besser, als am Tage siehet. Ob sich gleich diese Thiere in den Häusern der Menschen aufhalten, so kann man sie doch

nicht völlig als Hausthiere betrachten, weil sich selbst die zahmste zu keinem häuslichen Dienste gebrauchen läßt. Vielmehr könnte man sie frey nennen, da sie nur das thun, was ihnen beliebt, und weil nichts vermögend ist, sie an einem Orte zu erhalten, wo sie nicht Lust haben länger zu bleiben. Die meisten Katzen sind ohnedem noch für halb wilde Thiere zu halten, theils weil sie ihre Herrschaft nicht kennen, theils auf den Böden und Dächern herum laufen, und nur dann die Küche und Speisekammer besuchen, wenn sie vom Hunger geplagt werden. Sie wissen oft den Boden ganz allein sehr gut aufzusuchen, wenn sie gleich zwey und mehrere Meilen weggesetzt worden sind. Vielleicht kommen sie blos darum wieder zurück, weil sie daselbst einmal die Mäuselöcher nebst allen Zugängen und alle Schlupfwinkel kennen, und es ihnen lange nicht so viel Mühe kostet, etliche Meilen zurückzulaufen, als ein anderes neues Revier eben so genau in dieser Absicht kennen zu lernen. Das einzige Verdienst, welches man den Katzen eingestehen

muß, schränkt sich blos auf die Fähigkeit ein, die Wohnungen der Menschen von der überhand nehmenden Menge der Mäuse und Ratten zu befreyen. Aus dem Grunde sind sie gewissermaßen unentbehrliche Hausgenossen. Wie viel bey gänzlicher Abschaffung derselben die Menschen verlieren, die Mäuse und Ratten hingegen gewinnen würden, läßt sich aus folgender Begebenheit erweisen.

Auf der Insel Placida erging vor mehrern Jahren an alle Hauswirthe das Verboth, in ihren Wohnungen keine Katzen zu halten, damit sich die Fasanen, welche zum Vergnügen des Königs von Neapel gehegt wurden, desto stärker vermehren sollten. Kaum war dieser Befehl zwey Jahre befolgt worden, als die Mäuse und Ratten dermaßen überhand genommen hatten, das von ihnen alles in den Häusern, Kirchen, alle Spinden und sogar die Orgelpfeiffen, gänzlich zernagt wurden. Die vorräthigen Nahrungsmittel der Einwohner der Insel, die Leichname, sogar die Kinder in den Wiegen mußten endlich diesem verheerenden Schaaren

zum Raube dienen. Die sämmtlichen Einwohner fanden sich dadurch in die traurigste Lage versetzt. Trostlos naheten sie sich dem Throne ihres Monarchen, warfen sich demüthig zu seinen Füßen, um sein Mitleiden zu erflehen, und ließen mit ihrer ängstlichen Bitte nicht eher ab, bis der Befehl keine Katzen mehr halten zu dürfen, wieder aufgehoben und hierdurch die schwere Landplage, welche sie zu ertragen gezwungen wurden, wieder von ihnen genommen war.

Wenn wir diesen Dienst ausnehmen, welchen die Katzen nicht sowohl aus Zuneigung für den Menschen, als vielmehr aus eignem Interesse und Instinkt leisten; so hat man übrigens von ihrer wilden, heimtückischen Gemüthsart tausend Uebel und Gefahren zu fürchten.

D. Martini erzählt im 2ten Bande der Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere folgende fürchterliche Geschichte.

Ein französischer reformirter Prediger, Namens Mariette, hatte nach seiner Verfolgung um der Religion willen, in England Zuflucht gesucht und seinen Wohnplatz in Canterbury aufgeschlagen, wo er nach seiner Bequemlichkeit lebte. Sein größtes und einziges Vergnügen war eine große Katze, die er schon 10 bis 12 Jahr, unter beständigen Liebkosungen an sich gewöhnt hatte. Er hegte für dieses Thier außerordentlich viel Neigung, und wenn kein Fremder bey ihm speißte, gab er ihr auf einem besondern Teller immer dieselben Leckerbissen, wovon er selbst aß. Dieser gefährliche, von seinem Herrn allzusehr verzärtelte Liebling, war allein Ursache an dem traurigen Ende dieses Mannes. Von seinem Bruder, einem Augenzeugen, weiß man folgendes.

Mariette hat von seinen benachbarten Amtsbrüdern mehrere zu einer Mittagsmahlzeit eingeladen. Sein Bruder war bey diesem Schmause ebenfalls zugegen. Die Gäste wurden sehr gut bewirthet, und an Wein hatte

es der Wirth nicht fehlen lassen. Die Katze, sein verzärtelter Liebling, hatte die großen Anstalten zur prächtigen Bewirthung der Gäste in der Stille mit angesehen, und geglaubt, man würde ihr auf einem besondern Teller von allen Leckerbissen eben so gewissenhaft zu kosten geben, als sie es bisher von ihrem Herrn gewohnt war. Allein Mariette war entweder zu beschäftigt, um an seinen Liebling zu denken, oder, welches noch wahrscheinlicher ist, er wollte seine Schwachheit vor seinen Augen verbergen. Kurz, er begnügte sich diesmal damit, seine Katze zu rufen und ihr ein Stückchen Hühnerkeule über die Schulter zu reichen. Das eifersüchtige Thier würdigte weder diesen Fraß anzuriechen, noch sich seinem Herrn oder einem Fremden während der Tafel zu nähern. Zwey von den Gästen blieben nach aufgehobener Tafel zurück, um ein wenig Mittagsruhe zu halten. Der Bruder Mariette's führte sie in ein anderes Zimmer, wo sie ein paar Stunden schliefen. Dem Wirth gefiel es ihrem Beyspiele zu folgen.

Mariette befand sich nun mit seinem erzürnten Liebling allein im Speisezimmer und war ruhig auf dem Sopha eingeschlafen. Alles schien im Hause ruhig zu seyn. Der Bruder hatte zur Veränderung einen Spaziergang nach dem Garten gethan. In dieser stillen Zwischenzeit kam ein Bedienter des Erzbischofs von Kanterbury mit einem Schreiben an den Prediger. Der Bruder eilte, Mariette zu wecken; allein er war von seinem Liebling erdrosselt. Anfänglich muthmaßte er, sein Bruder sey vom Schlage getroffen worden; da er aber die beyden andern Prediger aufgeweckt und herbey gerufen hatte, zeigten ihm diese die schrecklichen Spuren der Katzenklauen am Halse des Erwürgten, welche ihm ein sehr deutliches Zeichen von der Todesart seines Bruders waren.

Die mörderische Katze war indessen schlau genug, in eben dem Zimmer zu bleiben und sich zu stellen, als ob sie schliefe. Zufälligerweise fiel es nun dem Bruder ein, sich über den Mord Gewißheit zu verschaffen. Er bat seine

Freunde sich zu verbergen. Er selbst band eine Schnur an den Fuß des Getödteten, stellte sich in einen Winkel, zog an der Schnur und bewegte den Verstorbenen so natürlich, daß die betrogene Katze, die noch einiges Leben in ihrem Herrn wahrzunehmen und ihn nicht völlig erdrosselt zu haben glaubte, noch einmal über ihn herfiel, um ihn auf die Art, wie vorher, zu erwürgen. Da es nun keiner weitern Ueberzeugung bedurfte, wurde das grausame Thier mit dem Degen verfolgt, sie entkam aber, und hat sich in diesem Hause nie wieder sehen lassen.

Das Faulthier (Bradypus tridactylus), ist in Südamerika einheimisch. Der ganze Körper dieses häßlichen Thieres ist mit zottigen Haaren bedeckt. Seine Ohren bestehen nur aus einer kleinen Wulst, die um den Gehörgang gehet, und die durch die Haare verborgen werden. Es hat die Größe eines Fuchses. Sein Gang ist langsam, und so, daß es sich in einem Tage kaum eine Viertelmeile fortbewegen kann. Die Bäume, auf welchen es seine Nahrung sucht, verläßt es

nicht eher, bis sie ganz abgefressen sind, worauf es sich alsdann zusammen zieht und herunter fällt.

Der Hausmarder ist ein grausamer und was noch mehr ist, auch ein blutdürstiger Tyrann, denn er richtet in den Tauben- und Hühnerhäusern oft sehr große Niederlagen an. Er erwürgt gemeiniglich alles, was er findet. Die jungen Enten, Gänse, Hüner und Tauben trägt er sammt und sonders fort, rupft und verzehrt sie, dem alten Hausgeflügel aber beißt er, besonders im Sommer, wo es ihm nicht an Nahrung mangelt, die Köpfe ab, welche er frißt und dem Körper das Blut aussaugt und ihn liegen läßt. Hünern und Vögeln raubt er die Eyer und belauscht wohl gar die alten im Schlafe. Der Baum- und Steinmarder sind nicht so schädlich.

Der Iltis oder Ratze ist fast eben so gefräßig und räuberisch als der Hausmarder, nur ist er nicht so kühn. Wie dieser geht er des Nachts auf Raub aus und würgt Gänse, Enten und Tauben. Im Sommer streift er in den

Feldern und Wäldern umher, um Nester der Lerchen, Wachteln, Fasanen, Auerhüner, Berghüner, Haselhüner und Rebhühner zu plündern. Er erwürgt die Kaninchen, er zerbeißt die Bienenstöcke, um den Honig zu stehlen. Dieselbe Neigung haben auch die Wieselarten; da sie aber sehr viel beytragen, das Gleichgewicht unter den Mäusen, Ratten und Maulwürfen bey ihrer zu starken Vermehrung zu erhalten, so ist ihr Schaden mit dem Nutzen ziemlich gleich.

Der Schade, den das Wildpret verursacht, ist blos zufällig, und kann nicht als Werk der Natur angesehen werden, sondern als ein Werk der Menschen, die klüger als sie seyn wollen, weil sie eigennütziger sind. Um von Zeit zu Zeit ein Stück in die Küche schaffen zu können, müssen sie von dem Schweiß des Landmanns ernährt und gefüttert werden, ohne daß man die Grausamkeit einsehen lernen will, welche man an dem armen Landmann begehet.

Siebentes Kapitel.

Raubvögel.

Die Raubvögel haben etwas Merkwürdiges an sich, wovon man kaum einen Grund anzugeben vermögend ist. Ihre Männchen sind ein Drittheil kleiner, und schwächer als die Weibchen.

Sie schwingen sich sehr hoch in die Luft, sind mit starken Flügeln und Beinen, mit sehr scharfen Augen, einem dicken Kopfe, einer fleischigen Zunge, einem einfachen häutigen Magen, mit engern und kürzern Eingeweiden als andere Vögel versehen, halten sich am liebsten an einsamen, wüsten und hohen Gebirgen auf, bauen ihre Nester gemeiniglich in Felsenklüfte oder auf die höchsten Bäume. Ein gemeinschaftliches Kennzeichen ist der krumme Schnabel und vier deutlich von einander abgesonderte Zehen an jedem Fuße.

Sie sind nicht so fruchtbar als andere Vögel, auch von Natur härter und grausamer, haben auch die widernatürliche Gewohnheit,

nur in einem höhern und mindern Grade, an sich, ihre Jungen viel früher aus dem Neste zu jagen, wenn sie gleich noch ihrer Sorgfalt und Unterstützung bedürfen. Diese Grausamkeit und die andern Beweise ihrer natürlichen Härte, scheinen sich mehr auf den Trieb der Selbsterhaltung zu gründen. Alle Thiere, welche, vermöge der Bildung ihres Körperbaues, gezwungen sind, sich vom Fleische zu nähren und vom Raube zu leben, mithin die Befriedigung ihrer Bedürfnisse in dem Untergange andrer Thiere finden, müssen nothwendig eine Neigung zur Feindseligkeit gegen andere empfinden, die auf alle ihre Handlungen den stärksten Einfluß haben, und der sogar das Gefühl der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit ersticken muß. Von einem drückenden Gefühl eigner Bedürfnisse gequält, wird also immer ein Raubvogel ohne Mitleiden das fordernde Geschrey seiner Jungen, deren Heißhunger um so größer wird, je mehr sie an Alter zunehmen, wodurch denn den Alten die Jagd höchst beschwerlich gemacht wird. So

bald es ihnen nun an Beute mangelt, jagen sie ihre Jungen aus dem Neste, schlagen sie mit den Flügeln und gehen in den Anfällen der durch den Hunger veranlaßten Wuth oft so weit, ihre ganze Nachkommenschaft zu morden. Eine andre Wirkung dieser natürlichen Härte, besteht in der Neigung zur Ungeselligkeit. Denn man wird nicht bemerken, daß große Raubvögel oder Raubthiere sich mit einander zum Raube vereinigen. Sie schweifen einsam umher, und blos das Bedürfniß zur Fortpflanzung unterhält noch einige Verbindung zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte. Nie wird man sie Völker- oder Familienweise vereinigt finden, sondern höchstens Paar und Paar.

Der große oder Königsadler, der größte unter den Raubvögeln, der eben deshalb auch den meisten Unterhalt braucht, läßt es nicht leicht zu, daß seine Jungen sich in der Nähe bey ihm aufhalten dürfen. Er hat physisch und moralisch betrachtet, viel mit dem Löwen gemein. Er besitzt außerordentliche

Stärke, so, daß man ihm eben wohl die Oberherrschaft oder Souveränität unter den Vögeln, als man den Löwen unter den vierfüßigen Thieren, und einem Consul Premier über seine Creaturen einräumen kann. Die Großmuth übt der Adler so gut als der Löwe aus. Er muß durch das Geschrey der Krähen und Elster lange aufgefordert werden, ehe er eine oder die andere mit dem Tode bestraft, wahrscheinlich weil er noch nichts von Deportation weiß, sonst würde er sie schon deportiren, ehe sie zu krächzen anfingen. Dieser königliche Vogel verlangt kein anderes Guth, als das, was er sich selbst erbeuten kann. *) Er pflegt

*) Vaillant sagt von ihm, daß er im Nothfall auch zum Geyer werde, und wenn er nichts anders finde, sich eben so wie andere Raubvögel an riechendes Aas mache, und daß man daher sehr mit Unrecht glaube, er lebe allein von seiner Jagd. Da er den Abgang von großen Thieren, die er und seine Gefährten erlegt, hätte auslegen lassen um Raubvögel herbey zu locken; so wären die Adler und selbst die Neuntödter eben so gut zu diesem Mahle gekommen, als die Geier. Und er fügt noch hinzu: Die ältern und neuern Dichter mögen es ihm verzeihen, daß er den Adel dieses stolzen Thieres so herunter setze. Es sey frey-

seinen Raub fast niemals ganz zu verzehren, sondern das, was er selbst nicht mag, für andere Raubthiere liegen zu lassen. Er lebt eben so einsam als der Löwe. Es ist vielleicht eine eben so große Seltenheit, zwey Paar Adler auf einem und demselben Gebirge anzutreffen, als zwey Löwen-Familien in einem und demselben Theil eines Waldes. Wahrscheinlich halten sie sich darum weit von einander entfernt, damit das Gebiet, in welchem sie ihre Jagd- oder Raubgerechtigkeit ausüben, hinlänglich Unterhalt gewähren könne. Die Größe und die Vorzüge ihres Rechts scheinen sie blos nach der Menge des vorräthigen Wildprets zu schätzen, das ihnen zum Raube dienen kann.

Selten werden drey junge Adler in einem Neste gefunden. Wenn die Jungen heranwachsen, so bringt die Mutter das schwächlichste oder gefräßigste um. Wenn

lich, wie er selbst gestehen müsse, abscheulich, dem erhabenen Waffenträger des mächtigen Vaters der Götter und Menschen mit Wohlgefallen sich an stinkendem Aase sättigen zu sehen.

Vater und Mutter für sich selbst nicht hinlänglich Unterhalt finden, so scheinen sie auf Verminderung ihrer Familie zu denken, und die Jungen, so bald sie nur zum Fluge Kraft genug besitzen, müssen sich einer andern Republik als Herrscher aufdringen.

Die Jungen zanken und schlagen sich schon im Neste, so bald sie nur ein wenig heranwachsen, um die Nahrung, wie Büffon meint, so, daß sich oft die Aeltern entschließen müßten, einen dieser kleinen Zänker umzubringen, um nur dem Streit ein Ende zu machen. Das ist kaum glaublich, wenn ja ein Streit unter ihnen statt finden sollte, so entstehet er wahrscheinlich aus den Ansprüchen, die jeder an die Erbfolge macht.

Man scheint dem Adler den ersten Rang unter den Raubvögeln nicht sowohl deswegen zugestanden zu haben, weil er stärker und größer ist als andere, sondern weil er einen gewissen Schein von Großmuth an sich hat, und nicht gar zu niederträchtig grausam ist, als der Geyer. Wenn der Adler sich in seinen

Nei-

Neigungen stolz, in seinen Unternehmungen verwegener, und bey seiner Herzhaftigkeit edler bezeigt, so scheint der Geyer im Gegentheil nur einen natürlichen Trieb zur Gefräßigkeit zu haben.

Wo der Geyer nur den geringsten Widerstand vermuthet, da versammlet er sich gleich niederträchtigen Straßenräubern Truppweise. Um deswillen kann er nur als Räuber, nicht als Krieger, nur als fleischfressendes Thier, nicht aber als Raubvogel betrachtet werden; denn unter dem ganzen Raubvögel-Geschlechte ist er die einzige Gattung, die in Verbindung raubt. Der Sperber, der Falke und die kleinsten Vögel sind ihn an Muth überlegen.

Der ägyptische Erdgeyer ist vielleicht der einzige Raubvogel, der mit den Hunden in Gemeinschaft lebt und sich mit denselben verträgt. Seine gewöhnliche Nahrung ist Aas und der Abgang von geschlachtetem Vieh. Um Kairo hält er sich auf den großen Erdhügeln auf, die von dem Abgange und Unrath, der aus

der Stadt dahin geführt worden ist, entstanden sind.

Sie kommen des Morgens und Abends, besonders auf dem großen Platze Romeli mit den Hunden zusammen, wo ihnen an jedem Tage beym Auf- und Niedergange der Sonne eine Menge frisches Fleisch vorgeworfen wird, das ihnen fromme Leute wohl gar durch ein Vermächtniß von ihren Erben reichen lassen.

Der Sperber soll nie vollkommen satt werden und aus Heißhunger oft seinen eignen Mist verschlingen. Er ist der bekannte Feind der Tauben und des andern Hausgeflügels.

Der Geyerfalke ist nach dem Adler der stärkste und muthigste unter allen Raubvögeln. Er stößt auf die größten Vögel und schlägt mit leichter Mühe den Storch, den Reiger und den Kranich.

Auf den eignen Karakter des Falken hat der Mensch wenig oder gar keinen Einfluß gehabt. So sehr er auch, wenigstens sonst,

zum Vergnügen und zur Erhöhung der Pracht mächtiger Herren, die Liebhaber von der Jagd waren, seyn mogte; so hat man es doch nicht dahin gebracht, ihn aufzuziehen und ihre Gattung zu vervielfältigen. In der That, man muß, um das Wilde in seinen Neigungen nur einigermaßen zu bändigen, allemal zu einer gewaltsamen Kunst seine Zuflucht nehmen, und sie aller Vortheile ihrer Freyheit eine Zeitlang berauben. Er ist in Absicht auf seine Kräfte der aller muthigste Vogel. Mit einem Schuß stößt er in gerader Linie auf seinen Raub herab. Die Alten bringen ihren Jungen gemeiniglich den Raub lebendig, so bald sie nur im Stande sind, ihn tödten zu können. Man versichert, die Mächtigen der Erde hätten sonst für einen schönen Falken oft mehr als 100 Thaler bezahlt.

Diesen können noch billig der Habicht, die Eule, der Uhu, die Würger, der Neuntödter u. dgl. Vögel beygezählt worden.

Achtes Kapitel.

Schädliche Amphibien, Insekten und Gewürme.

Die erste Stelle kann in diesem Kapitel dem Krokodill, das sich in Asien und Afrika befindet, nicht versagt werden, nicht darum, weil er eine Größe von 40 und mehr Fuß erreicht, sondern weil es Menschen und Thiere mordet, und so die Fahrt auf den Flüssen, worin er sich aufhält, unsicher macht, und wenn gleich das amerikanische Krokodill kleiner und schüchterner und eben darum nicht so gefährlich ist als jenes, so bin ich doch überzeugt, daß Amerika doch bestehen dürfte, wenn er auch nicht mit in die Kette der lebendigen Wesen eingeflochten worden wäre.

Eben dieses dürfte auch von den Schlangen gelten, von der großen Königsschlange, die bisweilen 30 und mehr Fuß lang ist, Rehe verschlingen kann, Hirsche und andere größere Thiere mordet, und sich selbst an den Menschen wagt und wohl gar umbringt, bis auf die

Blindschleiche herab, die in unsern Wäldern von Insekten lebt.

Vaillant erzählt im ersten Theil seiner zweyten Reise in das Innere von Afrika, von einer Schlange, die die Eigenschaft besitzen soll, durch bloßes Anstarren Menschen und Thiere zu tödten, folgendes: Als er sich einstmals mit seinem Freunde Boers am Vorgebürge der guten Hofnung auf der Freytreppe an Boers Hause, über die Kaffern unterhalten habe, hätten sie das durchdringende Geschrey eines Neuntödters (Lanius L.) gehört, der in Konvulsionen zu seyn geschienen habe. Erst hätte sie geglaubt, er wäre etwa unter den Klauen eines Raubvogels; als sie sich aber besser umgesehen, hätten sie zu ihrem großen Schrecken, auf einem Zweige, dicht neben dem, auf welchem der Vogel gesessen, eine sehr große Schlange bemerkt, die, ohne sich im mindesten zu bewegen, aber mit ausgestrecktem Halse und mit flammenden Augen, das arme Thier angestarrt habe. Der Vogel hätte noch konvulsivisch mit den Flügeln geschlagen, und es hätte

ihnen geschienen, als wenn das Schrecken ihm alle Kräfte benommen habe, so, daß er sich schlechterdings nicht mit der Flucht retten können, und es sey ihnen vorgekommen, als ob er an den Füßen festgehalten würde. Einer der Anwesenden habe sogleich eine Flinte gehohlt, aber ehe er wieder gekommen wäre, sey der Vogel schon todt gewesen, die Schlange aber hätte man nun heruntergeschossen.

Die Entfernung zwischen der Stelle, wo der Neuntödter in tödtliche Konvulsionen gefallen, und der andern, von welcher die Schlange ihn angestarrt, habe $3\frac{1}{2}$ Fuß betragen; und die ganze Gesellschaft sey überzeugt gewesen daß nicht der Biß und das Gift der Schlange den Vogel getödtet haben könne. Vaillant habe dem Neuntödter die Haut abgezogen, wo es sich alsdann gezeigt hätte, daß er unverletzt und gänzlich ohne Verwundung gewesen sey. Für ihn sey diese Bemerkung gar nichts Neues gewesen, denn schon auf seiner ersten Reise habe er einen ähnlichen Fall beobachtet.

Im Distrikte der vier und zwanzig Flüsse habe er eines Tags auf der Jagd, in einer sumpfigten Gegend, auf einmal ein sehr durchdringendes Geschrey gehört. Aus Neugierde habe er sich nun ganz leise hinzugeschlichen, hätte eine kleine Maus erblickt, die, wie der Neuntödter, in Konvulsionen gewesen, und 2 Schritte weit von ihr eine Schlange, die das Thierchen angestarrt habe. Die Schlange sey entwischt, doch habe ihre Gegenwart schon gewürkt gehabt, und die Maus sey in seiner Hand gestorben, ohne daß er selbst durch die aufmerksamste Untersuchung die Ursache ihres Todes hätte entdecken können.

Er versichert: Die Hottentotten glaubten, die Schlange hätte die Kraft, Thiere, welche sie fressen wollen, zu bezaubern und an sich zu ziehen; und unter allen bekannten Völkerschaften in Afrika zweifle Niemand daran, daß gewisse Schlangen die furchtbare Kraft hätten, Menschen und Thiere an sich zu ziehen. Dieser Glaube beruhe theils auf einer langen Erfahrung ihrer Vorältern, theils auf den Unglücks-

fällen, die sich vor ihren eignen Augen zutrügen. R. Forster fügt in einer Anmerkung noch hinzu. „Es ist durch das Zeugniß mehrerer glaubwürdigen Reisenden nun wohl ausgemacht, daß gewisse Schlangen die Kraft besitzen, Mäuse, Ratten, Eichhörner, kleinere Vögel u. s. w., durch ihr bloßes Ansehen gleichsam zu bezaubern, so, daß diese Thiere zuletzt sich ihnen gewissermaßen gezwungen nähern. Ja einige behaupten sogar, schon die bloßen Ausflüsse der Schlange wären hinlänglich, ein solches Thier zu tödten, ohne daß sie erst nöthig habe, es zu beissen und zu vergiften.“ Während meiner Anwesenheit in England, setzt er noch hinzu, erzählte mir Jemand folgendes: „Er war mit einem Freunde in Amerika auf der Jagd, und beyde verabredeten, daß sie, um sich nicht zu trennen, von Zeit zu Zeit rufen wollten. Da sein Freund ihn bald weder antwortete noch schoß, so ging er unruhig nach der Gegend hin, wo er denselben zuletzt gesehen oder gehört hatte. Zu seiner Verwunderung stand er entstellt, unbeweglich da, und schien mit

fürchterlicher Angst immer auf einen Fleck hinzustarren. Als er selbst nun ebenfalls dahin blickte, sah' er zu seinem Entsetzen eine sehr große Klapperschlange, die ihre feurigen Augen auf seinen Freund geheftet hatte. Er wußte aus den Erzählungen der Eingebohrnen, daß die Ausflüsse dieser Schlange, Menschen und Thiere bezaubern könnten; daher bewegte er einigemal seinen Huth hin und her, um dem schädlichen Hauche eine andre Richtung zu geben. Nun erhohlte sich sein Freund und sagte ihm nachher, als beyde die Schlange todtgeschossen hatten: er habe in ihrer Nähe eine Art von Zwang stille zu stehen und eine gewisse Betäubung oder Sinnlosigkeit empfunden." Forster fügt noch hinzu: „Es ist bekannt, daß die Ausdünstungen der Schlangen stark und übelriechend sind; vielleicht rührt also die Betäubung, welche sie verursachen, nur von einem verstärkten Hauche her."

So groß nun auch der Antheil ist, den die Insekten in der großen Haushaltung der Natur haben, indem sie vieles Unkraut theils im Keime

ersticken, theils wenn es schon aufgewachsen ist, vertilgen und seinem Wachsthum Einhalt thun, und die Befruchtung der Gewächse befördern u. s. w.; eben so unermeßlich ist auf der andern Seite der Schade, den fast die meisten Gattungen derselben anrichten. Wie viel Insekten werden nicht den Feldfrüchten nachtheilig? z. B. die Heuschrecken, die das ganze Gebiet, wo sie einfallen zur Wüste machen, und nicht die geringste Hofnung zur Erndte übrig lassen, die alle Feld- und Gartenfrüchte bis auf den letzten Stumpf abfressen und sogar die Bäume beschälen, wo oft die ungeheure Menge derselben, selbst bey ihrem Anzuge die Sonne verfinstern, und wo sie einzufallen belieben, den ganzen Boden bedecken. Zu welcher Plage für Menschen und Thiere wird nicht dieses furchtbare Ungeziefer? Werden nicht oft die Menschen durch sie zur Auswanderung gezwungen, wenn sie nicht am Hungertode zu sterben Lust haben?

Werden nicht oft unsre Gartengewächse durch Raupen, Erdflöhe, Engerlinge u. s. w.,

durch Raupen und Käferlarven unsere Obstbäume, durch die Waldraupen unsere Wälder und Holzungen verwüstet? Noch hat der menschliche Geist kein Mittel ausfindig machen können, ihre furchtbare Fruchtbarkeit zu verhindern und das Gleichgewicht in Rücksicht dieser schädlichen Insekten herzustellen. Alle dagegen getroffenen Vorkehrungen sind bisher fruchtlos gewesen, und wenn die Natur nicht selbst noch Mittel dagegen in der Hand hat, diese Plagegeister zu vernichten, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß einst noch, wenn alle Waldungen durch sie verwüstet worden sind, die Menschen zur Auswandrung gezwungen seyn werden. Wie viel wird nicht durch die weisse Ameise (Termes fatalis), die für beyde Indien ein sehr furchtbares und schädliches Insekt ist, an hölzernem Hausrath, Kleidern, Leinwand, Papier und selbst an dem Holzwerk der Gebäude, das von ihr ganz durchfressen wird, verdorben? Thun nicht die Kleidermotten der Wolle, dem Pelzwerk, den Tuchen u. s. w., so wie die Larven vieler kleinen Käfer-

chen unsern Büchern ꝛc. großen Schaden? Welchen Nutzen gewähren uns denn endlich Wespen und Hornisse, Bremsen, Fliegen, Mücken, die Tarantel, Scorpionen und die verschiedenen Arten des sogenannten Ungeziefers, womit nicht nur die Menschen, sondern selbst die Pferde, Schaafe, Hüner und alle andere Hausthiere gequält werden?

Zu den schädlichen Gewürmen gehören die Würmer des menschlichen Körpers, z. B. Mastwürmer, Bandwürmer, Spulwürmer, die Nervenwürmer, die sich unter der Haut aufhalten und Entzündungen erregen. Die Finnen bey den Schweinen, die Egelschnecken bey den Schaafen, die Blasenwürmer und mehrere andere, die sich bey den Thieren finden und sie krank machen. Die Regenwürmer und Schnecken, die den Gewächsen schaden, der Pfahlwurm und die Bohr-Pholade ꝛc. welche das Holzwerk der Schiffe und Dämme durchbohrt.

Neuntes Kapitel.

Ueber den thierischen Instinkt.

Die ganze thierische Schöpfung, so mannigfaltig auch die Bildung und der Bau der einzelnen Thiere ist, scheint nur den Mund gemein zu haben, durch welchen dem Körper seine Nahrung zur Erhaltung und zum Wachsthum zugeführt wird; und wenn die Pflanzen ihren Nahrungssaft aus der Luft, dem Wasser und der Erde einsaugen, so ist das Futter der Thiere außerordentlich mannigfaltig, und es scheint, daß nur der peinliche Reitz des Hungers sie antreibe, Nahrung zu sich zu nehmen. Dieser Reitz und die Gewohnheit, sie sey nun künstlich*) oder natürlich (angebohren), ist die eigentliche Grundlage des thierischen Instinkts.

Der Instinkt ist mithin nichts weiter als ein Trieb, durch welchen das Thier bestimmt wird,

*) Wenn der Mensch dem Willen des Thiers durch Eindrücke von außen (Schläge), eine andere Richtung gegeben hat.

seine Handlungen unwillkührlich, d. h. ohne alle Denkkraft zu verrichten, wohin der sogenannte Kunsttrieb gehört, vermittelst welches sich nämlich Thiere und Insekten aller Art, ohne vorhergegangene Anweisung und Uebung, Wohnungen, Nester, Gewebe ꝛc. theils zur Sicherheit, theils zum Raub und mehrern andern Zwecken machen. Ein solcher Trieb ist dem Thiere eigen und so innig mit ihm verbunden, daß ohne ihn, seine Existenz nicht einmal denkbar seyn würde.

Allein eine ganz andre Frage ist es, ob wir, außer diesem Triebe, den Thieren noch Seelenkräfte beylegen können? und darauf antworte ich, Nein!

Die Thiere besitzen keine Denkkraft, denn sonst müßten sie Verstand haben, und diesen haben sie nicht.

Nun äußert sich zwar der Verstand durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse, und es scheint, als ob den Thieren gewisse Fähigkeiten, z. B. Urtheilskraft, Vorstellungskraft, Einbildungskraft ꝛc. nicht abgesprochen werden könnten,

wie z. B. dem Hunde ꝛc.; allein ein Thier bedarf, um es folgsam zu machen, keines Gedächtnisses und keiner Urtheilskraft, die nur aus der Vergleichung zwischen verschiedenen Dingen entsteht; sondern eine gewisse Biegsamkeit des ihm eigenen Charakters, um seinen willkührlichen Neigungen eine andere Richtung zu geben und sie ihm nach und nach zur Gewohnheit zu machen, und dies scheint auch wirklich der Fall zu seyn.

Der abgerichtete Hünerhund, der bey Anblick eines Hasens oder eines Huhns stehen bleibt und schüchtern den Schwanz einziehet, urtheilt gewiß eben so wenig als der Hase oder das Huhn, vor dem er stehen bleibt, und gleichwohl scheint es, als ob dieses Thier Begriffe mit einander verbände, als ob es begehrte, fürchtete, hofte, kurz als ob es eben solche Schlüsse machte, wie der Mensch, der gern das Eigenthum eines Andern unter dem Schein des Rechts an sich bringen möchte und mit sich zu Rathe ginge, wie wohl die Gesetze am bequemsten zu hintergehen seyn dürften, der aber dennoch von

der Furcht vor der Strafe zurück gehalten wird. — So pflegt man gemeiniglich das Betragen eines Thieres zu erklären, weil man selbst auf diese Weise zu handeln gewohnt ist, und so ist es ganz natürlich, daß man, wie es sehr oft geschieht, sich einbilden kann, es müsse bey den Thieren auf dieselbe Art geschehen seyn. Ein kurz vorhergegangener Schmerz, durch eine einzige Tracht Prügel verursacht, kann den Hund nicht abhalten den Hasen aufzustöbern und ihn nach zu hetzen, denn sonst würde ein Jäger wenig Mühe haben seinen Hund abzurichten; sondern den Neigungen des Hundes muß nach und nach durch öftere auf einander folgende Schmerzen eine dem Willen seines Herrn gemäße Richtung so lange gegeben werden, bis sie ihm durch öftere Wiederhohlung ein und desselben Kunststücks nach und nach in Gewohnheit übergehet. Ueberhaupt scheint es, als wenn alles, was irgend eine Beziehung auf die Begierden eines Thieres habe, lebhafte Erschütterung in Rücksicht auf den Sinn des Gefühls in ihnen errege. Der Hund würde den

Hasen

Hasen oder das Huhn aufstöbern, wenn er nicht durch äußere Eindrücke bestimmt worden wäre, stehen zu bleiben. Auf die Weise lassen sich alle Handlungen der Thiere erklären, ohne daß man nöthig hat ihnen Denkkraft und Urtheilskraft ꝛc. einzugestehen.

Das Empfindungsvermögen ist dazu hinreichend, und das haben die Thiere mit den Menschen gemein, es ist sinnlichen Ursprungs, und sinnlicher Eindrücke sind alle Thiere fähig, die mit Organsinnen begabt sind. Die Organempfindungen, des Gehörs, des Gesichts, des Geschmacks, des Gefühls und des Geruchs sind nur gleichsam äußere Eingänge, die von der Natur zum Unterscheiden der Gegenstände zubereitet sind; mithin müssen die Thiere eben das empfinden, was der Mensch empfindet, wenn äußere Gegenstände auf die Werkzeuge der Sinne wirken. Daher das ängstliche Geschrey bey verursachten Schmerzen, und die Freudensbezeigungen des Hundes bey der Ankunft seines einige Zeit abwesend gewesenen Herrn.

Die Thiere haben also weder Begriffe, noch Vorstellungskraft, noch Einbildungskraft; ihre ganzen hochgerühmten Kenntnisse bestehen also in nichts weiter als Gewohnheiten, die nur durch Bedürfnisse und Schmerzen erzeugt werden können.

Alle Thiere, die sich von Vegetabilien nähren, und die ihre Nahrung ohne Mühe aus den Händen der Natur erhalten, sind sehr eingeschränkt, und alle Aeußerungen ihrer Willkühr maschinenmäßig. Ein Beyspiel davon erzählt Vaillant in seinen Reisen von einem Ochsen, den er den Namen Ingland gegeben hatte. Die Erzählung ist interessant, und deshalb stehe sie auch hier. „Dieses nützliche Geschöpf, sagt er, war unter meinen Ochsen der stärkste und am längsten in meinen Diensten; auch hatte er alle Beschwerlichkeiten meiner frühern Reise ausgehalten, ob er gleich immer als der erste Deichselochse vor meinem Hauptwagen gebraucht worden war. Da er einen weit vorzüglichern Instinkt besaß als alle andere Thiere seiner

Gattung, so gaben meine Leute, wenn er von dem Wagen abgespannt war, auf ihn nicht Acht, wie auf die übrigen, sondern ließen ihn nach Belieben auf der Weide umher irren, so daß er, wenn ich mich so ausdrücken darf, seiner eignen ganz besondern Einsicht überlassen war; sie wußten nämlich gewiß, daß er sich nicht von dem Lager entfernen würde. Sollte wieder angespannt werden, so hatte man nicht nöthig ihn von der Weide zu hohlen und an den Wagen hinzuführen, wie die übrigen. Kaum waren drey Peitschenschläge — das gewöhnliche Signal — gethan, so kam er von selbst an seinen Posten, und war immer zuerst bey den Strängen, gerade als hätte er sich gefürchtet, sein Recht auf einem Platze zu verlieren, den er immer behalten hatte. *)

*) Daran hatte das gute Thier gewiß nicht gedacht, weil er eben so wenig Verstand hatte als die übrigen seiner Mitbrüder. Nur lange Gewohnheit konnte also die Ursache dieser maschinenmäßigen Dienstbarkeit seyn, die den Handlungen dieses Thiers eben darum ein so natürliches Ansehen von Ueberlegung geben konnte.

Wenn ich spazieren oder auf der Jagd gewesen war und wieder zurück kam: so verließ England, wenn er mich nur von weitem sah, augenblicklich seine Weide, und lief mit einer besondern Art von Gebrülle, das sein Vergnügen auszudrücken schien, auf mich zu. Er rieb seinen Kopf an meinem Leibe, und liebkoßte mir auf seine Art. Oft leckte er mir sogar beyde Hände, und ich mußte still stehen, um mir seine Freundschaft bezeugen zu lassen, ob das gleich bisweilen eine Viertelstunde währte. Endlich, wenn ich seine Liebkosungen erwiedert und ihm einen Kuß gegeben hatte, ging er ruhig vor mir her und auf mein Zelt zu.

Den Abend vor seinem Tode hatte England sich bey seiner Deichsel niedergelegt, und an dieser Stelle hauchte er sein Leben aus. Ich sah zu meinem Schmerze sein letztes Leiden, ohne daß es mir möglich war ihm zu helfen."

Ich hoffe, daß meine Leser diese Geschichte für das nehmen werden, was sie eigentlich seyn soll, für eine ausgeschmückte und immer wahr-

haste Erzählung. „Ach, klagt dieser Menschenfreund, ach! wie oft hab' ich, von vermeinten Freunden verrathen, in den süßesten Erwartungen getäuscht, und das Opfer meines Vertrauens und des redlichsten Herzens — wie oft hab ich an den armen Jngland gedacht, und unwillkührlich meine Augen auf die Hand geworfen, die er so oft geleckt hatte!“

Die fleischfressenden Raubthiere sind in Betracht des ihnen beygegebenen Jnstinkts freylich bey weitem nicht so eingeschränkt als die Hausthiere. Jene befinden sich aber auch immer in der Nothwendigkeit ihre Beute aufzusuchen, die sich vor ihren Nachstellungen zu verbergen pflegt. Ihre Fähigkeiten sind folglich in beständiger Uebung, weil sie von immer wiederkehrenden Bedürfnissen getrieben werden. Und wenn es das Ansehen hat, als gingen sie mit einer gewissen Ueberlegung und Vorsicht bey ihren Räubereyen zu Werke, die gewissermaßen Begriffe von List voraussetzen; so rührt dies nur daher, weil jedes Thier der Art immer

auf seine ihm eigenthümliche Weise bey seinem Raube zu Werke gehet.

Der Fuchs scheint am listigsten bey seinem Fange zu Werke zu gehen; aber ihn darum Urtheilskraft, Denkkraft, Vorstellungskraft und Urtheilskraft beyzulegen, kann nur einem Sativenschreiber, wie z. B. dem Verfasser von Reinken dem Fuchs erlaubt seyn. Wenn ihn der Hunger quält, streift er, ohne Plan und ohne alle Kunstgriffe, in Feldern und Wäldern herum, bis er seinen Hunger durch den Raub, der ihm vom Zufall in die Klauen geführt wurde, gestillt hat. Die Feinheit der Geruchswerkzeuge ist schon hinreichend ihn für Schlingen und Eisen zu warnen, und wie oft wurden nicht Füchse gefangen und getödtet. Dies würde nicht geschehen können, wenn sie so außerordentlich listig und geschickt wären.

Man kann von ihm, wie Appian vom Löwen und Kraschenninnikow vom Vielfraß eben so glaubliche Erzählung von seinen

Fähigkeiten machen, besonders wenn man den Handlungen des Thieres, seine eignen Maximen des Handelns dabey zum Grunde zu legen, guten Willen genug hat. Z. B. der Geruch dienet dem Fuchse bey allen seinen Handlungen zum sichern Leitfaden. Hat er dieses Sinnenwerkzeug genugsam ausgebildet, so erfährt er, durch Hülfe desselben, treulich die Annäherung dessen, was er sucht, und die Gegenwart alles dessen, was er zu vermeiden hat. Es ist seine Sache durchaus nicht, mit offenbarer Gewalt auf Mord auszugehen. Er nähert sich also lieber ganz leise einem aufgespürten Rebhuhn oder dem Orte, durch welchen, seiner untrüglichen Vermuthung nach, ein Hase oder ein Kaninchen zurück kommen muß. Kaum pflegt er dem Fußboden eine leichte Spur seiner Läufe einzudrücken. Getheilt zwischen der Furcht selbst überfallen zu werden, und zwischen der Nothwendigkeit, selbst einen Anfall zu thun, verräth er durch den behutsamen Gang, auf welchem er oft einhält, seine Unruhe, seine Begierde und seine Kunstgriffe.

In Gegenden, wo es nicht an kleinem Wild und Beute fehlt, vermeidet der Fuchs allemal sorgfältig die bewohnten Plätze. Nur dann erst, wenn die Noth ihn dringet, nähert er sich den Bauerhöfen. Das Bewußtseyn der Gefahr reitzt ihn, unter solchen Umständen, zur Verdoppelung seiner Vorsicht. Er schleicht unter dem Schutze der Nacht an Hecken und Gebüschen hin. Er weiß recht wohl, daß ein Huhn ein großer Leckerbissen für ihn ist, aber es fällt ihm auch sogleich dabey ein, daß Schlingen und Hunde ihm gefährlich werden können, wenn er sich nach dem Hühnerstalle wagen wollte. Diese doppelte Vorstellung leitet seinen Gang. Sie hält ihn auf oder beschleunigt ihn, je nachdem es die Umstände erfordern, oder vielmehr, je nachdem die eine oder die andere Erinnerung ein Uebergewicht bey ihm erhält, die seine Lebhaftigkeit mehrt oder mindert. Der Einbruch einer langen Nacht erlaubt der Vorsicht des Fuchses oft einen Aufschub seines Raubes. Das entfernte Bellen eines Hundes ist zu der Zeit gerade hinreichend, ihm in

seinem Lauf aufzuhalten. Jetzt stellt er sich in seiner Gedankenreihe alle die Gefahren von neuem vor, denen er von Zeit zu Zeit ausgesetzt war, und doch glücklich entgangen ist. Bey Anbruch des Tages tritt aber lebhafte Mordbegierde an die Stelle der vorsichtigen Schüchternheit. Der Hunger verschaft ihm Muth, und dieser macht ihn fähig sogar der Gefahr entgegen zu eilen, wahrscheinlich deshalb weil er sich vorstellt, daß ihm am hellen Tage noch weit größere Gefahren bevorstehen.

Allein dergleichen Erzählungen beweisen weiter nichts, als daß das eine oder das andere sinnliche Werkzeug der Thiere weit ausgebildeter ist als bey den Menschen, die sich auf ihren Verstand und ihre Vernunft verlassen können.

Es giebt auffallende Beyspiele von Schärfe der Sinne unter wilden Nationen, so wie bey einzelnen Individuen, selbst unter kultivirten Menschen, bey welchen der eine oder der andere Sinn außerordentlich fein und empfindlich ist. Dies gilt besonders von dem Geruchs-,

Gesichts- und Gefühlorganen. So hat z. B. in Deutschbrod in Böhmen ein Mädchen gelebt, das mit dem Vater auf die Jagd ging und die Stelle des Hundes vertrat, und immer richtig auf die Spur des Wildes kam.

Die Thiere besitzen die Feinheit ihrer Sinnenwerkzeuge in einem weit höhern Grade als der Mensch; unter einander selbst sind die Grade der Vollkommenheit ihrer Sinnenorgane verschieden, und das eine oder das andere ist das herrschende, je nachdem sie zur Aufsuchung ihrer Nahrung das eine oder das andere öfterer nöthig haben oder nicht.

Die meisten besitzen den Sinn des Geruchs in einer so großen Vollkommenheit, daß er sehr oft viel weiter reicht, als sie mit ihren Augen sehen können. Der Wolf, der Fuchs, der Hund ꝛc. riecht in einer sehr großen Entfernung nicht blos gegenwärtige wirkliche Körper, sondern auch die Ausdünstungen und Fehrden der lange schon vorübergegangenen Thiere. Dieser Sinn ist dem Thier, das ihn besitzt, ein allgemeines Werkzeug seiner Empfindung, das

gleichsam ein Auge vorstellt, womit es die Gegenstände nicht blos da, wo sie sich eben befinden, sondern auch selbst da zu erkennen im Stande ist, wo sie vorher gewesen sind, wodurch es gewissermaßen bestimmt wird, das zu erkennen, was ihm nützlich und schädlich ist, und wodurch es bemerkt, und wählt, was zur Befriedigung seines Hungers dient.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Die Thiere haben also die Fähigkeit zu empfinden in einem weit höhern Grade als der Mensch, und doch keine Denkkraft. Mich dünkt, als hörte ich fragen: „Scheint nicht das Gegentheil offenbar am Tage zu liegen?“ „Kennt der Hund nicht seinen Herrn immer noch, wenn er gleich eine lange Zeit abwesend war?“ „Weiß er nicht denjenigen, der ihn schmeichelt, von demjenigen zu unterscheiden, der ihn gleichgültig behandelt?“ „und scheint dies nicht zum Beweis, daß der

Hund Denkkraft besitze und ein sehr wirksames und treueres Gedächtniß habe als der Mensch, hinreichend zu seyn?"

Darauf antworte ich: Das Vermögen zu denken (durch Begriffe sich etwas vorzustellen), ist nur dem Verstande eigen, und unter Verstand versteht man, die Erkenntniß der Regeln, die sich der Mensch selbst gemacht hat, und sind darunter nicht etwa die Regeln zu verstehen, nach welchen die Natur den Menschen in seinen Verfahren leitet, ohne daß er weiter darüber nachzudenken braucht, eben das ist es, was man bey den Thieren jene Aeußerungen ihrer Fähigkeiten hervorbringt und Naturinstinkt heißt.

Das Gedächtniß aber ist ein Vermögen ehemalige Vorstellungen willkührlich zurück zu rufen, und dies ist ohne Denkkraft nicht möglich; denn die Erinnerung an die Vergangenheit setzt nicht nur eine Dauer der Erschütterungen oder eine Erneuerung der ehemaligen Empfindungen, sondern auch eine damit vorgenommene Vergleichung oder dadurch

erhaltene Begriffe voraus. Wir erinnern uns aber nur solcher Dinge, die entweder mit dem vorhergegangenen oder folgenden in genauer Verbindung standen, weil eine einzelne Empfindung, die keinen Zusammenhang mit einer andern hatte, durchaus keine Spur im Gedächtniß zurück lassen kann.

Der Fuchs beschleicht also seinen Raub nicht aus List, sondern weil er überhaupt schleicht, er mag nun gehen, um zu gehen, oder um zu rauben und zu morden; und wenn er in seinen Bau eingeschlossen ist, und darin eine Zeitlang liegen bleibt, weil ihn die Festigkeit des Erdreichs hindert, sich einen neuen Aus- und Eingang zu verschaffen, thut er dies gewiß nicht aus Ueberlegung, sondern weil ihm seine Geruchswerkzeuge die Gefahr ahnen lassen, und er durch seine ihm eigene Furchtsamkeit, die blos mechanisch ist, zurück gehalten wird.

Der Hamster, der einen todten Vogel, ehe er anbeißt, zuerst die Flügel zerbricht, thut es gewiß nicht darum, daß er nicht entwischen soll, denn ein todter Vogel wird ohnehin nicht

fortfliegen; sondern weil ihn der Instinkt antreibt. Dieselbe Bewandniß hat es mit dem jungen Zugvogel, der im Herbste den innern Ruf zum Fortziehen fühlt, und im Käfig, seines guten Futters ungeachtet, unruhig wird.

Der Marder, Iltis und andere Feinde unseres Hausgeflügels morden nicht aus Langerweile, sondern aus innerem Triebe, d. h. aus Instinkt.

Wenn nun aber die Thiere weder Verstand noch Gedächtniß haben und keine Denkkraft besitzen, wenn alle ihre Eigenschaften bloß sinnlichen Ursprungs sind, wenn sie blos auf die Ausübung ihrer Empfindungen eingeschränkt sind, woher soll denn die Art von Vorsicht entstehen, die man bey gewissen Thieren beobachtet haben will? Kann ihnen wohl der Instinkt allein den Anschlag gegeben haben, im Sommer Lebensmittel einzusammlen, um im Winter keine Noth leiden zu dürfen? Setzt ein solches Unternehmen nicht wenigstens einen Begriff von der Zukunft und eine überlegte Sorgfalt voraus? Warum findet man in den

Löchern der großen Feldmäuse gegen den Ausgang des Herbstes so viel Früchte, daß diese Thiere bis zum künftigen Sommer davon leben können.

Warum trift man in den Bienenstöcken eine so reiche Wachs- und Honigerndte an? Warum sammlen sich die Ameisen einen so beträchtlichen Vorrath? Würden die Vögel wohl ihre Nester bauen, wenn sie nicht wüßten, daß ihnen dieselben unentbehrlich wären, ihre Eyer darein zu legen und ihre Jungen darin zu erziehen? Woher entstehen so viele andere Begebenheiten, z. B. von der Scharfsichtigkeit der Eulen, welche mit ihrem erbeuteten Vorrath von Mäusen so sparsam umzugehen wissen, daß sie, um keine Ausreisser zu bekommen, ihnen vorher die Pfoten abfressen? oder von dem wunderbaren Vorhersehungsvermögen der Bienen, die gleichsam vorher wissen, ihre Königin werde zu einer bestimmten Zeit eine gewisse Anzahl Eyer von einer gewissen Art, woraus männliche Bienen, zugleich aber auch eine gewisse Anzahl von anderer Art

legen, woraus Zwitterbienen kommen müssen; die also vermöge dieser Vorhersehung eine gewisse Anzahl ihrer Zellen für die ersten größer, eine Anzahl aber, für die letztern, kleiner bauen u. s. w.

Man sollte aber doch wohl billig erst überzeugt seyn, ob alle diese den Thieren beygelegten Eigenschaften wirklich wahr, und an statt von eingeschränkten Köpfen, oder von Beobachtern, die allenthalben lauter Wunderdinge sehen wollen, erzählt zu werden pflegen, von verständigen und einsichtsvollen Männern aufgezeichnet worden wären. Ich bin lebhaft überzeugt, bey bessern Nachforschungen würden alle diese vorgegebenen Wunder wie Seifenblasen verschwinden, zugleich aber auch die besondern Ursachen von jenen gepriesenen Eigenschaften besonders entdeckt werden.

Gesetzt aber auch, man gäbe die Wahrheit aller Vorfälle der Art zu, und räumte den Thieren und ihren Lobrednern zugleich alles das, was sie wollen, ein, könnte der Schluß wohl mit Gewißheit gemacht werden, daß dieses bey

ihnen

ihnen Wirkungen des Verstandes wären? Und was ist denn nun z. B. das Vorhersehungsvermögen? Es ist nichts mehr und nichts weniger als das Vermögen, alles das zu erkennen, was in keiner Rücksicht von dem Gebrauch unsrer freyen Willkühr abhängt. Die Aussicht in die Zukunft ist hier entweder Vorempfindung oder Vorhererwartung. Das erstere bedeutet gleichsam einen verborgenen Sinn für das, was noch nicht gegenwärtig ist; das andre aber ein durch Reflexion über das Gesetz der Folge der Begebenheiten erzeugtes Bewußtseyn der Zukunft.

Nun wird man aber leicht bemerken, daß alle Vorempfindung nichts weiter seyn kann, als ein Hirngespinst; weil das, was noch nicht ist, auch nicht empfunden werden kann. Sind es aber Urtheile aus dunklen Begriffen, die aus Gesetzen der Erfahrung abgeleitet werden, so sind es nicht Vorempfindungen sondern Vorhererwartungen, weil man die Begriffe, welche uns dazu bestimmen, ent-

wirken, und was es mit dem gedachten Urtheilen für eine Bewandniß habe, erklären kann. Und welche Kultur des Verstandes ist hierzu nicht erforderlich?

Eben die Sicherheit, mit welcher die Thiere zu handeln, und die Gewißheit, mit welcher sie sich zu bestimmen pflegen, wäre allein schon hinreichend, uns auf den Schluß zu leiten: daß alles ihr Thun und Lassen nichts mehr und nichts weniger, als mechanische Wirkungen ihres erhaltenen Instinkts seyn könne; zumal da Handlungen, die lauter bestimmte Gewißheit voraussetzen, zu gleicher Zeit Mangel an Verstand und mechanische Nothwendigkeit verrathen.

Da nun aber die Naturgesetze, so weit sie uns bekannt sind, in der That nur allgemeine, die angeführten Begebenheiten aber nur besondere Wirkungen ausmachen; so würde es mindestens eine sehr eingeschränkte Denkungsart verrathen, wenn wir dem Willen des Urhebers aller Wesen unnützer

Weise so viele kleinliche Rücksichten aufbürden wollten.

Die Vorhersehung der Ameisen, sagt Büffon *), war ein bloßes Vorurtheil. Man legte ihnen diese Eigenschaft bey, als man sie erst obenhin, man sprach sie denselben aber gleich wieder ab, als man sie näher beobachtete. Sie liegen den ganzen Winter hindurch in einer Betäubung. Ihr gesammleter Vorrath ist also für sie ein unnützer Klumpen, welcher ohne Absicht, ohne Kenntniß des Zukünftigen zusammen geschleppt wurde. Die Kenntniß der Zukunft, wenn sie diese besäßen, würde sie vielmehr gelehrt haben, das Vergebliche ihrer Bemühungen und die Unnützlichkeit ihres Vorraths einzusehen.

Ist es nicht ganz natürlich, daß Thiere, die einen beständigen Aufenthalt haben, wohin sie gewöhnlicherweise ihre Nahrungsmittel, welche sie wirklich brauchen, und welche ihren

*) In der Abhandlung: über die Natur der Thiere.

Sinnen schmeicheln, zusammen tragen, weit mehr davon auffammlen, als ihre Bedürfnisse nothwendig erfordern? Sie werden dazu blos durch die Empfindung, durch das Vergnügen des Geruchs oder eines andern Sinnes gereizt, blos durch die angenommene Gewohnheit ihre Nahrungsmittel fortzuschleppen, um sie nachher in Ruhe verzehren zu können. Folgt hieraus nicht augenscheinlich, daß diese Geschöpfe blos Instinkt und nichts weniger als Verstand besitzen?

Das ist auch die Ursache, warum die Bienen mehr Wachs und Honig eintragen, als zu ihrem Unterhalt erfordert wird. Wir haben also den Vortheil, den wir von ihnen ziehen, nicht so wohl ihrem Verstande, als ihrer Dummheit zu verdanken. Der Verstand würde sie nothwendig antreiben, nur gerade so viel zu sammlen als ihre Bedürfnisse von ihnen fordern, und sich die Mühe wegen des Uebrigen desto leichter zu ersparen, da sie durch die traurigen Erfahrungen belehrt werden könnten, daß ihre Mühe ganz für sie verlohren ist, weil man

ihnen nicht allein allen Ueberfluß zu rauben pflegt, sondern auch denselben zu einem Beweggrunde macht, sie zu verderben und zu zerstöhren. Sie arbeiten also zuverläßig aus bloßem Antriebe eines blinden Instinkts, so, daß man sie gleichsam nöthigen kann so viel zu arbeiten, als wir von ihnen verlangen. So lange es noch in einer Gegend, wo sie stehen, Blüthen giebt, welche sie zu ihrer Arbeit benutzen können, lassen sie nicht nach, Honig und Wachs daraus zusammen zu tragen. Sie hören nicht auf zu arbeiten und zu erndten, als wenn sie nichts mehr einzutragen finden.

Man ist schon auf den Einfall gerathen, die Bienen in andere Gegenden und Länder zu bringen, wo noch Blumen wachsen und blühen. Sie haben in diesem Falle ihr Geschäfte von neuem angefangen und so lange wieder gesammlet und eingetragen, bis auch die Blüthen dieser neuen Gegend vorüber waren. In einer dritten Gegend würden sie zum drittenmale, eben so emsig als vorher, zu sammlen anfangen. Ihre Arbeit ist also keine Vorsicht, keine

in der Absicht übernommene Bemühung, sich einen Vorrath zu sammlen, sondern vielmehr ein Naturtrieb, der so lange dauert und sich so oft von neuem äußert, als noch Gegenstände, worauf er sich bezieht, in der Gegend vorhanden sind.

Um die nähere Kenntniß der großen Feldmäuse habe ich mich besonders bemüht und einige ihrer Wohnungen untersucht. Sie bestehen gemeiniglich aus zwey Gängen. In dem einen werfen sie immer ihre Jungen, in den andern schleppen sie alles zusammen, was ihre Freßbegierde reizt. Die von ihnen selbst verfertigten Löcher sind nicht groß, und können auch nur einen kleinen Vorrath von Getraide fassen. Wenn sie aber unter dem Stamm eines Baumes irgend einen weiten Raum finden, so pflegen sie sich daselbst einzunisten, und ihn, so gut sie können, nach Beschaffenheit der Gegend ihres Aufenthalts, mit Getraide, Nüssen, Eicheln ꝛc. anzufüllen. Ihr Vorrath steht also keineswegs mit ihren Bedürfnissen in

Verhältniß, sondern blos mit der Größe des Raums, den sie eben einnehmen.

Wir haben also bereits die Proviantkammern der Ameisen, Bienen und Feldmäuse unter dem Bilde unnützer Klumpen vorgestellt, welche ohne Absicht und Verhältniß zusammen getragen werden. Alle die kleinen besondern Gesetze ihrer vermeinten Vorhersehungsgabe verlieren sich nun in den wirklichen und allgemeinen Gesetzen des Instinkts.

Eben dieses wird man auch von der Vorhersehungsgabe der Vögel sagen müssen. Um einen Grund von Erbauung ihrer Nester anzugeben, ist es gar nicht nöthig, ihnen erst eine Kenntniß des Zukünftigen anzudichten, oder seine Zuflucht zu einem besondern Gesetze zu nehmen, das der Urheber der Wesen um deswillen in ihre Natur gelegt habe. Sie werden vielmehr Stufenweise dazu angetrieben. Anfänglich finden sie einen schicklichen Ort. Hier suchen sie sich einzurichten und alles dahin zu tragen, was ihn zu ihrem Aufenthalt bequemer zu machen im Stande ist. Dieses Nest ist also

nichts anders, als ein Ort, welchen sie sich aussuchen, um ihn ohne Beschwerlichkeit und Mühe in Ruhe bewohnen zu können. Der Vermehrungstrieb leitet und treibt sie dazu an. Sie haben wechselsweise einander nöthig, und scheinen sich beysammen wohl zu befinden. Sie suchen sich zu verbergen, und sich so viel möglich von der ganzen übrigen Welt abzuziehen, welche ihnen zu der Zeit mehr als jemals lästig und gefährlich seyn würde. Sie setzen sich also auf die am dichtesten bewachsenen Stellen der Bäume, und an die unzugänglichsten und dunkelsten Oerter. Damit sie daselbst sich desto besser behaupten und mit um so größerer Bequemlichkeit wohnen können, packen sie Blätter und andere kleine Materialien zusammen, und arbeiten um die Wette an ihrer gemeinschaftlichen Wohnung. Einige, die weniger geschickt sind oder nicht so feine Sinne haben, bauen blos aus dem Groben, andere begnügen sich an dem, was sie bereits fertig antreffen, und haben kein anders Obdach, als zufällig entdeckte Löcher oder Gefäße, die man ihnen vor-

legt. Alle diese Bauarten richten sich nach der Beschaffenheit ihres organischen Baues, und beruhen lediglich auf Instinkt, der aber, so stark er auch seyn mag, sich nie bis zur Denkkraft erheben, am allerwenigsten aber eine Vorhersehungsgabe oder eine Erkenntniß des Zukünftigen hervorbringen kann.

Durch die bekanntesten Beyspiele läßt sich dieses kürzlich erweisen. Die Thiere wissen so wenig etwas von dem, was geschehen soll, als von dem, was schon geschehen ist. Die Henne weiß nicht einmal ihre Eyer von andern Vogeleyern zu unterscheiden. *) Sie merkt nicht einmal, daß die kleinen Enten, welche sie ausbrütet, ihr gar nicht angehören. Sie pflegt untergeschobene Eyer von Kreide, mit eben der aufmerksamen Sorgfalt, als ihre eignen zu brüten, sie weiß also nichts, weder vom Ver-

*) Dies weiß die Elster eben so wenig, ob man von ihr gleich sonst sogar behauptete, daß sie zählen könne. Als Knabe habe ich ihr zu mehrernmalen junge Hühner ausbrüten lassen, sie brütete, wie die Henne, ihre 3 bis 4 Wochen in einem fort, da sie doch ihre Eyer vielleicht nur 14 Tage zu brüten nöthig gehabt hätte.

gangenen, noch vom Zukünftigen, und betrügt sich sogar beym Gegenwärtigen.

Warum bauet denn das Hausgeflügel nicht eben solche Nester, wie andere Vögel? Etwa deswegen, weil das Männchen hier vielen Weibchen zugehört? Oder vielmehr darum, weil sie als zahme Hausthiere, vor allen Beschwerlichkeiten und Gefahren sicher zu leben gewohnt sind, und sich weder den Augen anderer entziehen, noch ihre Sicherheit in der Entfernung und in der Einsamkeit suchen dürfen? Die Sache selbst redet für diese Meynung. Denn wilde und zahme Vögel von einerley Art, pflegen oft sehr verschieden zu handeln. Die Feldhüner und die wilden Enten bauen ihre Nester, welches man bey den Haushünern und zahmen Enten niemals bemerkt. Also sind wohl die Vogelnester und Bienenzellen, als der Vorrath, welchen die Bienen, Ameisen, Feldmäuse ꝛc. zusammen schleppen, nichts weniger als ein Beweis von dem Verstande dieser Thiere; sie haben eben so wenig ihren Grund in einigen

besondern, für jede dieser Gattungen gemachten Gesetzen. Vielmehr gründen sie sich, wie alle andere Verrichtungen der Thiere, auf die Anzahl, Gestalt, Bewegung, auf den organischen Bau und auf ihren Instinkt, als auf diejenigen Naturgesetze, die bey allen belebten Wesen überhaupt statt finden, und auf alle gemeinschaftlich angewendet werden können.

Man darf sich gar nicht wundern, daß ein Mensch, der sich selbst nur so wenig kennt, seine eignen Empfindungen und Begriffe so vielfältig mit einander verwechselt, und doch einen Vergleich zwischen sich und den Thieren anstellt, sich nicht lange bedenken werde, den Thieren nur etwas mehr oder weniger Vollkommenheit der organischen Werkzeuge als den Menschen beyzulegen, ohne daß sich ihm sonst ein Unterschied zwischen beyden Wesen bemerkbar machte. Kann es wohl anders seyn, als daß ein solcher Mensch den Thieren eben dieselben Schlüsse machen, und sie eben auf dieselbe Art sich bestimmen läßt, wie die Menschen, und daß er ihnen nicht nur die Eigenschaften, die er selbst

besitzt, sondern auch solche, die er nicht besitzt, beylegen werde? —

Natur! enthülle mir dein großes Buch!
Und laß, von dir begeistert und entzückt,
Mich fassen deinen inhaltvollen Sinn!
Aus ihm mir irgend eine leichte Stelle
Zu übertragen, sey mein Lustgeschäft,
Wenn bald durchs niederschwebende Gedämmer
Ich sinnend schleiche, bald im ersten Strahl
Des frühen Tags mich auf den Adlersittig
Der Phantasie zu kühner Fahrt entschwinge! *)

Eilftes Kapitel.

Ueber Stufenfolge und Endabsichten in der Natur.

Mehrere Naturforscher, unter den Alten und Neuern haben behauptet, die Natur mache keine Sprünge, und es herrsche in der Schöpfung eine solche Ordnung der Dinge, daß man bey der Wanderung durch ihre drey Reiche von Stufe zu Stufe hinauf, d. h. vom leblosen Dinge bis zum vernünftigen Geschöpf, und von

*) Thomson.

diesem bis zu jenem herabsteigen könne, ohne irgendwo eine Lücke gewahr zu werden. Da es nun aber doch möglich ist, daß dieses nicht immer der Fall seyn dürfte, sondern daß vielmehr die gerühmte Ordnung der Dinge, oder die unendliche Kette der Wesen blos nur ein eigenes Machwerk der Physikotheologen seyn dürfte, so möchte es doch wohl erlaubt seyn, einige Zweifel dagegen vorzubringen.

Zuerst entstehen die Fragen: Was nützt uns eine solche Stufenleiter? Lernen wir etwa die Natur in ihren Wirkungen besser kennen, wenn wir sie in die engen Grenzen der Systeme einpressen? Dies ist ganz gewiß nicht der Fall. Denn es läßt sich weder mit Wahrscheinlichkeit, noch mit Gewißheit über die Natur urtheilen, so bald wir uns anmaßen, dieselbe nur nach gewissen besondern Absichten, wie sie in unserm Kopfe entstehen, wirken lassen zu wollen. Dringen wir etwa besser in die Natur der Dinge ein, wenn wir die Wirkungen der Natur blos nach unsern Begriffen lenken und erklären?

Es ist so wahr, so einleuchtend, wenn einer unsrer größten Naturforscher *) sagt: „Gegen die Eintheilung in drey Reiche ist, zumal neuerlich, eine doppelte Einwendung gemacht worden.“

Manche haben zwar die Kluft zwischen den organisirten und unorganisirten Körpern anerkannt, aber nur keine bestimmten Grenzen zwischen Thieren und Gewächsen zugeben wollen:

Andere hingegen haben die beliebten Metaphern von Stufenfolge der Geschöpfe geradezu dahin gedeutet, als ob überhaupt keine bestimmbaren Eintheilungen der Naturalien in Reiche u. s. w. statt fänden.

Was das Erste betrift, so sollte man zwar überhaupt nicht vergessen, was so oft bey Gegenständen der Erfahrung der Fall ist, daß man sie weit leichter für das, was sie sind, richtig anerkennen und von andern unterscheiden, als ihre einzelnen unterscheidenden Merkzeichen aus-

*) Blumenbach in seinem Handbuche der Naturgeschichte. Göttingen 1799.

finden und angeben kann. — So sagte z. B. Linné: „nullum characterem „hactenus eruere potui, unde Homo „a Simia internoscatur.“ Nun glaube ich zwar solche äußere Charaktere der Humanität angegeben zu haben, wodurch sich der Mensch von den noch so menschenähnlichen Affen (wie man sie nennt), so wie überhaupt von allen andern Säugthieren unverkennbar auszeichnet. Aber auch ohne dieselben wird doch hoffentlich nie ein Naturforscher in praxi in Verlegenheit gekommen seyn, Menschen und Affen etwa zu verwechseln. Außerdem aber können ferner Geschöpfe aus noch so verschiedenen Klassen manche theils auffallende und unerwartete Aehnlichkeit mit einander haben, ohne daß dadurch die dessen ohngeachtet unverkennbare Verschiedenheit zwischen diesen Klassen wegfallen dürfte. Man theilt z. B. die Thiere sehr natürlich in warmblütige und kaltblütige; und rechnet eben so natürlicher Weise die Säugthiere zu jenen, und hingegen die Insekten zu diesen; ohne je deshalb irre zu werden, daß die Bienen in

ihrem Stocke ganz ohne Vergleich wärmer sind, als etwa ein Igel während seines Winterschlafs. — So giebt es in der Klasse der Gewürme Geschlechter, wie z. B. die Sepien, die sich von den übrigen Thieren dieser Klasse sehr auszeichnen, und dagegen manche auffallende Aehnlichkeit mit den Fischen haben. Aber niemand wird meynen, deshalb müsse nun die Scheidewand zwischen der Klasse der Fische und der Klasse der Gewürme aufgehoben werden. — Und eben so wenig wird jemand im Ernst in Versuchung gerathen, das Thier und Pflanzenreich deshalb mit einander zu verbinden, weil man an gewissen Pflanzen gewisse Aehnlichkeiten mit gewissen Thieren bemerkt hat. Von der Art sind z. B. die sonderbaren Bewegungen mancher Mimosenarten, und des hedysarum gyrans etc., die, so merkwürdig sie auch an sich bleiben, doch gar nicht einmal in den Charakter der Animalität eingreifen. So wenig als hinwiederum diejenigen Aehnlichkeiten, so die Arm-Polypen mit den Gewächsen haben, den Charakter der Vegetabilität betreffen. Sondern,

die

die Arm-Polypen sind Thiere, die, so wie der Mensch und die Auster, vom Hunger getrieben, ihre Nahrung durch willkührliche Bewegung in den Mund bringen, was hingegen bey keiner Pflanze, in der bis jetzt bekannten Schöpfung, der Fall ist. Nun und so beantwortet sich die andre Einwendung gegen die Naturreiche ꝛc. die sich auf die so gepriesene Metapher von Stufenfolge der Geschöpfe gründet, eigentlich von selbst.

Alle die beliebten Bilder von Kette, von Leiter, von Netz ꝛc. in der Natur, haben zwar für die Methodologie im Studium der Naturgeschichte ihren unverkennbaren Nutzen, als sie den Grund eines sogenannten natürlichen Systems abgeben, worin man die Geschöpfe nach ihren mehresten und auffallendsten Aehnlichkeiten, nach ihrem Totalhabitus und der darauf gegründeten sogenannten Verwandschaft unter einander zusammen ordnet.

Aber sie nun, wie doch so oft von wohlmeynenden Physicotheologen geschehen, dem Schöpfer in den Plan seiner Schöpfung hinein-

legen, und die Vollkommenheit und den Zusammenhang derselben darin suchen zu wollen, daß die Natur (wie man sich ausdrückt) keinen Sprung thue, weil die Geschöpfe in Rücksicht ihrer Form so fein stufenweise auf einander folgten, dies wäre doch schon an sich eine vermessene Schwachheit, wenn sie auch nicht, wie doch der Fall ist, bey genauerer Prüfung sich selbst widerlegte.

Denn man braucht blos die noch so kunstreich und sorgfältig angelegten Entwürfe von solchen Stufenfolgen in der Reihe der Geschöpfe näher zu beleuchten, um einzusehen, wie sehr darin einer Seits sich ganze Haufen von Geschöpfen ähnlicher Bildung, in Geschlechtern von fast unübersehlich zahlreichen Gattungen, (zumal unter den Insekten und Gewürmen, aber auch im Pflanzenreiche) zusammendrängen, und andere dagegen gleichsam isolirt stehn, weil sie wegen ihrer ausgezeichneten und ganz eignen Bildung nicht ohne sichtbaren Zwang in einer solchen Leiter der Natur irgendwo eingeschoben und untergebracht werden können, (wie z. B.

die ganze Klasse der Vögel; unter den Gewürmen das schon gedachte Geschlecht der Sepien; unter den Säugthieren das Menschengeschlecht selbst ꝛc.) — Ferner aber finden sich Thiere, bey welchen, wie z. B. bey den Schildläusen, Männchen und Weibchen eine so durchaus ganz verschiedene Gestaltung haben, daß man folglich in der ganzen Leiter die einen von den andern trennen, und nach dieser so sehr verschiedenen Sexualform beyden auf weit von einander entfernten Sprossen ihre verschiedenen Stellen anweisen müßte. — Nun dann zeigen sich Lücken in der Leiter, wo offenbar ohne einen sehr gewagten Sprung gar nicht über zu kommen ist, wie zu einem Beyspiel statt aller, die zwischen den organisirten Körpern und den Mineralien u. s. w.

So mangelhaft aber überhaupt die bildlichen Vorstellungen von Kette der Natur u. s. w. gerathen müssen, so ganz grundlos ist nun vollends gar die vermessene Behauptung mancher Physicotheologen, als ob kein Glied aus dieser ihrer zu Papier gebrachten Kette aus-

fallen dürfte, wenn nicht die Schöpfung selbst stocken sollte u. dgl. m. — So gut einzelne Gattungen von Thieren aus ganzen großen Inseln, wie z. B. die Wölfe aus Großbritannien vertilgt sind, ohne daß die dasige Schöpfung durch diese nunmehrige scheinbare Lücke ihren sonstigen Zusammenhang verloren haben sollte, so können andere Geschöpfe aus ganzen Welttheilen und wohl von der ganzen Erde vertilgt werden, (wie dies allem Anschein nach mit manchen, z. B. mit dem Dudu wirklich geschehen,) ohne daß durch diesen merklichen Hiatus, der dadurch in der Kette der Physicotheologen entsteht, der ewig stille Gang der Schöpfung selbst, im mindesten gefährdet werden dürfte.

Es dürfte vielleicht nicht schwer werden zu beweisen, daß die Welt dennoch bestehen würde, wenn es gar keine Raubthiere und andere Uebel gäbe.

Die Natur scheint also die lebendigen sowohl als die leblosen Wesen nicht immer nach einem ursprünglich entworfenen Plane gebildet

zu haben. Und was wäre es denn auch weiter, wenn sie nicht immer nach einer gewissen Ordnung verfahren wäre, und auch zuweilen etwas hervorgebracht hätte, das sie eben nicht gerade zu ihrem Fortgange nothwendig bedurft hätte? Giebt es nicht sinnenlose und gliederlose Wesen genug, deren Daseyn wir verabscheuen, und bey deren Anblick wir uns oft selbst fragen: zu was diese? Welches ist denn der Grund, aus dem wir verlangen könnten, daß jeder einzelne Theil, oder jedes einzelne Glied an dem einen oder dem andern Geschöpfe, oder jedes einzelne Wesen dem andern, oder wohl gar der ganzen Schöpfung nützlich und nothwendig seyn soll? Ist es nicht schon hinreichend, wenn ein Theil dem andern in seinem Wachsthume und in seiner Bildung nicht schädlich oder nachtheilig wird, und wenn ein Geschöpf das andere nicht ganz ausrottet?

In wie ferne wir bey allen und jeden Dingen eine gewisse Absicht vorauszusetzen pflegen, in sofern bemühen wir uns gewissen Dingen, deren Gebrauch und Nutzen wir nicht begreifen

können, einen uns verborgenen Nutzen anzudichten; wo es denn nicht wohl anders möglich ist, als daß wir vielleicht oft sehr ungegründete Beziehungen ausklügeln, an welche zu denken, der Natur nicht einmal zugemuthet werden kann, und die am Ende doch zu nichts weiter dienen dürften, als unsere eigene Erkenntniß von dergleichen nur mehr zu verdunkeln als aufzuhellen.

So hört man z. B. sehr oft sagen: „jedes Säugthier habe so viel Saugwarzen, als es Junge bringe," ob man gleich unendlich viel Erfahrungen vom Gegentheile gemacht hat. Das Weib selbst gebiert größten Theils nur ein Kind, zuweilen auch wohl drey und vier. Welchen Zweck dürften die Saugwarzen bey männlichen Thieren haben? Das Pferd, das Hornvieh ꝛc. gebraucht seinen Schwanz, um die Insekten auf dem hintern Theile seines Körpers abzuwehren, aber wozu bedarf der Hund desselben ꝛc.

Wenn werden wir doch endlich einmal einsehen lernen, daß die Untersuchung der Art

und Weise, wie die Natur sich in ihren Wirkungen äußert, unsern philosophischen Nachforschungen weit zuträglicher seyn werde, als solche Speculationen, wobey man sich blos damit befaßt, statt der Gegenstände der Erfahrung, leere Begriffe zu setzen, wobey man sich die unnütze Mühe giebt, das Wie und Warum zu enträthseln, welches die Natur dabey zum Zweck gehabt haben dürfte.

Man wird hier fragen: „sollen wir denn alles, was in der Natur Absicht und Endursachen voraussetzt, gänzlich verwerfen? Sollen wir uns also nicht mit der Voraussetzung, daß die Natur ein Werk der höchsten Weisheit sey, und daß mithin in ihr, weder eine Anhäufung gleichgültiger, unnützer und überflüßiger Theile an den organisirten Wesen seyn dürfte, uns an die Betrachtung derselben wagen? Was die erste Frage betrift, so sehe ich nicht ab, wie es möglich seyn dürfte, die Endursachen der Dinge aufzufinden. Denn, wenn wir annehmen, in allem, was in der Natur hervorgebracht wird, ge-

schehe nichts, was nicht einen Erfolg nach Gesetzen der Natur verräthe, so bleibt ja immer die Ursache von der Ursache bis ins Unendliche zu erklären übrig, die denn eine solche Reihe von Bedingungen nothwendig macht, die für unsere Begriffe von den Naturbegebenheiten viel zu groß sind.

In Rücksicht der zweyten Frage aber dürfen wir uns nur ein wenig umsehen, um gewahr zu werden, daß die Bemühungen der Natur blos dahin gerichtet zu seyn scheinen, das Leben und die Existenz jedes lebendigen Wesens so qualvoll als nur immer möglich zu machen.

Die stärkern Thiere, wie wir aus dem Vorigen gesehen haben, machen Jagd auf die schwächern, und erhalten sie dadurch in beständiger Angst und Schrecken; oft werden sogar die Großen von den Kleinern, und Stärkere von den Schwächern ohne Aufhören verfolgt. Die unzählbare Menge von Insekten, die oft in ganzen Schwärmen umher fliegen, und die, je nachdem sie von der Natur ausgestattet sind, Felder, Gärten und Wiesen zu verwüsten oder

andere friedliche Thiere mit ihren peinigenden Werkzeugen quälen und martern. Diese Insekten werden wieder von andern, die oft kleiner als sie selbst sind, gepeinigt; und so ist doch auf allen Seiten, wo man auch nur seinen Blick hinrichten mag, jedes lebendige Wesen mit einer Menge von Feinden umgeben, die unaufhörlich auf das Elend und selbst auf die Zerstörung derselben los arbeiten.

Daß selbst der Mensch von dieser Regel der Natur keine Ausnahme machen dürfe, das wird in dem folgenden dritten Buche sich deutlicher an den Tag legen lassen.

Drittes Buch.

— Rupi jam vinculu dicas,
Nam luctata nodum arripit, attamen illa
Cum fugit, a collo trahitur pars longa catenae.

PERS.

Erstes Kapitel.

Vorzüge des Menschen.

Der Mensch scheint den Herrn der Erde beym ersten Anblick anzukündigen. Alles, selbst das äußere Ansehen seiner Gestalt zeigt von seiner Hoheit und seinen Vorzügen über alle belebte Wesen. Der erhabenste Theil seines Körpers, der unsere Aufmerksamkeit vor allen andern auf sich zieht, ist sein Haupt, das den Sitz der vorzüglichsten Sinne ausmacht; in

den erhabenen Zügen seines Gesichts herrscht lauter Hoheit und Würde. In seinen Mienen mahlt sich das Bild einer denkenden Seele. Die Vortreflichkeit seiner Natur leuchtet aus den Werkzeugen seines Körpers hervor, und durchstrahlt jeden seiner Gesichtszüge mit einem göttlichen Feuer. Sein majestätischer Anstand, sein gesetzter und kühner Gang, sind die beredtesten Verkündiger seines Adels und seines Ranges. Sein wohlgebildeter Hals vereinigt den Kopf mit dem Rumpfe, bey dessen sanftem wellenförmigen Umriß das Auge mit Vergnügen erfüllt wird, und dessen Gestalt und Lage für seine Bestimmung selbst dem Ununterrichteten in jeder Rücksicht zweckmäßig erscheint. Die Erde berührt er blos mit den entferntesten Theilen seines Körpers, mit seinen Füßen, die er eben so geschickt zu sichern Stützen, als zu schnellen und bequemen Trägern zu bedienen versteht. Er wirft gleichsam nur von weitem einen stolzen Blick auf die Erde herab. An beyden Seiten finden die noch beweglichern Glieder, die Arme, den freyesten

Spielraum, die nicht bestimmt zu seyn scheinen, Stützen des Körpers zu seyn, oder die Hände, mit selbigen auf der Oberfläche der Erde herumzustampfen, oder durch wiederhohltes Reiben die Feinheit des Gefühls zu vernichten, dessen vorzüglichstes Werkzeug sie ausmachen. Arme und Hände haben eine weit edlere Bestimmung. Durch sie werden die Gebote seines Willens ausgerichtet, durch sie wird der Körper ernährt und beschützt, und nicht nur die Bedürfnisse, die ihm die Nothwendigkeit auflegt, sondern auch die, welche er zu seiner Bequemlichkeit bedarf, herbeygeschaft. Gebietet der Wille sich entfernter Sachen zu bemächtigen, z. B. zu erobern, wie behende greift er nicht zu den Waffen, um unschuldigen Menschen den schmählichsten Tod sterben zu lassen! Beschwerliche Hinderniße werden durch sie aus dem Wege geschafft, um schädlichen Vorfällen und Anstößen vorzubeugen, angenehme und wünschenswürdige Gegenstände — und wie viel giebt es deren nicht? — zu ergreifen und fest zu halten, um sie den andern Sinnen näher zu bringen.

Wenn sich die Seele in einer stillen ruhigen Lage befindet, so sind alle Theile des Gesichts immer in einer ähnlichen Verfassung. Sowohl die Verhältnisse der einzelnen Theile, als der ganze Körper in seinem Umfange, scheinen redende Zeugen von der Uebereinstimmung der Gedanken und von der innern Ruhe der Seele zu seyn. So bald diese aber von gewaltsamen Bewegungen (Leidenschaften) hingerissen wird, so ist das Gesicht auch das lebendige Gemälde, welches jede Leidenschaft eben so fein, als nachdrücklich schildert, und jede heftige Bewegung des Gemüths durch einen besondern Charakter zeichnet, der dem bösen oder guten Willen des Menschen auf eine sehr verrätherische Weise, durch den schnellen und lebhaften Eindruck zuvorkömmt, und seine geheimen Empfindungen, durch Bilder offenbart.

Vorzüglich sind die Augen eines Menschen oder die Organe des Gesichts, Verräther der größten Geheimnisse des Herzens; wenn man sich Mühe giebt, sie mit Aufmerksamkeit zu beobachten, so bemerkt man, daß sie gleich-

sam mit der Seele in einer weit nähern Verbindung zu stehen scheinen, als irgend ein anderes sinnliches Werkzeug. Sie scheinen sie unmittelbar zu berühren, an allen ihren Regungen Theil nehmen zu lassen, und die heftigsten und stürmendsten Leidenschaften eben sowohl als die zärtlichsten und liebenswürdigsten Empfindungen derselben auszudrücken. In ihnen sind alle Gemüthsbewegungen in ihrer ganzen Stärke und in der unvermischtesten Reinigkeit lesbar. Sie tragen schnell das Feuer einer Seele in die andere über, und können zu gleicher Zeit eben sowohl das Licht der Gedanken, als die Wärme der Empfindungen annehmen und zurück werfen. Mit einem Worte: sie scheinen ein Sinn des Geistes und die Sprache des Verstandes zu seyn.

Die Bewegungen der Augen sind blos eine Bewegung um den Mittelpunkt, wodurch der Augapfel sich den beyden Augenwinkeln zu nähern oder zu entfernen, zu erhöhen oder nieder zu sinken scheint. Bey den Menschen

stehen die Augen näher bey einander als bey allen übrigen Thieren. *)

Die Augenbraunen gehören zu denjenigen Theilen des Gesichts, die, außer den Augen, auf die Physiognomie den größten Einfluß haben. Durch sie wird man stärker, als durch irgend einen andern Gesichtszug, zur Aufmerksamkeit hingerissen. Sie thun im Gesicht das, was die Schatten im Gemälde thun. Die Länge und Dichtigkeit der Augenlieder scheinen das Auge nur mehr zu verschönern, und seinen Blicken mehr Annehmlichkeit zu geben, und sind die größten Vertheidiger des Auges.

Die Stirne, als einer von den großen Theilen des Gesichts, gehört unter diejenigen, die zur Schönheit in der Bildung derselben das Ihrige vorzüglich beytragen, zumal, wenn

*) Bey den meisten Thiergeschlechtern ist der Zwischenraum der Augen so beträchtlich, daß sie unmöglich einerley Gegenstände mit beyden Augen auf einmal sehen können, es müßte denn sehr weit von ihnen entfernt seyn.

sie mit andern Theilen in richtigem Verhältniß stehet, und weder zu gewölbt, noch zu platt, weder zu schmal, noch zu breit, weder zu kurz, noch zu lang, und sowohl oben als an beyden Seiten mit Haaren bewachsen ist.

Und welchen Reitz geben nicht selbst die Haare? Welche große Rolle spielen sie nicht bey den Dichtern, die selbst am Weibe die Schönheit eines langen seidenen Haares, das gleich den Wellen am schneeweißen Nacken herabfließt, preisen.

Der am weitesten hervorstehende Theil des Gesichts ist ohnstreitig die Nase. Außer dem Zustande der heftigsten Leidenschaften ist sie keiner bemerkbaren Bewegung ausgesetzt, und scheint mehr zur Schönheit des Menschen, als zur eigentlichen Physiognomie zu gehören. Sie gehört zu dem Eigenthümlichen der menschlichen Bildung, und ist das Werkzeug des Geruchs und des Athmens. Nächst den Augen haben Mund und Lippen in dem menschlichen Angesichte die meiste Bewegung und den stärksten Ausdruck, und heftige Leidenschaften

scheinen

scheinen auf sie vorzüglich zu wirken. Durch die Stimme erhalten diese Theile noch mehr Leben. Die Röthe der Lippen, der weiße Schmelz auf den Zähnen, schimmern sehr vortheilhaft unter den übrigen Farben des Gesichts hervor, daß man sich beynahe für den vorzüglichsten Gesichtspunkt in der menschlichen Gestalt ansehen könnte. Und in der That heftet man seinen Blick immer sogleich auf den Mund des redenden Menschen, und er pflegt da weit länger als auf allen andern Theilen des Gesichts zu ruhen, so bald nicht Unsinn, Zoten, Flüche ꝛc. daraus hervorströmen. Jedes Wort, und fast jede Sylbe, ja sogar jeder Laut verändern die Bewegung der Lippen; so schnell und mannigfaltig aber auch immer diese Bewegungen seyn mögen, so läßt sich doch immer eine von der andern unterscheiden.

Die Wangen erröthen und erblassen, je nachdem die Leidenschaften diese Wirkungen bey dem Menschen hervorbringen. Das Erröthen ist gemeiniglich eine Wirkung der Scham, des Zorns, des Hochmuths und der Freude, das

Erblassen aber eine Wirkung der Furcht, des Schreckens und der Traurigkeit. Die Veränderungen in der Gesichtsfarbe sind ganz unwillkührlich, und daher werden sie oft zum Verräther der Seele. Durch lange Uebung aber kann die Herrschaft des Willens auch über die Muskelbewegung des Gesichts verbreitet werden. Ein Augenblick Ueberlegung ist schon hinreichend, der, durch aufgeregte Leidenschaften erregten Muskelbewegung zu widerstehen, und ihnen eine ruhige und sanfte Richtung zu geben. *)

Der ganze Kopf pflegt bey heftigen Leidenschaften verschiedene Stellungen anzunehmen; bey Erniedrigung, Schamhaftigkeit und Betrübniß vorwärts gesenkt, bey schmachtenden oder mitleidigen Empfindungen nach der Seite hängend, er erhebt sich beym Stolze, und steht steif bey der Hartnäckigkeit, beym Erstaunen

*) Von dem schamlosen Bösewichte ist hier noch nicht die Rede, er darf daher nicht mit dem geraden und gesetzten Manne verwechselt werden.

richtet er sich vorwärts, aber bey der Verachtung, beym Spott, beym Zorn und bey jeder mit Verachtung verbundenen Empfindung bewegt er sich von einer Seite zur andern.

Kummer, Freude, Liebe, Scham, Mitleid und dergleichen Empfindungen wirken oft so mächtig auf die Augen, daß sie von den zudringenden Thränen anschwellen und äußerlich naß und trübe werden.

Da die Leidenschaften des Menschen insgesammt Bewegungen der Seele sind, die größten Theils durch äußre Eindrücke hervorgebracht werden; so werden sie auch durch gewisse Bewegungen des Körpers ausgedrückt. Es läßt sich aus äußern Handlungen von dem, was in der Seele vorgeht, gar vieles schließen, und in dem Gesichte ein großer Theil des Seelenzustandes enträthseln. Indessen würde es einen hohen Grad von Wahnsinn verrathen, wenn man aus der äußern Form des Körpers gerade auf den Seelencharakter eines Menschen schließen wollte. Der häßlichste Körper kann

sehr oft die Hülle der zärtlichsten und schönsten Seele seyn.

Wie schön fertigt nicht einer unsrer trefflichsten Männer *) jene Menschen ab, die aus eingebildeten physiognomischen Kenntnissen so gern eine neue Art von Wahrsagerkunst gemacht hätten, wenn er sagt: „Ich will nur etwas Weniges für den Neger sagen, dessen Profil man recht zum Ideal von Dummheit und Hartnäckigkeit und gleichsam zur Asymptote der europäischen Dummheit- und Bosheitlinie ausgestochen hat. Was Wunder, da man Sklaven, Matrosen und Pauker, die Sklaven waren, einem Candidatus en belles lettres gegen überstellt. Wenn sie jung in gute Hände kommen, wo sie geachtet werden wie Menschen, so werden sie auch Menschen; ich habe sie bey Buchhändlern in London über Büchertitel, sogar mit Zusammenhang plaudern hören, und mehr fürwahr verlangt man ja kaum in Deutschland von einem Bel-Esprit. Sie sind

*) Lichtenberg über Physiognomik.

äußerst listig, dabey entschlossen, und zu manchen Künsten außerordentlich aufgelegt, und sollten daher, da der Versuche noch wenige gemacht worden sind, gar nicht von Leuten verachtet werden, die immer von Anlage ohne Bestimmung, und Kraft ohne Richtung, plaudern. Gegen ihre westindischen Schinder sind sie nicht treulos, denn sie haben ihren Schindern keine Treue versprochen. Der weiße dünnlippige Zuckerkrämer ist der Nichtswürdige im Handel. Jeder brave Deutsche, mit dem sein Nebenmensch gleichen Handel treiben wollte, würde gleiche Unbiegsamkeit beweisen. Vergißt sich einer einmal gegen einen guten Herrn; so bedenke man, was bey uns im Lichte der wahren Religion Vorurtheil, Auferziehung und Aufhetzung nicht vermocht hat: blos die Wörtchen es ist und es bedeutet; dort gilt es die Wörter, Freyheit oder Geschundenwerden. Wo aber der Funke aus dem Lichtmeere der Gottheit, Vernunft, einmal glimmt, da kann auch eine Flamme entstehen, wenn man sie anzufachen

weiß, und gewiß ist die Hälfte von dem, was uns Krämer und unphilosophische Reisebeschreiber, die immer nur bestätigen oder aussetzen, von ihnen sagen, nicht wahr. Das ruhige Durchschauen durch verjährte Vorurtheile; die Scharfsichtigkeit durch das verwilderte Gebüsch den geraden Stamm zu erkennen; die philosophische Selbstverleugnung, zuzugestehen, man habe nichts Wunderbares gesehen, wo alles von Wundern wimmeln soll, und die von Durst nach lauter Wahrheit und von Menschenliebe begleitete Unpartheilichkeit ohne Menschenfurcht — ist ein kostbarer Apparat, der selten mit am Bord genommen wird, wenn man nach entfernten Ländern segelt, im Reiche der Körper so gut, als der Gedanken.“ —

„Es macht dem menschlichen Geiste nicht wenig Ehre, daß er bereits in jene Weisheit hineinschaut, zu vermuthen, das, was er über, sieht, sey gegen das Ganze ein Nichts. Also du, der du glaubst, die Seele schaffe ihren Körper, horche auch du auf das, was sie dir

auf einem andern Wege, als dem ihres Geschöpfs offenbart, halte den für weise, der weise handelt, und den für rechtschaffen, der Rechtschaffenheit übt, und laß dich nicht durch Unregelmäßigkeiten in der Oberfläche irren, die in einen Plan gehören, den du nicht übersiehst, in den Plan desjenigen, nach dessen Vorschrift die Seele wenigstens ihren Körper bauen mußte, wenn sie ihn gebauet hat. Rede, sagte Sokrates zum Charmides, damit ich sehe.« —

»Wache, nüchterne Vernunft sieht wohl, woher so mancher Irrthum entspringt, und giebt sich nicht mit Untersuchungen ab, die nicht für sie sind; wagt sie sich je ohne Plan in Felder, wo sie nicht zu Hause ist, was manchmal sehr großen Leuten begegnen kann, so geschiehet es gemeiniglich nur in den Stunden, wo sie in der Gesellschaft des muntern Witzes und der verführerischen Einbildungskraft einen kleinen Hieb hat. Man untersuche daher einmal die Physiognomen, und man wird finden, es sind gemeiniglich Personen, deren lebhafte

Einbildungskraft ihnen beym Anblick der meisten Gesichter, die verwandten Züge andrer, und mit ihnen ganze Lebensläufe und Privatgeschichten vorstellt, und dieses bey jeder Gelegenheit der Gesellschaft darlegen. Gemeiniglich mit vielem Witz, weil so sehen und so sprechen einerley Ursprungs sind. Auch richtet die Gesellschaft solche Bemerkungen nicht als baare Philosophie, sondern als Witz, dessen Reitz wohl gar durch den Strich, von verwegener Leichtfertigkeit, noch gewinnt, der die erstere geschändet hatte." —

„Was aber unserm Urtheile aus Gesichtern noch so oft einige Richtigkeit giebt, sind die, weder physiognomischen noch pathognomischen, untrüglichen Spuren ehemaliger Handlungen, ohne die kein Mensch auf der Straße oder in Gesellschaft erscheinen kann. Die Liederlichkeit, der Geitz, die Betteley ꝛc. haben ihre eigne Livrée, woran sie so kenntlich sind, als der Soldat an seiner Uniform, oder der Kaminfeger an der seinigen. Eine einzige Partikel

verräth eine schlechte Erziehung, und die Form unsers Huthes und die Art ihn zu setzen, unsern ganzen Umgang und den Grad von Geckerey. Selbst die Rasenden würden öfters unkenntlich seyn, wenn sie nicht handelten. Es wird aus Kleidung, Anstand, Kompliment, beym ersten Besuche und Aufführung in der ersten Viertelstunde, in ein Gesicht hinein erklärt, als die ganze übrige Zeit aus demselben wieder heraus. Reine Wäsche und ein simpler Anzug bedecken auch Züge des Gesichts."

Da, wie man hieraus siehet die Physiognomik ein zu luftiges Ding ist; so verdient folgender Vorschlag, den eben dieser große Mann that, unsere ganze Beherzigung. Er sagt: „Sehr nützlich würde ein Weg seyn, den Charakter des Menschen zu erforschen, der sich vielleicht auch wissenschaftlich behandeln ließe: nämlich, aus bekannten Handlungen eines Menschen, die zu verbergen er keine Ursache zu haben glaubt, andere nicht eingestandene zu finden. Eine Wissen-

schaft, welche Leute von Welt in einem höhern Grade besitzen, als die armen Tröpfe glauben können, die ihr Opfer täglich werden. So schließt man von Ordnung in der Wohnstube, auf Ordnung im Kopfe, vom scharfen Augenmaße auf richtigen Verstand, von Farben und Schnitt der Kleider in gewissen Jahren, auf den ganzen Charakter mit größerer Gewißheit, als aus hundert Schattentissen von eben demselben Kopfe. Wer sagt, ich bin ein hitziger Kopf, wenn ich anfange, ist ein gutes Lamm, und der fromme Schwärmer, der jeden Augenblick ausruft, ich bin ein schwaches Werkzeug, würde sich unversöhnlich beleidigt glauben, wenn man ihm antwortete: das haben wir längst gedacht. Verschwiegenheit hat unzertrennlich verschwisterte Tugenden. Aus der Mätresse schließt man auf den Mann, wenigstens auf viele seiner Verhältnisse gegen uns. Wer gegen sein Gesinde gut ist, ist meistens im Grunde gut, man verstellt sich nicht leicht gegen Leute, die man für ihre Dienste bezahlt, und die von einem abhängen, die man der Ehre der

Verstellung gegen sich nicht würdig achtet, und die man nicht fürchtet.“ *)

Die Theile des menschlichen Kopfes, die bey der Gesichtsbildung am wenigsten in Betracht kommen, sind die Ohren, als die

*) Ich würde mich bey den Zügen des Gesichts nicht so lange aufgehalten haben, wenn nicht immer noch eine Menge Unsinn darüber geschwatzt würde. Da der Herr und Meister, so viel man aus seinem in Kupfer gestochenen Antlitz abnehmen kann, eben keine unregelmäßigen Gesichtszüge gehabt zu haben scheint, so hätte man glauben sollen, der fromme Mann werde am allerwenigsten Unregelmäßigkeiten in seiner Kasse geduldet haben, und gleichwohl hat sich nach seinem Tode das Gegentheil gezeigt. „Aber der gute Mann war bis zur Ausschweifung wohlthätig.“ Der heilige Crispin, der das Leder stahl und die Stiefeln umsonst machte, scheint es auch gewesen zu seyn. Der Unterschied zwischen dem, der stiehlt, und dem, der borgt und nicht bezahlt, ist freylich nicht groß, zumal wenn man dabey nicht auf die fromme Miene Rücksicht nimmt; aber das wird die Jünger nicht abhalten, seine Canonisation zu bewürken. Beurtheile den Menschen aus seinen Handlungen und nicht aus seinen Gesichtszügen, sagt Lichtenberg, und das ist sehr vernünftig; wenigstens kommt man mit diesem Grundsatze nicht in Gefahr, jemanden, der Schulden macht, von denen er im voraus einsehen kann, daß er sie nicht werde wieder bezahlen können, für einen wohlthätigen und frommen Mann zu halten. Es herrsche Gerechtigkeit!

Sinnenwerkzeuge des Gehörs. Gemeiniglich haben sie bey kultivirten Nationen weder eine willkührliche noch unwillkührliche Bewegung, wenn sie gleich mit Muskeln versehen sind.

Wenn gleich dieser Sinn einer von den mittelbaren Wahrnehmungen ist — durch die Luft, die ihn umgiebt —; so ist er doch ein Mittel, durch welches sich Menschen am leichtesten und vollständigsten mit andern in Gemeinschaft der Gedanken und Empfindungen bringen können, vornehmlich wenn die Laute, die ein jeder dem andern hören läßt, artikulirt sind, und in ihrer gesetzlichen Verbindung durch den Verstand eine Sprache ausmachen.

Der Sinn des Gefühls (der Betastung) liegt in den Fingerspitzen und den Nervenwärzchen derselben; durch sie kann der Mensch bey Berührung der Oberfläche fester Körper die Gestalt derselben wahrnehmen. Er ist der einzige Sinn, durch welchen unmittelbare Wahrnehmungen gemacht werden können. Er ist der wichtigste und belehrendste, aber auch

der gröbste: weil die Materie, von deren Oberfläche und Gestalt er sich durch Berührung belehren will, fest seyn muß. Ohne diesen Sinn würde sich der Mensch von den Körpern keinen Begriff machen können, er bedarf ihn daher, um sich Kenntnisse der Erfahrung verschaffen zu können.

Der Sinn des Geschmacks ist mit dem Sinn des Geruchs sehr nahe verwandt. Mit dem erstern empfindet der Mensch den Gegenstand mit der Zunge, dem Schlunde und den Gaumen, mit dem zweyten genießt er auch aus der Entfernung durch Einziehung der mit der Luft sich vermischten fremdartigen Ausdünstungen. Der Geruch ist also gleichsam nur ein Geschmack aus der Ferne, wozu man obendrein gezwungen wird mit zu genießen, man mag wollen oder nicht. Der Sinn des Schmeckens ist eine Bedingung alles Guten, was der Menschheit zukommt, und diesem Sinne allein, ist man alle Untersuchung der Natur schuldig. Es bedarf auch in der That nur eines Blickes auf den

Gang der Entwickelung der Menschheit, um uns zu überzeugen, daß wir fast alle unsere Kenntnisse diesem Sinne zu verdanken haben. Das Gesicht, der Geruch und der betastende Sinn sind nur dienstwillige Diener dieses mächtigen Triebes, dessen Gegenstände sie auskundschaften und gleichsam ihm zuführen müssen. Nicht umsonst sind daher die meisten Früchte mit schönen Farben ausgeziert, deren lieblicher Duft schon von ferne zum Genuß einladet. Freylich giebt es auch Beyspiele genug, wo das Bedürfniß des Hungers Veranlassung zur Entdeckung einer sehr wohlschmeckenden Speise gegeben haben muß. Denn hätte nicht der fürchterliche Hunger mit Krebsen, Meerspinnen, Austern, Schildkröten ꝛc. den ersten Versuch gemacht; so dürfte sie wohl schwerlich jetzt ein deutscher Pollio *) unter die Leckerbissen zählen. Eigentlich kann also die Leckerey keine Erfindung des Hungrigen seyn, aber er

*) Der römische Pollio war ein so großes Leckermaul, daß er seine Muränen mit Sklaven fütterte, damit sie ihm desto köstlicher schmecken sollten.

ist doch eine Folge des Nachdenkens über einen gehabten Genuß und ein Bestreben der Vernunft, die Begierde darnach, auch durch andere Sinne wieder zu reitzen. Das Gedächtniß erhält dadurch neue Eindrücke; die Einbildungskraft brütet darüber; und die Urtheilskraft erhält dadurch einen größern Kreis von Vorstellungen. Und so entwickeln sich fast unmerklich eine Menge Begriffe vom Nützlichen, vom Guten und Schönen, nebst ihren Gegenbildern, die Denkkraft wird dadurch geübter, bis man endlich selbst daran Genuß findet zu denken, um gedacht zu haben; eine Beschäftigung, womit Menschen auf der höchsten Stufe der Bildung, sich entweder die Langeweile vertreiben, oder sich Brod zu erwerben suchen.

Wenn wir von den Folgen, die wir vor Augen sehen, auf die Wichtigkeit, und den Wirkungskreis einer Ursache schließen wollen, so finden wir kaum eine von so ausgebreitetem Einfluß als die Werkzeuge des Geschmacks. Sie allein sind die Ursache und die mächtigen Triebfedern, wodurch die eigenthümliche Beschaffen-

heit verschiedene Gattungen organisirter Wesen, das Verhältniß ihrer Menge, und die Anzahl gegen einander, und mit demselben selbst das äußerliche Ansehen der Natur, verändert worden ist. Die Jagd bey gesitteten Völkern, die Zucht des zahmen Geflügels, die Bienenzucht und der Anbau der Fruchtbäume aller Art, Viehzucht und Feldbau nicht einmal zu erwähnen, sind Folgen der Verfeinerung jenes Sinnes. Welche künstliche Verwandlungen hat nicht eben die Verfeinerung dieses Sinnes mit Thieren und Pflanzen hervorgebracht, um sie für den höchsten Genuß der Geschmackswerkzeuge zuzubereiten? Das Messer dringt bis in die Eingeweide der Hüner, um sie zu Kapaunen zu verstümmeln. Und wer zählt alle Varietäten unsers Obstes, deren jede an Zeitigung, Geschmack und Größe verschieden ist, die alle ursprünglich von wilden Stämmen abzuleiten sind? Wie viel andere Pflanzenarten hat nicht ihr Anbau verdrängt, und wie manche Thiergattung ist nicht in einigen Ländern ausgerottet worden, damit nur Hasen, Rehe, Hirsche

und

und Schweine für die Mächtigen der Erde übrig bleiben? Es wird Negerhandel getrieben, um unsern Gaumen mit Zucker und Kaffee kützeln zu können.

Von den asiatischen Feigen rühmte ein Grieche, daß sie ein Beweggrund gewesen wären, weshalb Xerxes die Athenienser bekriegte: und wie noch jetzt der Akajou im eigentlichen Verstande ein Zankapfel der Brasilianischen Völker ist, so haben auch die Spanier, Portugisen, Holländer, Engländer und Franzosen, um den Besitz der Gewürze blutige Kriege geführt. Der Gaumenkitzel unsers Welttheils unterhält Geschäftigkeit und Betrieb im ganzen Menschengeschlechte. Der ganze Handel von Ost- und Westindien beruht auf der ungeheuern Consumtion von ausländischen Näschereyen; und es ist ein eben so zuverläßiges als für die Zukunft bedenkliches Faktum, daß das Gold und Silber, welches die Bergwerke von Peru und Mexico liefern, durch die dritte und vierte Hand für Theeblätter nach China geht. So gewiß aber die Verhältnisse der Nationen gegen einander

aus diesen und ähnlichen Ursachen sich ändern, und ihre Thätigkeit auf andere Gegenstände und in andere Kanäle lenken werden; so zuverläßig dürfen wir doch den Ausspruch thun, daß Bewegung und Handlung Entwickelung, Verfeinerung und Aufklärung mit allen ihren sonderbaren Erscheinungen, von so reitzbaren Organen, wie die menschlichen, stets unzertrennlich bleiben, und immer wieder aus dem Schutt veralteter Verfassungen hervorgehen müssen; da hingegen die geringste Umstaltung, wie etwa eine knorpelartige Zunge, uns schlechterdings zu ganz andern Wesen umschaffen würde.

Wie glücklich sind jene Wilden, deren ganzer Reichthum der Brodbaum ist, der ihn Schatten und Obdach, Kleidung und Speise gewährt. Hätte er Theil an jenen schimmernden Gütern die der Wilde auf den westlich gelegenen asiatischen Inseln besitzt, und nicht genießt — fürwahr! er wäre längst der Sklave eines europäischen Räubers. Aber was sage ich? Hatten die Urbewohner der Marianen-Inseln mehr als dieses Brod? Und

welcher gerechten, weisen, menschenfreundlichen Staatskunst gelang es nach zwey Jahrhunderten von Krieg? oder soll ich's nennen Jagd? diese sechzigtausend wackern Naturmenschen bis auf achthundert gepeinigte und zur Verzweiflung getriebene Seelen zu vertilgen? Welch eine Rechnung von unschuldigen Thränen, Schweiß und Blut, die der Vater des Menschengeschlechts von seinen Haushältern in jenen Erdwinkel zurück zu fordern hat! — *)

Zweites Kapitel.

Schönheit.

Alle Theile des menschlichen Körpers sind in ein Ganzes vollkommen vereinigt. Der Kopf, die Arme, Brust, der Bauch, die Schenkel und Füße stehen mit einander im Verhältniß, und wenn nicht durch Muthwillen oder Verwahrlosung, Zerrüttungen oder Verstümmelungen daran verursacht worden sind;

*) Georg Forster über die Leckereyen.

so sind sie sogar das vollkommenste Muster für die Regeln der Schönheit.

Das, was man schöne Natur zu nennen pflegt, ist nicht aus Vergleichungen eines Körpers mit dem andern, oder aus Messungen entstanden, sondern einzelne Schönheiten des menschlichen Körpers dienten talentvollen Künstlern blos zur Begeisterung ihrer Phantasie, und daraus entstand das, was man Ideal nennt, mithin das, was von jeder Schönheit borgt, und doch von allen Schönheiten verschieden ist, das alle einzelnen Schönheiten in sich selbst auflößt, sie mit sich verschmelzt, und sie gewissermaßen doch noch beybehält, aber ihnen auch ein ganz neues eignes Wesen verleiht.

Alles was man in dieser Rücksicht weiß, hat man den bildenden Künsten fast ganz allein zu verdanken. Man hat in Marmor und auf Leinwand alle Gestalten des menschlichen Körpers nachgeahmt, so, daß wir jetzt die Antiken gleichsam als Urbilder ansehen.

Nach diesen Mustern hat man den menschlichen Körper bestimmt. Man theilt die ganze Länge des Körpers in zehn Theile oder Gesichtslängen. Das Gesicht macht also den Maaßstab für alle übrigen Theile aus. Deswegen pflegt man auch in jedem Gesichte, oder in jedem zehenden Theile der Höhe des menschlichen Körpers drey gleiche Theile, wie bey dem Gesicht zu unterscheiden. Der erste Theil des Gesichts wird vom Haarwuchs über der Stirne bis zum Anfang der Nase angenommen, die Nase selbst bildet den zweiten, und der Raum unter derselben bis unter das Kinn, den dritten Theil. Bey den übrigen Ausmessungen pflegt man bisweilen den dritten Theil von der Gesichtshöhe oder den dreyßigsten Theil der Höhe des ganzen Körpers, eine Nasenlänge zu nennen. Der ganze Kopf hat ein und ein Drittheil Gesichtslänge, weil man den Theil vom Haarwuchs bis zum Wirbel, noch eine Nasenlänge rechnet. Vom Unterkinn bis zum Grübchen über der Brust rechnet man zwey Drittheile, und mithin vom

Anfange der Brust bis zum Wirbel zwey volle Gesichtslängen, oder einen fünften Theil des ganzen Körpers. Der Raum vom Grübchen bis unter die Brust enthält die dritte Gesichtslänge; von da reicht die vierte bis zum Nabel, und die fünfte bis dahin, wo sich der Rumpf theilt. Der Raum von Anfange der Schenkel bis ans Kinn, enthält zwey Gesichtslängen. Das Knie selbst enthält eine halbe, und die Länge bis zum Knöchel zwey, von da bis zur Fußsohle eine halbe, mithin zusammen zehn volle Gesichtslängen.

Die längsten Fingerspitzen der ausgestreckten Arme sind von einander so weit entfernt, als der Körper hoch ist. Von dem Halsgrübchen bis zur Vereinigung des Schulterbeins mit dem Achselbeine wird eine volle Gesichtslänge gerechnet. Einem vorwärts gebogenen und gegen den Leib gestützten Arm giebt man vier Gesichtslängen, nämlich zwey vom Obertheil der Achsel bis zum Ellenbogen, und zwey von da bis an den Anfang des kleinen Fingers.

Nun fehlt zwar noch an jeder Hand die Länge der Finger, die auch ohngefähr ein halbes Gesicht betragen kann; allein so viel geht bey der Ausstreckung der Arme in den Gelenken der Achsel und des Ellenbogens verloren. Auf die Hand wird eine ganze Gesichtslänge, auf den Daumen und die große Zehe nur eine Nasenlänge gerechnet. Die untere Fläche des Fußes ist so lang als der sechste Theil des Körpers.

Doch ist die völlige Höhe des menschlichen Körpers merklichen Veränderungen unterworfen. Eine gewöhnliche menschliche Figur steigt von fünf Fuß fünf und sechs Zoll, bis auf acht und neun Zoll über fünf Fuß; eine mittlere fünf Fuß und einige Zoll; eine kleine Figur ist die, welche nicht volle fünf Fuß erreicht hat.

Ein Blick auf die Geschichte belehrt uns, daß der Geschmack der Menschen immer verschieden gewesen ist, und zu allen Zeiten eine wandelbare Gestalt angenommen hat. Die Zeiten der Griechen und Römer zeigen allein

deutliche Merkmale eines wahren Gefühls für das Schöne und Erhabene, die Ueberreste ihrer Arbeiten werden uns daher immer zu Mustern dienen können.

Indessen hat fast jede Nation ihre besondern Begriffe über die Schönheit des menschlichen Körpers. So schätzt z. B. der Perser große zusammen stoßende Augenbraunen sehr hoch; um in den schmeichelnden Ruf der Schönheit zu kommen, müssen die Damen auf den Marianeninseln schlechterdings schwarze Zähne und weiße Haare haben, man wird daher leicht begreifen, daß das Hauptgeschäft der Schönen blos darin bestehen werde, die Zähne mit Kräutern zu schwärzen und die Haare durch beständiges Waschen zu bleichen; der Chineser und Japaneser findet Schönheit in einem breiten Gesicht, kleinen und bedeckten Augen, einer breiten und krummen Nase, ganz kleinen Füßen und einem dicken Bauche; es giebt Völker, die, um ihren Kindern eine vollkommene Schönheit zu geben, den Kopf zwischen

zwey Bretter klemmen, um das Gesicht einige Zoll breiter zu machen, als es die Natur zu machen beliebt; andere pressen den Kopf an beyden Seiten zusammen um ihn zu verlängern; andere finden die Schönheit in einem platten Wirbel und noch andere in einem kugelrunden Gesichte ꝛc. Das schöne Geschlecht hat eine feinere Gestalt, sanftere und zärtere Züge, und in ihren Mienen drücken sich Freundlichkeit, Scherz und Leutseligkeit bedeutender aus, als bey dem männlichen Geschlecht, dieses hat daher nicht auf Schönheit, wohl aber auf Edelmuth Anspruch zu machen. Hierdurch ist nicht zu verstehen, als besitze das Weib keine edlen Eigenschaften, und das männliche keine Schönheiten, behüte der Himmel! man erwartet sogar, daß jedes Geschlecht beyde vereinbare, jedoch so, daß in dem Weibe alle andern Vorzüge sich nur darum vereinigen sollen, um den Charakter des Schönen zu erhöhen, welches der eigentliche Beziehungspunkt ist, dagegen unter den männlichen Eigenschaften das Erhabene, als das Kennzeichen seiner Art deut-

lich hervorstreche. *) Was nun den etwas feinern Geschmack in Ansehung der äußerlichen Reitze des Weibes betrift, so ist derselbe, wie Kant sagt **), entweder auf das, was in der Gestalt und dem Ausdrucke des Gesichts moralisch ist, oder auf das unmoralische geheftet. Ein Frauenzimmer wird in Ansehung der Annehmlichkeiten von der letztern Art hübsch genannt. Ein proportionirter Bau, regelmäßige Züge, Farben vom Auge und Gesichte, die zierlich abstechen, lauter Schönheiten, die auch an einem Blumenstrauße gefallen, und einen kalten Beyfall erwerben. Das Gesicht selbst sagt nichts, ob es gleich hübsch ist, und redet nicht zum Herzen. Was den Ausdruck

*) Alle Erziehung und aller Unterricht sollte dieses vor Augen haben, wenn man nicht den reitzenden Unterschied unkenntlich machen will, den die Natur zwischen zwey Menschengattungen hat treffen wollen. Denn es ist hier nicht genug, zu wissen, man habe Menschen vor sich, man darf auch nicht vergessen, daß diese Menschen nicht von einerley Art sind.

**) In der Abhandlung über das Gefühl des Erhabenen und Schönen.

der Gesichtszüge, der Augen und der Mienen anlangt, der moralisch ist, so geht er entweder auf das Gefühl des Erhabenen oder des Schönen. Ein Frauenzimmer, an welchem die Annehmlichkeiten, die ihrem Geschlechte geziemen, vornämlich den moralischen Ausdruck des Erhabenen hervorstechen lassen, heißt schön im eigentlichen Verstande; diejenige, deren moralische Zeichnung, sofern sie in den Mienen oder Gesichtszügen sich kennbar macht, die Eigenschaften des Schönen ankündigt, ist annehmlich, und wenn sie es in einem höhern Grade ist, reitzend. Die erstere läßt unter einer Miene von Gelassenheit und einem edlen Anstande den Schimmer eines schönen Verstandes aus bescheidnen Blicken hervorspielen, und, indem sich in ihrem Gesichte ein zärtliches Gefühl und ein wohlwollendes Herz abspiegelt; so bemächtigt sie sich so wohl der Neigung als der Hochachtung eines männlichen Herzens. Die zweite zeigt Munterkeit und Witz in lachenden Augen, etwas feinen Muthwillen, das Schäkerhafte der Scherze und schalkhafte Sprödigkeit. Sie

reißt, wenn die erstere rührt, und das Gefühl der Liebe, dessen sie fähig ist, und welche sie andern einflößt, ist flatterhaft, aber schön; dagegen die Empfindung der erstern zärtlich, mit Achtung verbunden und beständig ist.

Der Geschmack, den viele Damen an einer gesunden, aber blassen Farbe zu finden scheinen, begleitet gemeiniglich eine Gemüthsart von mehr innerm Gefühle und zärtlicher Empfindung und gehört zur Eigenschaft des Erhabenen, dagegen die rothe blühende Farbe weniger von der erstern, allein mehr von der fröhlichen und muntern Gemüthsart ankündigt; es ist aber der Eitelkeit weit gemäßer zu rühren und zu fesseln als zu reitzen und anzulocken. Es können dagegen Personen ohne alles moralische Gefühl, und ohne einigen Ausdruck, der auf Empfindung deutete, sehr hübsch seyn; allein sie werden weder rühren noch reitzen, es sey denn denjenigen derben Geschmack, der jederzeit vom Geschlechtstriebe begleitet ist, und welcher mithin weder durch die Reitze des Anstandes, noch der Gesichtszüge, noch der

Augen ꝛc. angefochten wird *), weil es nun aufs ganze Geschlecht gehet; dieser Geschmack verfeinert sich bisweilen, und wählt alsdenn nach seiner Art auch. Es ist schlimm, daß dergleichen schöne Geschöpfe leichtlich in den Fehler verfallen durch das Bewußtseyn der schönen Figur, die ihnen ihr Spiegel zeigt und aus einem Mangel feiner Empfindungen; da sie dann alles gegen sich kaltsinnig machen, den Schmeichler ausgenommen, der auf Absichten ausgehet und Ränke schmiedet.

Man kann nach diesen Begriffen vielleicht etwas von der so verschiedenen Wirkung verstehen, die die Gestalt eben desselben Frauenzimmers auf den Geschmack der Männer hervorbringt. Dasjenige, was sich in diesem Eindrucke zu nahe auf den Geschlechtstrieb be-

*) So grob auch dieser Geschmack an und für sich ist, so ist er darum noch nicht zu verachten, weil der große Haufen vermittelst desselben den Forderungen der Natur auf eine sichere Art Gnüge leistet. So wie jedes Ding hienieden aber auch seine schlimme Seite hat, so tritt bey diesem Geschmack sehr oft der Fall ein, daß er weit leichter als ein andrer in Lüderlichkeit aus-

zieht, und mit dem besondern wollüstigen Wahne, darin sich eines jeden Empfindung einkleidet, einstimmig seyn mag, ist außer dem Bezirk des feinern Geschmacks und gehört nicht hieher. Was aber den feinern Geschmack anlangt, so wird die Art von Schönheit, (die hübsche Gestalt) von den Männern ziemlich gleichförmig beurtheilt. Die Cirkassischen und Georgischen Mädchen sind von allen Europäern zu allen Zeiten für außerordentlich hübsch gehalten worden. So versichert z. B. Struy's, daß das Gesicht der Cirkassierinnen die reitzendste und schönste Farbe von der Welt habe. Ihre Stirn sey groß und glatt, ihre Augenbraunen ohne Hülfe der Kunst so zart und fein, als ob ein seidner Faden bogenweise über den Augen zusammen gelegt wäre. Aus den großen freundlichen Augen strahlten die feurigsten

artet. Denn weil das Feuer, das eine schöne Person entzündet hat, eine jede andere gemeine Mehe wieder löschen kann; so sind keine Schwierigkeiten da, die eine unbändige Neigung einschränken können.

Blicke, dabey hätten sie eine wohlgebildete Nase, rothe Lippen, einen kleinen lächelnden Mund, und ein so schönes länglich rundes Kinn, wie es der geschickteste Mahler zeichnen würde, und Hals und Brust schienen hier ganz in ihrer Vollkommenheit zu seyn. Ihre Haut sey weiß wie eben gefallener Schnee, ihr Körper groß und ungezwungen und ihre Haare so schwarz wie Kohle. Im Sommer bedeckten sich die gemeinen Weiber blos mit einem blauen, rothen oder gelben, bis an die Mitte des Leibes ofnen Hemde, und ihr Busen sey unvergleichbar schön. Und was das beste ist, so sollen sie, wie eben dieser Mann versichert, bey aller Freymüthigkeit, womit sie die Fremden unterhielten, doch ihren gar nicht eifersüchtigen Männern die größte Treue beweisen.

Die Türken, die Araber, die Perser ꝛc. müssen wohl mit diesem Geschmacke sehr einstimmig seyn, weil sie sehr begierig sind, ihre Völkerschaft durch so feines Blut zu verschönern, und merkt auch an, das der Persischen Race dieses wirklich gelungen ist. Die Kauf-

leute von Indostan ermangeln gleichfalls nicht, von einem boshaften Handel mit so schönen Geschöpfen großen Vortheil zu ziehen, indem sie solche den leckerhaften Reichen ihres Landes zuführen, und man sieht, daß, so sehr auch der Eigensinn des Geschmacks in diesen verschiedenen Weltgegenden abweichend seyn mag, dennoch dasjenige, was einmal in einer derselben als vorzüglich hübsch erkannt wird, in allen übrigen auch dafür gehalten werde. Wo sich nun aber in das Urtheil über die feine Gestalt dasjenige einmengt, was in den Gesichtszügen moralisch ist: so ist der Geschmack bey verschiedenen Mannspersonen jederzeit sehr verschieden, sowohl nachdem ihr sittliches Gefühl selbst verschieden ist, als auch nach der verschiedenen Bedeutung, die der Ausdruck des Gesichts in eines jeden Wahne haben mag. Man findet, daß diejenigen Bildungen, die beym ersten Anblick nicht sonderliche Wirkung thun, weil sie nicht auf eine entschiedene Art hübsch sind, gemeiniglich, so bald sie bey näherer Bekanntschaft zu gefallen anfangen, auch

weit

weit mehr einnehmen, und sich beständig zu verschönern scheinen; dagegen das hübsche Ansehen, das sich auf einmal ankündigt, in der Folge mit größern Kaltsinne wahrgenommen wird, welches vermuthlich daher kömmt, daß moralische Reitze, wo sie sichtbar werden, mehr fesseln, und weil sie sich nur bey Gelegenheit sittlicher Empfindungen in Wirksamkeit setzen und sich gleichsam entdecken lassen, jede Entdeckung eines neuen Reitzes aber immer noch mehr derselben vermuthen läßt; anstatt daß alle Annehmlichkeiten, die sich gar nicht verhehlen, nachdem sie gleich Anfangs ihre ganze Wirkung ausgeübt haben, in der Folge nichts weiter thun können, als den verliebten Vorwitz abzukühlen und ihn allmählich zur Gleichgültigkeit zu bringen.

Unter diesen Beobachtungen bietet sich ganz natürlich folgende Anmerkung dar.

Das ganz einfältige und grobe Gefühl in der Geschlechterneigung führt zwar sehr gerade zu dem muthmaßlichen Zweck der Natur, und indem es ihre Forderung erfüllt,

ist es geschickt genug, die Person selbst ohne viele Umschweife glücklich zu machen; allein, um der großen Allgemeinheit willen artet es leichtlich in Ausschweifung und Liederlichkeit aus. An der andern Seite dient ein sehr verfeinerter Geschmack zwar dazu, einer ungestümen Neigung die Wildheit zu benehmen, und, indem sie solche nur auf sehr wenig Gegenstände einschränkt, sie sittsam und anständig zu machen; allein sie scheint oft den Zweck der Natur zu verfehlen; denn da sie mehr fordert oder erwartet, als diese gemeiniglich leistet, so pflegt sie die Person von so delikater Empfindung selten glücklich zu machen. Die erstere Gemüthsart wird ungeschlacht, weil sie auf alle von einem Geschlecht geht, die zweyte grüblerisch, indem sie auf keinen geht, sondern nur mit einem Gegenstande beschäftigt ist, den die verliebte Neigung sich in Gedanken schaft, und mit allen edlen und schönen Eigenschaften ausgeziert, welche die Natur selten in einem Menschen vereinigt und noch seltner demjenigen zuführt, der sie schätzen kann, und der vielleicht

eines solchen Besitzers würdig seyn wird. Daher entspringt der Aufschub und endlich die völlige Entsagung auf die eheliche Verbindung, oder, welches vielleicht eben so schlimm ist, eine grämische Reue nach einer getroffenen Wahl, welche die großen Erwartungen nicht erfüllt, die man sich gemacht hatte; denn nicht selten findet der äsopische Hahn eine Perle, welchem ein gemeines Gerstenkorn besser würde geziemt haben.

Noch ein Paar Anmerkungen. Der Mann ist nicht zu verdenken, wenn er bey seiner ehelichen Verbindung auf Schönheit sieht; allein es ist nicht immer gut, das schönste Mädchen in der Stadt zu heirathen. In den Augen des Ehemannes nimmt die Schönheit der Frau von Tage zu Tage ab; und das größte Uebel dabey ist noch das, daß sie in den Augen derer, die sie vorher bewunderten und noch bewundern, durch den Zwang, den die Ehe nothwendig mit sich führt, nur noch mehr gewinnt. Eine schöne Person ist nicht gut zur Frau, wohl aber zur Concubine; denn diese läßt sich mit einem

Licht unter dem Scheffel vergleichen. Es ist nicht schwer das zu bekommen, was die ganze Welt haben will; allein es ist schwer, es zu behalten. —

Warum pflegt der Mann in der Regel lieber ein eingezogenes Mädchen zu heirathen, ein Frauenzimmer aber weit lieber einen Böse-wicht? Wahrscheinlich darum, weil die Mädchen glauben, den Mann während der Ehe zu bekehren, ein Mann aber an aller Bekehrung und Besserung des schönen Geschlechts durchaus verzweifelt. In wenig Wochen nach der Verbindung sieht gewöhnlich das junge Weib, daß es sich zu viel zugetrauet hat, und daß an keine Besserung des lieben Mannes zu denken ist.

Hippel *) sagt: „Die Schönheit ist ein Geschenk der Natur, welches in einem gefälligen oder betagten Wechsel besteht, der sogleich baar bezahlt wird. Es geht mit der Schönheit wie mit dem Schwerte; wer es nicht zu brauchen weiß, beschädigt sich selbst;

*) In seinem Buche über die Ehe.

und ein schönes Mädchen kommt oft später zum Glück der Ehe, als ein Mädchen, das nicht schön ist; jenes wird bewundert; und wer weiß es so genau, ob es bewundert wird, oder ob es selbst Andre bewundert! Ist ein schönes Mädchen spröde, so schreckt es ab; ist es nicht spröde so trauet man seiner Tugend nicht. Ein schönes Mädchen, welches sich nicht merken läßt, daß es schön ist, erhält hierdurch noch einen höhern Grad von Schönheit; es thut wohl, wenn es sich selbst bey den größten Gelegenheiten nicht wie eine Närrin putzt, sondern beständig schlecht kleidet, und keine Kenntniß verabsäumt, die man von seinem Geschlecht erfordert. Hierdurch wird es den Werth seiner Schönheit ohne die Beschwerlichkeiten derselben genießen, und es braucht weder einen geld- noch ahnenreichen Vater, um einen Mann zu heirathen der beydes ist; es kann aus dem Phalanx der Jünglinge sich einen Mann wählen. Ist es aus gutem Hause und hat Geld obendrein, so thut es wohl, dieses als Schaumünzen anzusehen, die man nur auf Nothfälle verwahrt.

Ein Mädchen, das nicht schön ist, darf darum nicht verzweifeln. „Die Schönheit, sagt ein philosophischer Dichter, wohnt im Auge des Liebhabers und nicht auf den Wangen des Mädchens.“ Wie wahr! Die Schönheit ist keine dem Dinge anklebende Eigenschaft, sondern sie liegt in der Seele desjenigen, welcher siehet; daher sehen wir insgesammt, und jeder sieht anders. Die Schönheit ist ein Schauessen, wovon das Auge schmaußt, wenn der Magen völlig befriedigt ist. Güte des Herzens, ein milder Gesichtszug und tausend andere Dinge ersetzen die Schönheit; und so wenig ein Buch, zu meinem Troste, so schlecht ist, daß es nicht irgend wozu dienen sollte, eben so wenig wird jedes Mädchen ohne Reitz seyn.

Ist ein Mädchen arm, so lerne es die Wirthschaft; ist es reich, so lerne es die Musik. Eine schöne Hand auf der Laute hat oft das schönste Gesicht überbothen, ein niedlicher Fuß im Tanz das liebenswürdigste Auge verdunkelt; einem vollen Busen kann nichts widerstehen. Ich bin der unvorgreiflichen Meynung,

daß kein Mädchen völlig häßlich ist; und wenn es eines geben sollte, welches diesem Vorwurfe nahe käme, so glaube ich doch, daß, wenn sein kleines Talent wohl angewendet wird, es auf einen vierzigjährigen Mann Ansprüche machen kann, und eine solche Ehe ist oft vorzüglicher, als eine Ehe im Flügelkleide.“

Drittes Kapitel.

Menschenracen.

Die Eintheilung, welche die Natur im Thierreiche macht, gründet sich auf das gemeinschaftliche Gesetz der Fortpflanzung, und die Einheit der Gattungen gründet sich auf die Einheit der Zeugungskraft, die für eine gewisse Mannigfaltigkeit von Thieren durchaus geltend ist; mithin gehören, diesem Begriffe gemäß, alle Menschen des Erdbodens zu einer und derselben Gattung, weil sie durchgängig mit einander fruchtbare Kinder zeugen.

Ob aber die Menschen sammt und sonders, ohnerachtet aller ihrer Verschiedenheit in der

Form, den Farben ꝛc. alle zu einem einzigen Stamme gehören, und also von einem einzigen Stammvater abstammen, oder doch wenigstens abstammen könnten, davon bin ich mich zu überzeugen nicht im Stande. Was würde denn auch wohl darauf ankommen, wenn es sich mit vollkommener Gewißheit beweisen ließe, daß alle Menschenracen zu einer und eben derselben Familie gehörten oder nicht. Freylich würde die Zahl der Ursachen vervielfältigt werden, wenn man annähme, die Menschen seyen einander nur ähnlich, stammten aber nicht von einem einzigen Paar ab; allein was würde darauf ankommen, wenn man die Zahl um drey vermehrte, wenn sich durchaus nicht anders auskommen ließe?

Jede Thiergattung, die einen gemeinschaftlichen Stamm hat, enthält zwar unter sich nicht verschiedene Arten oder Abstammungen; sondern ihre erblichen Abweichungen von einander nennt man Abartungen; wenn die erblichen Merkmale der Abstammung mit ihrer Abkunft einstimmig sind, nennt man sie Nach-

artungen; und wenn die Abartung nicht mehr den ursprünglichen Stamm herstellen kann, so werden sie Ausartung genannt.

Unter den Abartungen, oder welches hier eben so viel heißt, unter den erblichen Verschiedenheiten der Thiere, nennt man diejenigen, die sich sowohl bey allen Verpflanzungen in andere Gegenden in langen Zeugungen unter sich beständig erhalten, als auch in der Vermischung mit andern Abartungen desselben Stammes, immer halbschlägtige Junge zeugen, Racen; diejenigen, die bey Verpflanzung das Unterschiedene ihrer Abartung zwar beständig erhalten, und also nacharten, aber in der Vermischung mit andern nicht nothwendig halbschlächtig zeugen, nennt man Spielarten; die aber, welche oft und beständig nacharten, Varietäten. Umgekehrt wird die Abartung, die mit andern zwar halbschlächtig erzeugt ist, aber durch die Verpflanzung nach und nach erlöscht, ein besondrer Schlag.

Es bleibt immer Regel: daß die Thiere, die mit einander fruchtbare Junge zeu-

gen, von welcher Farbe und Gestalt sie auch sonst immer seyn mögen, dennoch zu ein und eben derselben Gattung gehören.

Um deswillen sind die dicklippigen Neger von Guinea und der dünnlippige Engländer, der sich vom Schweiße derselben mästet, von ein und eben derselben Gattung, wenn auch vielleicht nicht gerade von einem Stamme und einer Race, weil jede dieser Race sich in jeder Gegend fortpflanzt, und mit einander halbschlächtige Kinder (Mulatten) erzeugen.

Man braucht mit Kant überhaupt nur vier Menschenracen anzunehmen, um alle eigenen Unterschiede der Menschen davon ableiten zu können. Und diese sind: 1) die Race der Weißen, 2) die Negerrace, 3) die Hunnische (Mungolische oder Kalmückische) Race, 4) die Hinduische oder Hindistanische Race. Der erstern, die ihren Hauptsitz in Europa hat, werden auch noch beygezählt die Mauren von Afrika, die Araber, der türkisch tartarische Völkerstamm, die Perser und alle übrigen Völker von

Asien, die nicht durch die übrigen Abtheilungen namentlich davon ausgenommen sind. Die Negerrace der nördlichen Halbkugel ist blos in Afrika, die der südlichen (außerhalb Afrika) vermuthlich nur in Neuguinea eingeboren, in einigen benachbarten Inseln aber bloße Verpflanzungen. Die Kalmückische Race scheint unter den Koschottischen am reinsten, unter den Torgöts etwas, unter den Dsingorischen mehr mit tartarischem Blute vermischt zu seyn, und ist eben dieselbe, die in den ältesten Zeiten den Namen Hunen, später den Namen Mongolen und jetzt der Oelöts, führt. Die Hindostanische Race ist in dem Lande dieses Namens sehr rein und uralt, aber von dem Volke auf der jenseitigen Halbinsel Indiens unterschieden.

Von diesen vier Racen können alle übrige erbliche Völkercharaktere abgeleitet werden; entweder als vermischte oder angehende Racen: wovon die erstere aus der Vermischung verschiedener entsprungen ist, die zweite in dem Klima noch nicht lange genug gewohnt hat, um

den Charakter der Race desselben völlig anzunehmen. So hat die Vermischung des tartarischen mit dem hunnischen Blute an den Karakalpacken, den Nagajen und andern, Halbracen hervorgebracht. Das hindostanische Blut, vermischt mit den alten Seyten (in und um Tibet) und mehr oder weniger von dem hunnischen, hat vielleicht die Bewohner der jenseitigen Halbinsel Indiens, die Tonquineser und Schineser, als eine vermischte Race erzeugt. Die Bewohner der nördlichen Eisküste Asiens sind ein Beyspiel einer angehenden hunnischen Race, wo sich schon das durchgängig schwarze Haar, das flache Gesicht, und langgeschlitzte wenig geöfnete Augen zeigen; die Wirkung der Eiszone an einem Volke, welches in spätern Zeiten aus einem mildern Himmelsstriche in diese Sitze getrieben worden, so wie die Seelappen, ein Abstamm des ungarischen Volks in wenig Jahrhunderten, schon ziemlich in das Eigenthümliche des kalten Himmelsstrichs eingeartet sind, ob sie zwar wohl von einem wohl gewachsenen Volke aus der

temperirten Zone entsprossen waren. Endlich scheinen die Amerikaner eine noch nicht völlig eingeartete hunnische Race zu seyn. Denn im äußersten Nordwesten von Amerika, (woselbst auch aller Vermuthung nach, die Bevölkerung dieses Welttheils aus dem Nordosten von Asien, wegen der übereinstimmenden Thierarten in beyden, geschehen seyn muß,) an den nördlichen Küsten von der Hudsonsbay sind die Bewohner den Kalmücken ganz ähnlich. Weiter hin in Süden wird das Gesicht zwar offener und erhabener, aber das durchgängig schwarze Haar, die rothbraune Gesichtsfarbe, ingleichen die Kälte und Unempfindlichkeit des Naturells, sind nichts als Ueberbleibsel von der Wirkung eines langen Aufenthalts in kalten Weltstrichen, die von dem äußersten Norden dieses Welttheils bis zum Staateneylande fortgehen. Der längere Aufenthalt der Stammväter der Amerikaner in Nord-Osten von Asien und den benachbarten Nord-Westen von Amerika, hat die Kalmückische Bildung zur Vollkommenheit gebracht; die schnellere Ausbreitung ihrer Ab-

kömmlinge aber nach dem Süden dieses Welttheils die amerikanische Bildung. Von Amerika aus ist nichts weiter bevölkert. Denn auf den Inseln des stillen Meeres sind alle Einwohner, einige Neger ausgenommen, bärtig; vielmehr geben sie einige Zeichen der Abkunft von den Maleyen, eben so, wie die auf den Sandwich-Inseln; und die Art von Lehnsregierung, welche man auf der Insel Otaheite antraf, und welche auch die gewöhnliche Staatsverfassung der Maleyen ist, bestätigt diese Vermuthung.

Die Ursache, Neger und Weiße für Grundracen anzunehmen, ist für sich selbst klar. Was die Kalmückische und Hindostanische betrift, so ist das Olivengelb, welches den mehr oder weniger Braunen der heißen Länder zum Grunde liegt, bey den erstern eben so wenig, als das originale Gesicht der zweiten von irgend einem bekannten Nationscharakter abzuleiten, und beyde drücken sich in vermischten Begattungen unausbleiblich ab. Eben dies gilt von der in die Kalmückische Bildung einschlagenden, und damit durch einerley Ursache verknüpften ameri-

kanischen Race. Der Ostindianer giebt durch Vermischung mit dem Weißen den gelben Mestitzen, der Amerikaner mit dem Weißen den röthen Mestitzen, und der Weiße mit dem Neger den Mulatten, der Amerikaner mit dem Mulatten den Kabugl oder den schwarzen Karaiben: welches jederzeit kenntlich bezeichnete Blendlinge sind und ihre Abkunft von ächten Racen beweisen. *)

Andere behaupten freylich, das ganze gegenwärtige Menschengeschlecht bestehe eigentlich nur aus zwey Hauptstämmen, aus dem Stamme der weißen oder hellfarbigen und schönen, und dem der dunkelfarbigen und häßlichen **) Völker. Was aber noch weit mehr ist, so wird sogar bey

*) Kant von den verschiedenen Racen der Menschen.

**) Die Merkmale des Unterschiedes scheinen mir nicht gut gewählt zu seyn; theils weil man mit dem Worte schön in Bezug auf den Menschen außer der angenehmen körperlichen Bildung auch noch den Begriff von Seelenadel verbindet, theils, weil man unter einem häßlichen Menschen, keinen Menschen mit einer üblen körperlichen Gestalt versteht, sondern

hauptet, daß der Stamm der farbigen Menschen nicht nur viel schwächer von Körper und Geist, sondern auch viel übelgearteter und tugendleerer sey, als der Stamm der Weißen.

Was nun die Stärke des Körpers, z. B. des Negers, als des dunkelsten unter dem farbigen Menschenstamme, betrift, so zweifle ich, ob es ein Mensch von dem schönen Menschenstamme oder Europäer bey der Kost, die man einem Negersklaven zu reichen beliebt, den Schwarzen gleich thun werde; da, wie bekannt, der Neger allenfalls mit dem, was ein engländischer Zuckerkrämer bey gesunden Tagen, täglich zu sich nimmt, sechs Negersklaven auf seinen Zuckerinseln sich allenfalls sättigen können. Was es mit dem eingeschränkten Verstande oder schwachen Geiste für eine Be-

einen Lasterhaften; nun sind aber die Weißen vielleicht weit lasterhafter als die Schwarzen, mithin sind die Unterscheidungsmerkmale zwischen schön und häßlich wenigstens nicht passend.

Bewandniß habe, läßt sich bey so wenig und vielleicht noch obendrein verkehrten Versuchen, noch nicht genau bestimmen, ob ein wollhaariger Neger ein großes Lumen mundi werden könne, was sich vor der Hand ohne die größte Menschenfeindlichkeit noch nicht behaupten läßt. Haben wir nicht in den neuern Zeiten die Erfahrung gemacht, daß ein Neger auf St. Domingo eben so wohl sein Heer zur Schlachtbank zu führen im Stande sey, als ein gebornor Korsikaner? Wird nicht von dem Neger allgemein behauptet, daß er sich eher umbringen, als sich zu einem Geständniß gewisser Heimlichkeiten zwingen lasse? Wird nicht fast von jedem vernünftigen Reisenden behauptet, daß die Neger sehr sanftmüthig, leutselig, gelehrig, treu und beherzt, und unter guter Anführung sogar brave Soldaten wären? Und was wollen wir denn weiter von ihnen?

Es kommt sicher blos auf die Art an, wie man ihnen begegnet, wenn sie den Weißen entweder lustig oder traurig, arbeitsam oder faul, liebreich oder feindselig vorkommen. Bey

einem guten Unterhalte und menschenfreundlicher Begegnung, wird man sie immer vergnügt, bereit und willig finden, alles zu thun, was nur ein Weißer von einem Schwarzen verlangen kann. Aber freylich wenn man sie mißhandelt und auf die niederträchtigste Weise schindet, so ist es gar kein Wunder, wenn sie ihre feindseligen Beleidiger mit dem tödtlichsten Hasse verfolgen, oder wenn sie von stillem Grame aufgerieben werden. O gewiß, der Schwarze empfindet Wohlthaten, Beleidigungen und Kränkungen eben so gut als der Weiße. Ist der Schwarze einmal für seinen Herrn oder Wohlthäter eingenommen, so ist er auch zu allem, was er nur verlangt, willig und fähig, wenn er nur dadurch dem Gebieter seinen Eifer und seine Treue beweisen zu können glaubt. Er ist von Natur mitleidig, ja sogar zärtlich gegen seine Kinder und Freunde. Er bricht nicht nur den Hungrigen sein Brod, sondern er theilt mit ihm sogar den letzten Bissen, und führt den Elenden in seine Hütte. Dem Schwarzen scheint es also nicht an einem vor-

treflichen Herzen zu fehlen, in welchem der Funke zu allen Tugenden verborgen ist, wohl aber scheint er eines Dinges zu bedürfen, das diesen Funken zur hellen Flamme anfachen könnte. Dagegen sind sie bis zur Sklaverey erniedrigt und gezwungen immer zu arbeiten, ohne einen andern Lohn als Prügel zu erhalten. Ist es nicht abscheulich und empörend, diese Unglücklichen wie das Vieh zu behandeln? Die Menschheit so herab zu würdigen, dies kann nur elende Gewinnsucht billigen und Tollhäusler-justiz für Recht sprechen. Wahrlich man kann über ihren jammervollen Zustand, ohne dabey gegen ihre Tyrannen in Zorn zu gerathen, nicht nachdenken, am allerwenigsten aber sollte man es für möglich halten, daß es noch Leute geben könnte, welche die Sklaverey und Leibeigenschaft aus Gründen, die ihnen nur die niederträchtigste Habsucht eingeben kann, vielleicht wohl gar noch zu rechtfertigen suchen. Doch weg mit diesen Gegenständen des Jammers! Vielleicht ergötzt uns dafür der weiße oder schöne Menschenstamm, der in drey verschiedene

Racen abgetheilt wird, nämlich in die Celtische, Morgenländische und Slavische, unter denen nun wiederum die Celtische Race am reichsten mit Geistesgaben und Tugenden ausgestattet seyn soll. Dieses können denn nun wie ganz natürlich ist, keine andern seyn, als die Griechen, Italiener, Deutschen, Franzosen, Spanier, Portugiesen, Engländer, Schottländer und Irrländer, Dänen und Schweden ꝛc. Hier sind die großen Geister einzig und allein zu Hause, und die Tugenden werden hier in dem höchsten Grade ausgeübt, freylich nur von Compendien- und Romanenschreibern, zwar nicht in der Wirklichkeit, aber desto feiner und schärfer auf dem Papier, das nichts dagegen einzuwenden hat und überaus geduldig ist. Doch wir werden noch einmal auf die Tugenden der Europäer zurück kommen, dann mehr davon.

Was nun die Morgenländische Race betrift, so ist schon einmal davon die Rede gewesen, und es ist zwar ganz richtig,

was schon seit langen Zeiten von ihrer Schönheit in Prosa und in Versen gesagt worden ist, aber mit den Tugenden dürfte es freylich nicht so ganz richtig seyn. So sagt zum Beyspiel de Chardin, die Georgianer, Cirkassier und Mingrelier schienen zu ein und eben derselben Gattung (eigentlich Race) zu gehören; und da mag er wohl Recht haben, weil sie wirklich zur weißen Race gehören; allein er setzt auch noch hinzu: es fehle ihnen zwar weder am Verstande noch am höflichen und liebreichen Betragen; das Schlimmste an ihnen (besonders an den Mingreliern) sey ihre Treulosigkeit und ihre Neigung kein einziges, auch das boshafteste Mittel nicht unversucht zu lassen, wenn es auf die Eroberung, Erhaltung oder auf den wahrscheinlichen Verlust und das Verderben ihres Liebhabers, ankäme. Auch wären die Männer mit viel bösen Eigenschaften begabt, und sie würden alle zur Dieberey abgerichtet. Sie trieben dieses Handwerk sogar als eine Wissenschaft, in welcher sie Vergnügen und Ehre zu suchen pflegten; daher sie denn

auch einen jeden begangenen Diebstahl, mit allen Zeichen einer großen Zufriedenheit erzählten, und deshalb gemeiniglich vielen Ruhm und große Lobsprüche einerndteten. Meuchelmord, Straßenraub und Lügen gehörten unter ihre preiswürdigsten Heldenthaten; Hurerey, Vielweiberey und Blutschande unter die größten Heldentugenden. Die Männer entführten sich einer des andern Weiber. Jeder nähme ohne Bedenken, seines Vaters oder seiner Mutter Schwester, seines Bruders oder seiner Schwester Tochter und seiner Frauen Tante; man heirathe auf einmal zwey bis drey Frauen, und hielte sich überdies eine beliebige Zahl von Beyschläferinnen. Die Eifersucht sey der geringste Fehler bey den Männern. Wenn ohngefähr ein Mann seine Frau mit einem Liebhaber auf der That erwische, so habe er das Recht, von Letzterm die Bezahlung eines Schweins zu erzwingen. Das sey auch gemeiniglich die ganze Rache. Das Schwein werde hernach unter ihnen dreyen verzehrt. Sie hielten die Gewohnheit, viel Weiber und Beyschläferinnen zu halten, be-

sonders darum für sehr löblich, weil sie einträglich wäre, und weil man dadurch viel Kinder erzielte, die man entweder für baares Geld verkaufte, oder für allerley nützlichen Hausrath und Lebensmittel vertauschte.

Von den Georgianern sagt ebendersselbe: es fehle den Männern wie den Weibern nicht an einem ziemlich hohen Grade der Schönheit und an natürlichem gesunden Verstande. Sie würden vielleicht sogar zu den Wissenschaften und Künsten aufgelegt seyn, wenn ihre schlechte Erziehung sie nicht in der tiefsten Unwissenheit und groben Lastern, erhielte. Er versichert sogar, daß man vielleicht auf der ganzen Welt kein Land fände, wo die Ruchlosigkeit und Trunkenheit so sehr, als in Georgien, zu Hause wäre. Die Seelenhirten daselbst wären eben so gut Trunkenbolde, als ihre Schaafe, und hielten sich wie der übrige Theil des Volks eine Menge Sklavinnen zu Beyschläferinnen, ohne dadurch ein Aergerniß zu geben. Es sey daselbst sogar hergebracht, daß Jedermann, der in der großen Fasten zu Ostern

und Weihnachten, sich nicht sinnlos tränke, oder sich bis auf den höchsten Grad besöffe, nicht allein den Ruhm eines guten Christen verliere, sondern auch den Kirchenbann sicher zu erwarten habe.

Die Morgenländer sind also eben so lasterhaft als schön; ein sichrer Beweis, daß der Reichthum der Geistesgaben und Tugenden eines Volks nicht von einer weißen Haut, sondern nur von zufälligen Umständen abhängen kann. Was sind Griechen und Römer heut zu Tage, und was waren sie in ihrer schönsten Blüthe? Warum wollen wir denn gerade die Fortschritte der Aufklärung und Kultur aller farbigen Völker nach unserm kleinlichen Maaßstabe, den wir angenommen haben, messen? Müssen sie denn gerade von denselben Punkten ausgehen, von denen die europäische Kultur ausgegangen ist? Und können sie nicht auf einem andern Wege zu einem Ziele gelangen, zu dem der weiße Europäer nicht einmal gelangen dürfte? Ist es denn nun so ganz ausgemacht, ob nicht einst eben so große Gesetzgeber,

Philosophen, (denn vor großen Helden möge sie der Himmel bis in Ewigkeit bewahren) unter ihnen entstehen können? ob nicht Künste und Wissenschaften eben den Grad von Vollkommenheit einst durch sie erhalten werden? ob sie immer nur dienende Sklaven, und nicht auch einmal die herrschenden Völker werden dürften? ob der Thron des Despotismus immer unerschütterlich unter ihnen stehen bleiben werde, oder ob nicht einst die Göttin der Freyheit zur Veränderung auch einmal auf eine Zeit bey ihnen einkehren und wohnen werde?

Es giebt zwar unter der weißen Race, die nur einen einzigen Stamm ausmacht, viel erbliche Beschaffenheiten, die nicht gerade zum Charakter der Gattung gehören, worin sich aber doch Familien und Völker von einander unterscheiden; allein keine einzige derselben artet unausbleiblich an, und da den Zeugungen diese unterscheidende Beschaffenheit mangelt, so können sie, so verschieden auch die Bildungen seyn mögen, zu keinem Klassenunterschiede berechtigen; weil ein Brünetter mit

einer blonden Frau entweder brünette oder blonde Kinder zeugt, je nachdem sie entweder auf die eine oder die andere Seite ausschlagen.

Der Begriff einer Race enthält die nothwendig erblichen Charaktere des klassischen Unterschiedes, der Abkömmlinge von einander; und wir kennen nur vier erbliche Unterschiede der Hautfarbe, nämlich: weiß, gelb, kupferfarbig-roth und schwarz, deren Charakter in ungleichartigen Vermischungen unausbleiblich anartet. So z. B. drückt der weiße Vater dem Kinde den Charakter seiner Klasse und die schwarze Mutter den Charakter der ihrigen ein, so, daß aus dieser Vermischung ein Mittelschlag entstehet, der zwar nach und nach in mehrere Generationen, wenn die Vermischung immer mit Weißen geschiehet, ausartet, der aber doch, wenn er sich auf seines Gleichen (der Mulatte mit einer Mulattin ꝛc.) einschränkt, ohne alle Ausnahme fortpflanzt.

Der Umstand ist daher außerordentlich merkwürdig, daß, da es doch so manche, zum Theil wichtige und sogar Familienweise erbliche Charaktere in dem Menschengeschlecht giebt, sich doch kein einziger findet, der nothwendig und unausbleiblich anerbt, außer die Hautfarbe: ein Charakter, der zwar mehr als ein andrer zu einem Klassenunterscheide zwischen Menschen und Menschen berechtiget, der aber keineswegs ein inhumanes Urtheil, in Rücksicht der körperlichen und geistigen Fähigkeiten, der farbigen Völker, zu unterstützen im Stande ist.

Die Klasse der Weißen ist daher eben so wenig eine besondere, als eine vorzüglichere Art in der Menschengattung, wenn wir gleich gewissermaßen gezwungen sind, verschiedene Menschenstämme anzunehmen, weil die Ursachen der Farbenunterschiede der Menschenracen nur in jedem ursprünglichen Stamme selbst gelegen haben können.

Wissen wir denn, was aus dem Neger geworden seyn würde, wenn es der Zufall ge-

wollt hätte, eben die Wandrung nach Europa anzutreten, zu welcher der weiße Stamm gezwungen wurde, und was würde aus dem weißen Europäer geworden seyn, wenn ihn eben dieser Zufall auf die Küste von Afrika geworfen hätte? Gewiß weiter nichts als ein weißer und von der Sonne verbrannter Sklav, wenn anders in einem solchen Fall ein schwarzer Europäer ein eben so barbarischer Tyrann als ein Weißer zu seyn, guten Willen genug gehabt hätte. Und so dürften wir denn, weil wir gerade zu der weißen Race und nicht zu der gelben, schwarzen oder kupferrothen gehören, darum jene farbigen Völker keineswegs für eine Art von Vieh ansehen, das nur darum da sey, damit wir es nach Gefallen nützen und gebrauchen sollen, ohne ihnen dieselben Rechte, und was noch mehr ist, denselben Grad der menschlichen Seelenkräfte, auf welche sie eben so gut Ansprüche zu machen haben, als wir, einräumen zu wollen. — A propos meine Herren! Ist der Goldstaub aus der Gewinnsucht ꝛc. der Weißen, oder ist die

Gewinnsucht ꝛc. der Weißen von dem Goldstaube herzuleiten? —

Die Macrobier waren schon im Alterthume ein sehr berühmtes Aethiopisches Volk, gegen welches selbst der Persische König Cambyses einen Heereszug unternommen, und sie sogar eben dadurch in der Geschichte berühmt gemacht hat. Die Veranlassung dazu war kein andrer als die Menge Goldes, in deren Besitz die Macrobier waren.

Als ein sehr kluger und weiser Regent, und als ein leiblicher Sohn der Sonne schickte er erst Kundschafter aus, die er aus Elephantine kommen ließ, und das darum, weil die Ichthyophagen die Sprache der Macrobier redeten, und er keine Macrobitischen Sprachmeister in seinem Lande hatte. Diese Leute sagten nun diesem Abglanze der Sonne, daß die Macrobier eins der schönsten und größten Völker der Erde wären, die ihre Gesetze und Einrichtungen hätten, und den größten unter sich zum Könige zu wählen pflegten. Cambyses gab seinen Gesandten Geschenke, die

sie dem König der Macrobier bringen sollten; allein dieser war dumm genug, die Gesandten bald für das, was sie waren, das heißt, für Spione anzusehen. Er betrachtete ihre Geschenke, deren Gebrauch er nicht kannte. Das purpurne Gewand, die köstlichen Salben, die Armbänder und Halskette, die er fälschlich für Fesseln hielt, gab er den Spionen zurück; den Krug mit dem Palmwein aber leerte er.

Offenbar mußte dieses Volk in den reichsten Goldländern Afrika's wohnen, da das Gold bey ihm das gewöhnliche Metall war, woraus sogar die Fesseln für die Gefangnen geschmiedet wurden.

Viertes Kapitel.

Verstand und Vernunft des Menschen.

Der Mensch würde, der in den vorigen drey Kapiteln dieses Buchs gerühmten und nicht gerühmten äußern Vorzüge ohnerachtet, von dem lieben Vieh unter dem Himmel auf Gottes weitem Erdboden nichts voraus haben,

wenn er nicht noch in dem Besitz von zwey Dingen wäre, auf welche nur allein die Geschöpfe seiner Gattung Ansprüche zu machen haben. Diese zwey Dinge sind der Verstand und die Vernunft, die sich, wenn sie nicht in ihm schlummern, wie das vielleicht bey dem neun und neunzigsten Theil von Hundert der Fall seyn dürfte, durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse äußern, welche erst durch Bedürfnisse, von welcher Art sie auch immer seyn mögen, erzeugt werden müssen. *) Ohne daß ich mich aber, wie es wohl seyn sollte, in die Zerlegung dieser Vermögen einlasse, will ich blos mit wenigem berühren, was die Philosophen davon sagen.

Sie sagen: alle Erkenntniß der Vernunft beziehe sich entweder auf irgend einen Gegenstand, die Erkenntniß möge nun der

*) Die Noth lehrt beten! heißt es, sie ist aber auch die stärkste Triebfeder zur Entwickelung der Denkkraft. Daher ist die Dummheit bey wilden und kultivirten Nationen zu Hause, je weniger sie von Bedürfnissen gepeinigt werden; und wenn Dummheit glücklich macht, so sind sie sogar glücklich.

Mühe werth seyn oder nicht: oder sie beziehe sich auf sich selbst, d. h. sie suchen die allgemeinen Regeln des Denkens selbst zu erforschen, ohne weiter einen Gegenstand besonders ins Auge zu fassen. Das letzte, wenn es zur Wissenschaft gemacht wird, heißt Logik, welche auch zuweilen formale Vernunfterkenntniß heißt. Da sich nun aber die Vernunfterkenntniß im ersten Falle auf gewisse Gegenstände insbesondere bezieht, mithin material ist, und auch materiale Vernunfterkenntniß genannt wird; so ist sie bestimmten Gesetzen unterworfen. Diese Gesetze können nun entweder Gesetze der Natur, oder Gesetze der Freyheit seyn, je nachdem sie sich auf die eine oder die andere Wissenschaft beziehen. Die Wissenschaft von der erstern heißt die Naturlehre, die Wissenschaft der letztern aber die Sittenlehre.

Diese Wissenschaften stehen alle sammt und sonders da, ihre Grenzen sind bestimmt, das Wahre ist von dem Falschen sorgfältig geschieden, und was noch das Beste ist, der Weg zu diesem

Heilig-

Heiligthum steht Jedermann, wes Standes und Würden er auch immer seyn dürfte, offen. Jeder kann prüfen, und für sein praktisches Leben sich aus den weisen Lehren das Beste herauswählen. Aber was thut man? sehr viel, und sehr wenig, von welcher Seite man es betrachtet. Es kommt hier auf den Gesichtspunkt an, den sich der philosophische Beobachter wählen will.

Um nicht so weit in der Geschichte zurück zu gehen, wollen wir nur die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts etwas näher beleuchten.

Man bemerkt auf der einen Seite, vorzüglich in den letzten Zeiten, an einigen wenigen Menschen, besonders an einem Dutzend deutscher Köpfe einen Hang — nicht etwa die Wissenschaften zu studieren, behüte der Himmel, das wissen die klugen Leute alles von Mutterleibe an — sondern nagelneu zu erschaffen — ihre Prinzipien aus höhern Regionen herunter zu ziehen, sie zu bearbeiten und mit allen möglichen Künsten, womit nur irgend einmal ein grober ungesitteter Deutscher aufgetreten ist, zu

verbreiten und ihnen Eingang zu verschaffen; auf der andern Seite aber bemerkt man ein Streben, alle Grundsätze auszurotten und zu vernichten, indem man die ehrwürdigen Männer, die auf die Einführung derselben dringen, herabwürdigt und verfolgt.

Man bemerkt oft Liebe zur Kunst, zum Geschmack — sey sie nun affektirt oder aus Grundsätzen; aber auch eben so viel Haß und Verachtung der Dinge, welche das Leben zu verschönern geeignet sind. Noch nie ist vielleicht so viel von Humanität und Urbanität geplaudert, geschrieben und gesammlet worden; aber vielleicht zu keiner Zeit weniger ausgeübt, als in unsern metakritischen Zeiten, wo man aus eben demselben Munde wenige Jahre vorher nichts als Urbanität und Humanität hörte; jetzt nichts als Ausbrüche von Feindseligkeit, Grobheit, Sittenlosigkeit, Bosheit, Neid, Stolz ꝛc. hört. Es gab auch wohl zuweilen ein und den andern, der auf Einführung der ersten Grundsätze der Staatsverfassung drang; aber wie viel bewürken sie, wenn die Mächtigen und

Gewaltigen ihren Vortheil im Despotism, Herrschsucht und allen Arten von Tyranney finden? Auch ist nicht zu leugnen, daß einige Menschen seit einem Jahrhundert sehr viel religiöse und politische Vorurtheile abgelegt haben; allein, was sind einige Wenige gegen so Viele, denen noch obendrein eine Menge neuer eingepfropft worden sind und noch täglich eingepfropft werden? Ein kleiner Theil hat sich auch neue Wahrheiten erworben; allein der größte Theil dagegen in ist eine Menge grober Irrthümer verfallen. Auch ist nicht zu leugnen, daß durch die Reinigung der Philosophie von ihrem scholastischen Wuste, die Kant damit vorgenommen hat, und durch seine Grundsätze sehr guter Saamen ausgestreuet worden ist, der viel Hofnung machte, daß dereinst daraus treffliche Saaten hervorgehen würden; aber wer hat verhüten können, oder wer hat es zu verhüten gewußt, daß nicht die Feinde Unkraut unter den Weitzen säeten? Welche menschliche Kraft wird das Unkraut ausraufen können, ohne die Saaten zugleich mit zu beschädigen? Mit

einem Worte, die Menschheit hat einige Fortschritte in der Kultur gemacht, aber nicht die Menschen, denn sie würgen, sie unterdrücken, verfolgen, quälen, martern, sie hassen und beneiden sich im Jahr Christi Eintausend Achthundert und Eins noch eben so sehr, als hundert Jahr vorher. Alles, was man daher Gutes und Böses sagen kann, ist das: Die jetzige Generation hat wenig Tugenden und viele Laster, sie hat manche Vollkommenheiten, aber noch weit mehr Unvollkommenheiten, auch hat sie manche Vorzüge, aber noch sehr große Mängel, und ihr größter Fehler ist, daß sie viel von Verstand, Vernunft, von Tugend plaudert, aber weder Verstand zeigt, noch Vernunft gebraucht, noch Tugend übt. Wer nur aus dem guten und schlechten Erfolg der Handlungen auf gute und nützliche Beweggründe schließt, der hat keine Grundsätze, und von einem Beobachter wird gefordert, daß er Grundsätze habe, nach denen er die Handlungen zu beurtheilen hat. Wie oft ist unserer Kurzsichtigkeit allein die Schuld beyzumessen, wenn wir die Folgen von

rechtlichen Handlungen oft für schlimmer halten, als die Folgen aus widerrechtlichen? Dergleichen Behauptungen können zwar manchmal auch einen Trost- und Beruhigungsgrund abgeben, jedoch gewiß nur bey demjenigen, dem es noch nicht eingefallen ist darüber nachzudenken, was wohl noch einst aus dem Menschengeschlecht gemacht werden könnte, oder auf welche Stufe von Vollkommenheit sich solches zu erheben Kraft genug haben dürfte?

Im gegenwärtigen Zeitpunkte aber von Vollkommenheit des Menschengeschlechts sprechen zu wollen, wäre doch wahrhaftig mehr als Unwissenheit.

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß es nicht Fortschritte in Ansehung seiner Kultur und Aufklärung gemacht habe, aber es ist nur noch die Frage: ob nicht das immer rege Entgegenstreben der bösen Natur, wenn auch nicht gerade Rückschritte, doch wenigstens einen Aufenthalt auf eine sehr lange Zeit in der Entwickelung und Vervollkommnung bewirkt habe? Wenigstens ist und bleibt es immer noch sehr zweifelhaft, ob

nicht vielleicht, wenn auch gerade nicht in einem oder mehrern Jahrzehenden, doch wohl endlich einmal, das Böse über das Gute die Oberhand gewinnen werde, und die jetzt cultivirte Menschheit auf eine sehr niedre, wo nicht gar auf die unterste Stufe von Vollkommenheit herabgeworfen werden kann.

Der Trost, den ein Mann aus dem jetzigen Zustande der europäischen Kultur ziehen kann, ist keinesweges so erquickend, als es sich Mancher vielleicht auf den ersten Ueberblick weis machen dürfte; allein der thätige Mann bedarf auch keines Trostes, dieser kann nur einen Leidenden nützen. Unsre besten Beruhigungs- und Trostgründe sind gerade die lächerlichsten, und die Triebfedern derselben sind noch mehr als lächerlich.

Der Mensch, wenn er nur irgend eine Bestimmung haben kann, kann nur verbunden seyn nach Recht und Pflicht zu handeln, die Folgen seiner Handlungen können ihn weder beunruhigen noch trösten, dieses gebietet die Pflicht sonder alle Rücksicht und Bedingung; und wenn

irgend etwas im Stande ist, den Menschen einen heiligen Schauer über die Größe und Erhabenheit seiner Bestimmung empfinden zu lassen, so ist es nur der Gedanke, aus Pflicht zu handeln. Und welche Unternehmung dürfte es seyn aus der gegenwärtigen Lage der Dinge, aus der zahllosen Menge von Uebeln, mit welchen das Menschengeschlecht schon heimgesucht worden ist, und noch täglich heimgesucht wird, ausreichende Trost- und Beruhigungsgründe aufzufinden, um einem Gequälten seine Leiden vergessen zu machen?

Plaudere du immer dem Manne, den der Arm der Gerechtigkeit an den Bettelstab brachte, vor, daß es da oben einen gebe, der ihm einst Recht schaffen werde, und er wird dir antworten — falls er nicht etwa an einem Orte ist, wo nur einer zu reden das Recht hat — „daß man ihm erst hier sein Recht verschaffen möge.“ Sage dem Armen und Hülfsbedürftigen, daß Reichthum seinen Besitzer nicht glücklich mache, und daß die Fürsten bey allen ihren mit Gold, Silber ꝛc. angefüllten Schatzkammern, und die

Reichen des Landes, ihres Reichthums ungeachtet, die Unglücklichsten wären, und er wird dir sagen: „Daß er bey seiner Armuth auch nicht glücklich seyn könne, zumal, da er sehr oft heute nicht wisse, wovon er morgen leben sollte.“ Sage dem unheilbar Kranken, daß unsre Aerzte die Kunst zu verstehen glaubten, mit den Kräutern, Wurzeln, Rinden ꝛc. aus beyden Indien europäische Krankheiten zu heilen; und er wird dir antworten: „was kann mir das helfen, wenn sie mich nicht damit gesund machen können.“ Sage dem gequälten Landmanne, daß unsere gelehrten Leute die Kenntniß der Natur des Menschen und der übrigen Schöpfung sehr weit gebracht hätten, daß sogar einige davon (die Chemisten) vorzüglich die Körper bis in ihre einfachsten Theile zu zerlegen verstünden, daß sie sich bemüheten, die Völker und Länder aller andern Welttheile, Inseln, Halbinseln ꝛc. kennen zu lernen, und er wird dir antworten: „was ihm daraus für ein Vortheil erwachse, wenn er sich nach wie vor, quälen und schinden müsse,

um nur seine Abgaben zu geben, seine Frohnen leisten zu können, um sein armseliges, elendes Leben zu fristen, und dabey noch obendrein sehen müßte, daß ein reicher Müssiggänger und Schwelger seinen sauern Schweiß verprasse.“ Sage dem Sklaven irgend einer Zuckerinsel, daß Schiffahrt und Handlung alle Theile der Erde in eine sehr enge Verbindung gebracht habe, und daß er den Zucker für den größten Theil der Bewohner Europa's bearbeite, und er wird dir antworten: „Diese Leute sind Bösewichter, denn sie schlagen uns in Fesseln, um ihren Gaumen kitzeln zu können.“ Und woher denn allenthalben so viel Unzufriedenheit und so viele Klagen über sein Geschick? Daher, weil immer einer des andern Höhe mit seinen Absätzen mißt. Das Fußgestell gehört nicht zur Statue! Laß den Reichen seinen Reichthum hinwegthun, und die Großen der Erde Stand und Würden, und fragt nun: taugt der Bau des Körpers zu ihren Verrichtungen? ist er gesund und wohl? Welche Seele wohnt darin? Ist sie schön und gut? was hat

sie für Fähigkeiten? besitzt sie alle Kräfte in hohem Grade? ist sie reich in sich selbst, oder von erborgtem Gute? Ist es ihr gleich viel, durch welchen Weg sie sich von ihrem Körper trennt? Ist sie ruhig und zufrieden in jeder Lage der Dinge? Das sollten eigentlich die Eigenschaften seyn, worauf man bey Beurtheilung der Verschiedenheiten zwischen Menschen und Menschen zu sehen hätte. Horaz sagt:

Ob der Weise ist, der immer sich beherrscht;
Den Armuth, Ketten, selbst der Tod nicht
schrecken kann?
Der alle Leidenschaften dämpft;
Der eitle Sucht nach Ruhm und Ehre festen
Muths besiegt,
Und in sich selbst schon mehr besitzt,
Als ihm der Erdball geben,
Das wankelhafte Glück ihm rauben kann.

Und wahrlich, ein solcher Mann ist weit über alle Narrheiten dieser Erde erhaben. Was bleibt ihm noch zu wünschen übrig? — Welch eine Größe in Vergleich mit dem hohen

und niedern Pöbel, der stumpfsinnig, niedrig, kriechend, knechtisch, wankelmüthig und charakterlos von den Stürmen seiner Leidenschaften beständig hin und her bewegt wird? Wir achten nicht darauf, weil uns die Gewohnheit unsrer Augen beraubt hat. Was ist es weiter als das Wams, welches den König von dem Bettler unterscheidet? Und was sind die meisten unsrer Beschäftigungen mehr als Narrheiten und Possen?

Es giebt eine ungeheure Menge Leute, denen es ganz leicht zu werden scheint, mit der Uebernahme eines neuen Amtes auch ihre äußere Gestalt, und was noch mehr ist, ihre Grundsätze umzuformen und ihre Würde sogar auf den Nachtstuhl mitzunehmen, und die dabey doch unglücklich sind.

Bey den meisten Menschen ist es beynahe nicht einmal mehr nöthig ihre Denkungsart kennen zu lernen, sondern nur ihr Interesse, um sich in den Stand zu setzen, über ihre Maximen ein Urtheil zu fällen. Meinung

und Handlungsweise ändert sich mit seinem Amte und mit seiner Lage, wie sein Kleid.

Niemand sagt, was er denkt, aber Jedermann sagt das, was er für nothwendig hält, andere von sich glauben zu machen, und mithin gerade dasjenige, was ihm am vortheilhaftesten zu seyn scheint. Der scheinbare Eifer für Wahrheit, der jeder zu huldigen vorgiebt, ist, am hellen Tage besehen, nichts mehr und nichts weniger als Maske, hinter welcher sich der Eigennutz, der allenthalben das Licht scheuet, zu verbergen für nothwendig hält. Die meisten Menschen sind Maschienen, die nichts weiter thun, als man ihnen durch künstlich angelegte Springfedern denken und thun läßt. Sie sind wie die Uhren, die man zur bestimmten Stunde aufziehen muß, wenn sie die Zeit anzeigen sollen. Ein jeder besucht seine Gesellschaften, Concerte und Schauspiele zur gesetzten Zeit, um das zu lernen, was er am künftigen Morgen denken soll. Will man wissen was, und wie Jemand über das Eine oder das Andere urtheilt, so darf man sich nur nach seiner Gesell-

schaft, nach seinen Freunden, nach seinen geliebten Personen, nach seinen Büchern erkundigen, und man kann so ziemlich das Urtheil selbst fällen, was er sprechen würde.

Wer in einer Familie für einen rechtschaffenen und edlen Mann gehalten wird, gilt vielleicht in der andern für einen Schurken. In der einen hält man etwas für gut, in der andern eben dasselbe für etwas böses; in dieser etwas für prächtig, in jener eben dieses für etwas ganz gemeines; hier heißt etwas Tugend, was in einer andern für Laster gilt. Kurz, die Wahrheit, die Ehrlichkeit und jede andere Tugend hat nur Sinn für ein Land oder für einen einzelnen Ort, für eine Familie, vielleicht wohl gar nur für einen Menschen. Alles dieses sind die herrlichen Vorzüge, die wir nicht mit unsern Halbbrüdern der Schöpfung theilen. — Treue, Wahrheit, Liebe, Hochachtung und eine Menge andrer Worte von großem Sinn sind durch unsre Kultur in nichtsbedeutende Dinge aufgelößt, von denen bald gar kein Mensch mehr den Sinn davon verstehen wird.

Um die Aufmerksamkeit des großen Haufens zu erhalten und seinen Beyfall zu verdienen, scheint es nothwendig zu seyn mit seinen Freunden, mit seinen Gesellschaften, mit seinen Kleidern, auch seine Grundsätze zu wechseln, seinem Geiste bey jedem Schritte eine andere Richtung zu geben, und seine Gedanken nach der Elle abzumessen.

Man verlangt von keinem Schriftsteller, daß er so reden soll, wie er schreibt, am allerwenigsten wird man jetzt verlangen, daß er so handeln soll, wie er redet. Seine Schriften, seine Reden und seine Handlungen sind ja ganz verschiedene Dinge, die man nicht nöthig hat mit einander zu vereinbaren. Heut zu Tage kann man mehr als ein volles Dutzend Bände über Humanität schreiben, ohne daß man verlangen wird, sich gegen andere würdige Männer human zu betragen. Es geht alles an, man muß die Zeitumstände nur mit Klugheit benutzen. Die Nachwelt wird vielleicht noch verderbter seyn, und die Schmach nicht fühlen, die wir uns aufladen.

Wir dürfen nur immer darauf bedacht seyn, unsern Meinungen Eingang zu verschaffen. Wo uns die Mittel dazu abgehen, da dürfen wir nur unsere Zuflucht zum Schimpfen, Verläumden ꝛc. nehmen. Besitzen wir Gewalt, so dürfen wir ja nur befehlen, und stehen uns noch Säbel, Bajonette, Kanonen ꝛc. zum Dienste bereit, nun wohlan, wer wird es uns wehren, unsern Meinungen solche Gründe unterzulegen? O das sind Dinge, womit ehestens der Consul Premier die Holländer und Schweitzer überzeugen wird, daß ihr zeitliches Glück nur von einer Consularischen Regierung abhängen könne. Und wirklich, es scheint ein großes Glück zu seyn, daß es mit den Menschen nun endlich so weit gekommen ist, daß die Menge der Gläubigen und der große Haufe, worunter die Narren den Weisen in einer ungeheuern Zahl überlegen sind, für den wahren Prüfstein der Wahrheit gehalten wird.

Wenn die Scythen, sagt Montaigne, ihren König begruben, so erdrosselten sie auf seinem Leichnam seine Begünstigsten, z. B. sein liebstes

Kebsweib, seinen Mundschenken, seinen Stallmeister, seinen Truchseß, seinen Kammerdiener und Koch, und höchstwahrscheinlich auch seine liebsten Minister und Räthe, die freylich nicht immer gerade die besten sind. Es ist sehr weise, daß Bonaparte nicht etwas der Art, in seinen Machwerk von Constitution verordnet hat, Citoyen Röderer und seine Genossen würden gewiß eine ganz andere Sprache führen.

Es kommt bey dem Menschen überhaupt auf dreyerley Dinge an, nämlich auf Naturanlage, Temperament und Charakter. Die Naturanlage und das Temperament sind zwey Anlagen, welche anzeigen, was sich aus dem Menschen als Sinnenwesen machen läßt, der Charakter aber, was er aus sich selbst machen kann. Die Seele eines Schuhflickers und die Seele eines Sultans sind über ein und demselben Leisten gemacht. Freylich, wenn wir den Einfluß der Handlungen eines mächtigen Fürsten und ihre Wichtigkeit in Betracht ziehen; so werden wir uns oft einbilden, sie müßten von einer eben so mäch-

mächtigen Ursache hervorgebracht werden. Allein, wir irren. Ein Consul Premier wird bey seinen Handlungen von eben den Triebfedern hin und herbewegt, als wir bey den Unsrigen. Eben die Ursachen, die uns mit unsern Freunden in Zank verwickeln, richten unter Königen und Fürsten Krieg an. Eben die Ursachen, um welcher willen der Meister seinen Lehrling prügelt, wenn sie ein Konsul findet, treiben ihn an, ein Land zu verwüsten. Aehnliche Begierden regen sich in der Blattlaus und in den Elephanten.

Fünftes Kapitel.

Menschliche Schwachheiten.

Sinnliche Begierden oder Neigungen, durch welche die Vernunft gehindert wird, sie, in Ansehung einer gewissen Wahl, mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen, sind Leidenschaften. Sie sind schlimmer als die Affekten, weil sie nicht wie diese unbesonnen sind, sich mit der ruhigsten Ueberlegung ver-

tragen, und sich, wenn sie einmal aufgeregt worden sind, so einwurzeln, daß der Mensch nur mit der größten Anstrengung sich davon zu befreyen im Stande ist. Affekten sind mehr stürmisch, und mithin auch vorübergehend und mit einem Rausch zu vergleichen; aber eine Leidenschaft ist eine Krankheit, und zwar eine Krankheit von der Art, die alle Arzneimittel verachtet, und mithin jeden Weg zur Besserung sorgfältig vermeidet. Sie sind wahre Krebsschäden für die Vernunft, die größtentheils unheilbar sind; weil ein Patient von der Art nicht geheilt seyn will, und sich der Herrschaft aller Grundsätze entzieht, durch welche diesem Uebel entgegen gewürkt werden könnte. Leidenschaft setzt immer eine Handlungsweise eines Menschen voraus, nach einem, von seiner Neigung ihm vorgeschriebenen Zwecke zu handeln. Man bezeichnet sie sehr charakteristisch mit dem Wörtchen Sucht, wie in den Wörtern, Habsucht, Rachsucht, Ehrsucht, Herrschsucht ꝛc. Der Mensch kann der Neigung durchaus nicht entbehren, wohl aber

der Leidenschaften, die physisch und moralisch verderblich sind. Der Leidenschaftliche giebt alle Herrschaft über sich selbst auf, und findet allenthalben sein Vergnügen am Sklavensinn. Er seufzt und jammert unter ihren Fesseln, von denen er sich nicht losmachen kann, und macht sich und andere unglücklich.

Die Leidenschaften sind von doppelter Art: natürliche und selbst erworbene. Die erstern sind diejenigen, die den Menschen angebohren werden, die von der zweyten Art die, welche aus der Kultur der Menschen hervorgegangen sind.

Zur ersteren Gattung gehören die Neigung zur Freyheit und die Geschlechtsneigung. Zur zweyten Gattung aber gehören Ehrsucht, Herrschsucht, Habsucht ꝛc. Die letztern sind nicht wie die erstern mit dem Ungestüm eines Affekts verbunden, sondern verfolgen mit Ueberlegung und kaltem Blute gewisse Zwecke, die sie zu erreichen sich bestreben.

Wenn die Neigung zur Freyheit in Leidenschaft ausartet, so ist sie bey dem Naturmenschen die heftigste unter allen. Der Wilde kennt kein größeres Unglück als in Unterwürfigkeit zu gerathen. Daher ihr Krieg nicht wie bey Nationen, die gebildet seyn wollen, darauf abzweckt Friede zu erhalten, sondern so viel als möglich andere Völker von sich entfernt zu halten. So hängt der Araber heutiges Tags noch eben so stark an seiner Lebensart, daß er sogar auf andere Völker, die sich in einen Staat vereinigt haben, mit Verachtung herabsiehet.

Der Haß, der aus dem erlittenen Unrecht entstehet, heißt Rachbegierde, die, wenn sie vernünftelnde Leidenschaft wird, Rachsucht genannt wird. Sie liegt in der Natur des Menschen, sie mag so bösartig seyn, als sie wolle, und gehet eigentlich aus der Rechtsbegierde, mit deren Neigung sie innigst verflochten ist, hervor, und wird eben dadurch eine der heftigsten und am tiefsten sich einwurzelnden Leidenschaften, die noch lange nachher, wenn

sie auch erloschen zu sein scheint, Groll zurück läßt.

Unter der Geschlechtsneigung als Leidenschaft verstehe ich nicht jene seligen Regungen, die auf Erhaltung der Gattung abzuzwecken scheinten, und nie von dem Pfade der Tugend entfernen, sondern den Trieb zur Wollust, der das Laster der Unkeuschheit erzeugt, und den Menschen unter die Thiere herabsetzt.

Die Leidenschaften, welche aus der Kultur hervorgegangen sind, und die um deswillen erworbene Leidenschaften genannt werden, gehen eigentlich nur auf den Menschen und können also nur durch ihn befriedigt werden.

Sie heißen Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht, und sind Neigungen, die einzig und allein auf den Besitz der Mittel gehen, um alle diejenigen Begierden, die auf denselben Zweck hingehen, zu befriedigen, und sich dadurch Einfluß auf andere Menschen zu verschaffen. Man nennt sie auch Neigungen des Wahns, weil man die bloße Meinung

Andrer von dem Werthe gewisser Dinge, dem wirklichen Werthe gleich schätzt. Denn die Neigungen andrer Menschen so in seine Gewalt zu bekommen, um sie nach seinen individuellen Absichten lenken und bestimmen zu können, ist ja eben so viel als im Besitz Andrer, als bloßer Werkzeuge seines Willens zu seyn. Was Wunder, wenn die Begierde nach Einfluß auf seinen Nächsten in die heftigste Leidenschaft ausartet?

Durch den Besitz von Ehre, Gewalt und Geld vereinigt sich eine so unwiderstehliche Macht, daß Jedermann durch das eine oder das andre dieser Dinge beyzukommen ist, um zu unsern Absichten gebraucht zu werden; sie sind das einzige haltbare Seil, an dem ein kluger Mann alle Narren in der ganzen Welt herumführen kann. *)

Die Leidenschaften sind in Betracht dessen, was die Vernunft vorschreibt, Schwächen.

*) Einen sehr schätzbaren Beleg hierzu, liefert die neueste Zeitgeschichte der sogenannten Republik Frankreich.

Daher das Vermögen des klugen Kopfs um so kleiner seyn kann, je größer die Leidenschaften sind, welche die Narren beherrscht.

Auf den Ehrsüchtigen kann man durch seine Meinung, auf den Herrschsüchtigen durch die Furcht, auf den Habsüchtigen durch sein eignes Interesse, Einfluß erhalten. Der leidenschaftliche Mann ist immer ein Narr, und jeder Narr ist ein Sklav, mit dem ein kluger Kopf alles machen kann, was ihm zur Erreichung seiner Absichten behülflich seyn kann.

Die Ehrsucht ist ein Bestreben nach Ehre, wobey es schon am Schein genug ist. Der Ehrsüchtige, der auch zugleich hochmüthig ist, will immer, daß Andere sich in Vergleichung mit ihm, gering schätzen sollen, ohne zu bedenken, daß er eben dadurch seinen beabsichtigten Zweck gerade entgegen handelt; weil er eben dadurch zum Instrument werden kann, auf dem die Schurken nach Gefallen spielen können.

Aus Stolz und Hochmuth der Großen sind Schmeicheley und Heucheley entsprungen, um sich ihrer zu bemächtigen und in die Gewalt zu bekommen.

Das ganze Gefolge Alexanders trug wie er selbst den Hals schief. Die Schmeichler des Dionys traten sich in seiner Gegenwart auf die Füße, stießen sich an die Köpfe und warfen alles um, woran sie mit ihren Füßen stoßen konnten, um ihren Tyrannen zu erkennen zu geben, daß sie ein eben so kurzes Gesicht hätten als er.

Die Herrschsucht entstehet aus der Furcht, von Andern beherrscht zu werden. Der Herrschsüchtige ist also nur darauf bedacht, sich sobald als möglich, in den Vortheil der Gewalt zu setzen, um andere Menschen blos zu seinen Absichten gebrauchen zu können, ohne zu berücksichtigen, daß er dadurch alle Andere gegen sich zum Widerstande auffordert, sich seinen Absichten entgegen zu setzen.

Philipp von Macedonien fragte Dionys, einst König von Syracus und nach-

her berühmter Schulmeister in Korinth, wie es möglich gewesen sey, daß er ein Reich habe verlieren können, das sein Vater so lange behauptet habe. „Weil ich, gab er zur Antwort, wohl seine Macht, nicht aber sein Glück erbte.“ Und einen Korinther gab auf dieselbe Frage zur Antwort: „Als mein Vater den Thron bestieg, waren die Syrakuser der Volksregierung satt, als man mich zwang vom Throne herabzusteigen, hatten sie die Tyranney satt.“ *)

Die Habsucht ist die Frucht des Geldes, besonders seitdem es durch Metalle repräsentirt wird. Sie äußert sich durch ein Streben nach dem Besitz des Geldes ohne allen Genuß, selbst mit Verzichtleistung auf allen Gebrauch; weil der scheinbare Wahn dabey zum Grunde liegt, daß man mit dem Gelde eine Macht besitze, die den Mangel jeder andern Macht zu ersetzen hinreichend sey. Daher das Sprichwort: Geld ist die Losung! Wen

*) Plutarch im Leben des Timoleon.

Plutus begünstigt, vor dem öffnen sich alle Pforten, die den Armen verschlossen sind.

Hier ist nicht von jener weisen Sparsamkeit, deren sich jeder Edelgesinnte, um seine Redlichkeit zu behaupten, zu befleißigen hat, die Rede, und der das Geld als Mittel betrachtet, um gewisser Zwecke dadurch theilhaftig zu werden, die auf wahren Lebensgenuß berechnet sind; sondern von der Art von Geitz, der, wenn er den Menschen beherrscht, in ihm von Tage zu Tage wächst, und ihm alles Gefühls gegen Andere unfähig macht, der sich alles versagt, dem kein Mittel so heilig ist, wenn es nur dazu dient, seinen Hang nach Geld zu befriedigen.

Zu welchen Schandthaten wurde nicht z. B. Verres, dem der Römische Senat die Administration von Sicilien aufgetragen hatte, den wir aus Cicero in seiner ganzen Abscheulichkeit kennen zu lernen Gelegenheit haben, durch seine grenzenlose Habsucht getrieben?

Es gab in Sicilien kein einziges Landgut von einigem Werthe, wo er es nicht darauf anlegte, von dem Käufer oder den Erben Geld zu

erpressen. Er ließ um deswillen durch seine Helfershelfer die darüber ausgefertigten Documente untersuchen, ob nicht etwa dabey etwas scheinbar widerrechtliches eingeschlichen oder etwas ausgelassen wäre.

Alle Anklagen, die lange vorher gegen Begüterte angebracht worden und beygelegt waren, wurden von neuem zur Sprache gebracht, um Geld zu erpressen; und da er vorsichtig genug war, wie unsere habsüchtigen Richter es immer noch bis auf den heutigen Tag sind; so hörte er nie auf, die Menschen zu quälen und mit neuen Rechtshändeln zu bedrohen, bis er endlich nach und nach ihr ganzes Vermögen an sich gerissen hatte. Wer nicht um diesen Preis sich loskaufen mochte, den ließ er hinrichten, so unschuldig er auch immer war. Es gab während seiner Administration keine Stelle in Sicilien, die er nicht um den höchsten Preis verschachert hätte, selbst dann, wenn sie vom Volk abhing. Einst als der zehnte Theil des Getreides, der den Römern nach dem Königl. Recht des Stärkern gehörte, zur Sättigung der römischen Bürger

nicht zureichen wollte, gab der Prätor noch eine große Summe her, um außer den Zehnten noch so viel einzukaufen, als man für Rom nöthig hielt. Verres war klüger und gewaltiger. Er nahm das Geld und gab dafür den Sicilianern Befehl so viel Getraide an die Magazin-Verwalter *) abzuliefern, als diese ihnen abfordern würden. Seine Helfershelfer, von gleicher Habsucht beseelt, bemächtigten sich nun der Güter aller Privatpersonen, und im nöthigen Fall selbst mit den fürchterlichsten Martern. Dieser einzige Befehl machte diesen Menschenfresser so reich, daß er, wie er selbst gestanden

*) Erlauben Sie mir immer dieses Wort, mein Herr Kritikaster! es drückt, wie mich dünkt, das allein aus, was es ausdrücken soll. Denn wenn es gleich den Römern wohl an eigentlichen Magazinen, was wir heut zu Tage darunter zu verstehen belieben, fehlte, so mangelte es ihnen, doch nur selten an Getraide. Bey uns ist der Fall gerade umgekehrt, wir haben zwar Magazine, (Magazin-Gebäude,) aber wenn es bey reichen Erndten im hohen Preise ist, desto seltner Getraide. Denn die sieben fetten Kühe haben die Wölfe immer schon gefressen, ehe die sieben dürren kommen. Gott behüte und bewahre uns für den letzten! sie würden sonst Menschen fressen müssen.

hat, alle Anklagen gegen sich damit zu rechtfertigen im Stande gewesen wäre. — Er hatte immer einige Maler oder Kenner bey sich, um sich ihres Urtheils bedienen zu können, wenn er Lust hatte, (und die fehlte ihm nie,) sich der Gemälde, Statuen, Vasen, kostbaren Edelsteinen und andern Kostbarkeiten zu bemächtigen. Er plünderte auf diese Weise die Tempel, alle öffentliche Gebäude und Privathäuser, und wer sich diesen Räubereyen widersetzte, den erklärte er für einen Rebellen, und verurtheilte ihn zum Tode. — Einst kam ein reich beladenes Schiff nach Sicilien. Verres ließ es unter dem Vorwande, daß es von Spanien käme und Soldaten von Sertorius am Bord hätte, wegnehmen. Der Kapitän zeigte seine Pässe, und diese Zeugnisse seiner Unschuld wurden die Ursache seines Unglücks. Der Menschenfresser deklarirte ganz kalt, die Güter wären durch Seeräubereyen gekapert worden, und er müsse die ganze Ladung zum Vortheil der Republik einziehen. Er ließ die Mannschaft im Kerker werfen und sie nach-

her mit einer großen Anzahl von Sicilianischen Bürgern zugleich erdrosseln.

Alle die Schandthaten und noch eine sehr große Menge anderer eben so abscheulicher Grausamkeiten waren gegen Verres erwiesen worden, ehe er noch seinem Urtheile durch die Flucht zuvor kam. Er würde sicher über die Klagen der Sicilianer gesiegt haben, denn er hatte schon eine mächtige, jedoch keine allmächtige Parthey auf seiner Seite. Die Reichen, die Vornehmen, die Senatoren sahen es sehr ungern, daß er angeklagt, und von Cicero, der doch nur ein Plebejer war, mit Muth, Beredsamkeit und Standhaftigkeit angeklagt wurde.

Und wenn uns Männer, wie Manius Curius *), von welchem Pyrrhus aus dem römischen Gebiete verjagt wurde, Publicola,

*) Der Senat bot ihm funfzig Morgen Landes als einen Beweis seiner Zufriedenheit an; allein er schlug das Geschenk aus, und nahm nur sieben Morgen davon, denn er sagte: „es ist nicht recht, daß ein römischer Bürger nicht mit dem zufrieden seyn wollte, was doch für jeden andern auch hinreichend wäre.“

Menenius Agrippa, Quintus Cincinnatus, Attilius Regulus, Scipio, Kato und die, die ihnen gleichen, mit der größten Achtung gegen sich erfüllen; so verachten und verabscheuen wir dagegen alle Menschenfresser wie Verres und seines Gleichen, deren Zahl in den gegenwärtigen Zeiten von Tage zu Tage zuzunehmen scheint.

So bald die Habsucht bey einer Nation allgemein wird, so ist sie ihrem Untergange nahe, so wie der Hochmuth vor dem Falle kömmt. Mit den Römern hat die Herrlichkeit nicht lange gedauert.

Petron sagt von ihnen: „Der sieggewohnte Römer hält die ganze Welt unter seinen Gesetzen, und doch ist seine Habsucht nicht befriedigt; die Meere sind mit seinen Schiffen bedeckt, und er überzieht alles mit Krieg, wo er Geld vorzufinden gedenkt. Eine gleiche Raserey herrscht auf dem Marsfelde, und die Begierde nach Reichthum giebt die Stimme zum Kriege, so bald der Römer nur hört, daß geplündert und Geld geraubt werden könne.

Das Volk ist verkäuflich, der Senat ist verkäuflich, alles ist für Geld feil, selbst der gute Ruf nicht ausgenommen; sogar die Alten haben dieses Gefühl, die Freyheitsliebe und die Tugend ausgezogen. Die Reichthümer haben die öffentliche Gewalt geschwächt, das Geld hat die Majestät des Reichs erniedrigt, sie wird verkannt und verachtet.“ Und Seneka sagt: „Da die Habsucht Rom beherrschte, so vermehrte der Geitz ohn Unterlaß seine Felder, erweiterte seine Besitzungen durch ganze Provinzen, und nannte sie dann erst Güter, wenn man mehrere Tage brauchte, um sie zu durchlaufen.“

Durch die Habsucht wird Reichthum aufgehäuft, der gemeiniglich schon bey der folgenden Generation Verschwendung erzeugt. Die Verschwendung wird bald zum Hange, und der Hang zur Verschwendung erfordert, je allgemeiner er wird, ungeheuere Reichthümer, und so entsteht alsdenn jene unersättliche Begierde, der kein Mittel, es sey so schändlich und abscheulich als es wolle, wenn es nur zum Zweck führt,

die

die am Ende eine ganze Nation in den Abgrund mit sich fort reißt.

Nach dem Kriege mit dem Könige Antiochus erzeugte sie bey den Römern falsche Zeugen, falsche Ankläger und Meuchelmörder, welche verursachten, daß man sich allen möglichen Schandthaten ohne alle Scham und Scheu überließ. Die Habsucht war jetzt nicht mehr ein Laster Einzelner, sondern ein allgemeines. Was sagte Kato zu Ptolomäus, der nach Rom ging, um das römische Volk um Hülfe zu bitten? „Du überlieferst dich einer harten Sklaverey, grenzenlosen Mühseligkeiten, deinem eignen Verderben, und dem schändlichsten Geiz der Mächtigen Roms! Und könntest du ganz Aegypten in Gold verwandeln, so würde dieses doch nicht ihre Habsucht befriedigen.“ *)

In dieser Epoche wurden die Vergiftungen allgemein, mehr als zweytausend Giftmischer wurden hingerichtet, und in eben dem Maaße

*) Plutarch im Leben Cato's.

als die Habsucht allgemeiner wurde, vergifteten selbst die Mütter ihre Kinder, um das Erbtheil derselben an sich zu reißen. Alle jene Ermordungen, welche Rachsucht, Ehrsucht, Herrschsucht und jede andere Leidenschaft die Medeen, Clitemnestren, oder Prognen begehen ließ, übte zu Rom die entflammte Leidenschaft der Habsucht ohne alle Scham und Scheu und ohne Gewissensbisse aus. *)

„Glaubt ja nicht, sagt Juvenal, daß diese Scheusale Erfindungen meiner Phantasie sind! Wollte doch der Himmel, daß sie es wären! Aber Portia schreit: Ich hab' es gethan, ich gesteh' es! Ich selbst bereitete das Gift: man überraschte mich: ich vollendete die That.“

„Grausame Natter, beyden Kindern mit einem mal den Tod zu geben! allen beyden grausames Weib? Allen sieben, wenn ich Mutter von sieben gewesen wäre! Laßt uns alle das glauben, was uns die Tragödiendichter von

*) Livius XXIX. K. 4.

der Medea und Progne auf die Bühne gebracht haben; wenn es an dem ist, daß sie so unerhörte Schandthaten verübten, so war wenigstens nicht das Geld der Beweggrund davon: die größten Schandthaten, vom andern Geschlecht verübt, müssen uns weniger erschüttern, wenn sie aus Zorn und Rachsucht herkommen: denn ein Weib in dieser Raserey, ist wie ein Felsstück, das mit einemmal die Stütze verliert, sich losreißt, und von der Klippe, von der es gehalten wurde, herabstürzt. Das Weib aber, das zuvor über die Ausübung eines solchen Verbrechens brütet und mit kaltem Blute dasselbe ausführt, flößt mir weit mehr Schauder und Schreck ein. Sie sieht Alcesten für ihren Gemahl sterben. Es zeige sich ein ähnlicher Fall, und unsre Weiber werden eher ihre Männer als ihren Schooßhund aufopfern."

„Auf jedem Schritte wird man jetzt Danaiden und Euriphilen antreffen; und morgen beym Aufgange der Sonne wird jedes Viertel der Stadt seine Clitemnestra aufweisen. Der Unterschied zwischen der alten

Clitemnestra und der neuern ist der: die aus Liebe rasende Tochter des Tyndarus, hielt in ihren beyden Händen die Axt, anstatt daß unsere Clitemnestren die Sache heimlich abthun; jedoch würde der Dolch dem Gifte zu Hülfe kommen, falls etwa die vorsichtigen Agamemnons mit einem Gegengifte sich verwahrt hätten, nach dem Beyspiele des Parthischen Königs, der von uns in drey Schlachten überwunden wurde.« *)

Unter den Kaisern mußten in jener Periode alle reiche und rechtschaffene Männer falsche Anklagen mit dem Leben abbüßen; die Senatoren trieben gleichsam mit Wuth und Raserey diese verfluchten Geschäfte, um entweder einen Theil der konfiscirten Güter oder die Gunst der Oberhäupter zu erhalten. Dies sind die Wirkungen, welche die Habsucht in Rom hervorbrachte.

Dieses alles sind blos Texte, über die jeder selbst predigen kann, wenn er will. Die nämlichen Ursachen, welche diese fürchterlichen Wirkungen bey den Römern hervorbrachten, können

*) Juvenal, Sat. VI.

gleiche Wirkungen bey allen jetzt kultivirten Nationen hervorbringen, und werden sie allenthalben hervorbringen, wenn sie in gleiche Umstände versetzt werden. Das Menschengeschlecht ist im Ganzen genommen in einem und einem halben Jahrtausend nicht weiser geworden, vielleicht ein wenig klüger und raffinirter, und dies gleichsam aller Grundsätze, mit denen uns weise, edle und vortrefliche Männer beschenkt haben, zum Trotz.

Dürfen wir nach dem, was wir täglich vor unsern Augen vorgehen sehen, noch zweifeln, es eben auf den Punkt zu bringen, wohin es die Römer kurz vor ihrem Falle gebracht haben. Wahrlich wir scheinen dazu noch weit bessere Anlagen zu haben, mithin können wir sie noch übertreffen. Es giebt unter uns Virtuosen des Neids, der schändlichsten Verläumdungssucht, der Ehrsucht, der Rachsucht, der Herrschsucht, der Habsucht, und was noch das Schrecklichste ist, so scheint es den meisten unter uns sogar an demjenigen Gefühle zu fehlen, das uns über das Rechtliche und Widerrechtliche, das Schickliche und

Unschickliche belehren könnte. Die Selbstsucht kann z. B. in Deutschland kaum einen höhern Punkt erreichen. Man lese die Zeitschriften und Bücher aus gewissen Cliquen, und man wird meine Behauptung bestätigt finden. In Wahrheit, die Anzahl der Männer, die nicht zu wissen scheinen was sie sagen, und die man in Deutschland, seit einigen Jahren unter dem Namen von Kraftgenies kennt, wird von Tage zu Tage größer. Nach ihren Worten sollte man glauben, sie verstünden alles. Wer in der Welt und ihren kunstreichen Blendwerken unerfahren ist, glaubt in manchen dieser Großsprecher auch einen Thäter des Worts zu hören, und bewundert vielleicht in aller Stille den großen viel umfassenden Kopf; allein dieser vielsagende Mann ist, genauer beobachtet, nichts weiter als tönendes Erz und eine klingende Schelle. Es lallet und hat keinen Geist, er verbindet weder Kraft noch Wahrheit mit seinen todten Tönen. Das Geplauder seiner Lippen ist ein heruntergebeteter Rosenkranz, der Himmel behüte jede gute Seele vor seinen Experi-

menten; denn wenn er nicht weiß, was er verspricht, wie will denn ein solcher Mann wissen, was er thut?

Der Mann von Kopf und Herz, dem es wirklich um Verbreitung nützlicher Kenntnisse, um Verbesserung der Sitten und Rechtschaffenheit und Tugend, wahrer Ernst ist, wird gewiß keinen Nebenbuhler in einem Manne vermuthen, weil er seine Kenntnisse gründlicher weiß als er; vielmehr wird er aus seinen Schriften sich mit neuen Kenntnissen bereichern, und er wird selbst, ohne sich dessen vielleicht bewußt zu werden, ein Schüler, und das blos darum, weil er den Namen eines Lehrers zu führen würdig ist. Er arbeitet und strengt seine Geisteskräfte an, um sich des Zutrauens seiner Zeitgenossen immer würdiger zu machen. Daher ist ihm jene niedrige Eifersucht unbekannt, die in grenzenloser Eitelkeit, in Eigendünkel und Stolz ihren Grund zu haben scheint; alles Dinge, die dem, der sie nicht besitzt, gerade nicht glücklich, die aber dem, der sie hat und

nicht befriedigt stehet, höchst elend machen können.

Der Mann von Kopf und Herz, wird den Zweck des Lebens, der die möglichste Annäherung zur Tugend, und das Bestreben ist, durch Sittlichkeit der Glückseligkeit würdig zu werden, nicht aus den Augen verlieren. Und darzu bedarf er auch keiner ungewöhnlichen Künste. Die ganze Kunst besteht darin sich nicht unglücklich zu fühlen. Das übrige ist Geschenk der Natur, die immer zu geben bereit ist, wenn wir nur immer zum nehmen bereit wären. Wer nicht durch Unbrauchbarkeit seiner Kräfte sein Unglück immer mit sich herumschleppt, den kommen aus den zahllosen Quellen der Natur überall zahllose Freuden entgegen. Sein Wohlseyn, seine Ruhe und Zufriedenheit wird mithin nicht von solchen Menschen abhangen, die auf alles Anspruch machen zu können in den Wahn stehen wie jene grossen Kraftgenies der Philosophie. In Wahrheit, diese scheinen ein so sonderbares, unruhi-

ges und ungestümes Völkchen zu seyn, daß es das vergeblichste Unternehmen scheinen würde, den Leuten der Art etwas zu sagen, was sie nicht schon a priori wüßten, und das vielleicht blos darum, weil sie toll genug sind zu glauben, daß das, was der ausharrendste Fleiß und Jahre langes Nachdenken hervorgebracht hat, sie sonder alle Mühe hervorgebracht haben würden, wenn es in dem Rathe der Götter beschlossen gewesen wäre, sie einige Jahrzehende früher auf diesen Erdball zu befördern. Wer sie nicht bewundert, ist ihr erklärter Feind. Niemand ist nach ihrer Meinung ein Philosoph, und es würde gar keine Philosophen geben, wenn sie nicht da wären. Sie sind die wahren Weisen; sie allein sind die Gesetzgeber, und was weiß ich, was sie nicht alles seyn wollen. Ihre Aussprüche sind Orakel, denen man unbedingt glauben muß. Der Fleiß und die Anstrengung solcher Männer, die durch ihre Schriften, theils schon die Achtung des Publikums genießen, sind in ihren Augen Narren, die sie verlachen. Sie suchen wohl gar zu beweisen, daß die

ihnen vorhergegangenen Untersuchungen zur Ausmittelung der Wahrheit und zur Beförderung der Moralität durchaus zu nichts taugen. Alles ist bey ihnen, weil es ist. Wer ihren ohne alle Beweise hingeworfenen Machtsprüchen nicht unbedingt Beyfall zollt, und ihnen nicht zuweilen das Rauchfaß am Kopf wirft, daß ihnen davon Hören und Sehen vergehet, den überladen sie mit den unverschämtesten und ungezogensten Grobheiten. Ihre Schriften scheinen blos die Töne zu seyn, die sie hören lassen, wenn sie von ihren Leidenschaften gemißhandelt werden. Sie scheinen nicht begreifen zu können, daß sie sich in den Augen des verständigen Mannes durch ihr Betragen der tiefsten Verachtung blos stellen, und daß selbst das wenige Gute, das sie vielleicht noch zu Tage fördern dürften, auch keine Früchte bringen könne, weil man das eine mit dem andern zugleich ausrotten werde.

Sechstes Kapitel.

Modesucht und Ueppigkeit.

Plato hielt die Mode in seiner Republik für die schädlichste Krankheit, und eines seiner

Gesetze verordnet: daß der Jugend nicht gestattet werden dürfe, weder in der Kleidertracht, noch in den Gebehrden, noch in den Tänzen, Leibesübungen und Liedern Veränderungen zu machen, und von einer Form auf die andre über zu gehen; ihren Verstand nicht bald in diese noch in jene Lage zu versetzen, nach Neuigkeiten zu haschen und ihre Erfinder zu verehren, weil dadurch die Sitten verderbt, und die alten Gesetze und Gebräuche in Verachtung und Vernachläßigung gerathen würden. Indessen hat doch jeder Mensch einen natürlichen Hang, sich in seinem äußern Betragen immer mit einem Bedeutendern als er selbst ist, in Vergleichung zu stellen, und seine Art und Weise nachzuahmen. Der Knabe der auf dem Tische stehet und zu seinem Vater sagt: „ich bin so groß als du,“ oder der das, was er gestern von seinem Vater oder Lehrer sahe, heute im Kleinen nachmacht, giebt diesen Hang des menschlichen Herzens deutlich zu erkennen. Ein Gesetz dieser Nachahmung, um blos nicht geringer zu erscheinen als Andere, und zwar in denjenigen

Dingen, wobey auf keinen Nutzen Rücksicht genommen wird, heißt Mode. Sie gehört, wie ein großer Philosoph unsrer Zeit sagt, unter den Titel der Eitelkeit, weil in der Absicht kein innerer Werth ist; und auch zugleich unter den Titel der Thorheit, weil dabey doch ein Zwang ist, sich durch bloßes Beyspiel, das uns viele in Gesellschaft geben, sklavisch leiten zu lassen.

In der Mode seyn, ist freylich gewissermaßen eine Sache des Geschmacks. Und weil der, der außer der Mode einem alten Gebrauch anhängt, ein altväterischer Mensch heißt, und der, der obendrein noch seinen Werth darein setzt der Mode zu trotzen, mit dem Namen eines Sonderlings benannt wird; so ist es immer besser ein Narr in der Mode, als ein Narr außer der Mode zu heißen, weil doch einmal dieser Hang zur Eitelkeit des Menschen nichts weiter ist als Narrheit, zumal wenn sie, wie das durchaus bey Modethorheiten der Fall ist, der Eitelkeit wahrer

Nutzen oder vielleicht wohl gar Pflichten aufgeopfert werden. Sie ist alsdann nicht mehr Mode, sondern Modesucht. Alle Moden sind schon ihrem Begriffe nach veränderliche Lebensweisen. Nur die Neuheit macht die Mode beliebt, sie sey auch noch so häßlich und abentheuerlich als sie nur immer wolle. Sie gehört zum guten Ton, und das ist genug ihr Eingang zu verschaffen. In der Mode geht alles von oben herab, nicht von unten hinauf. Diese Erscheinung ist aus dem ganz einfachen Grunde erklärbar; weil die Modesucht blos Sache der Eitelkeit ist eben so vornehm zu thun als andere, und hieraus sogar ein Wetteifer entstehet sich einander wohl gar noch zu übertreffen. Modenärrinnen von der Hofdame herab bis zur Tochter des Schuhflickers, sind indessen immer noch erträglich; allein Modenarren sind elende Windbeutel.

Das Beste dabey ist, wie Kato sagt, das, daß die klugen Leute von den Narren Vortheil ziehen, weil sie sich die Fehler der Narren zu Nutze machen können; ein Narr aber alles

eher nachahmt, als die guten Eigenschaften eines Klügern. *)

Die Modesucht geht mit Ueppigkeit oder Luxus immer Arm in Arm. Sie sind die wahren Unzertrennlichen. Da die Ueppigkeit oder der Luxus das Uebermaaß des gesellschaftlichen Wohllebens, obgleich mit Geschmack verbunden ist; so ist sie doch ein schädliches Produkt der Kultur, weil sie unendlich viel Nachtheile und nicht den geringsten Vortheil in ihrem Gefolge hat. Ist nun aber gar jenes Uebermaaß ohne allen Geschmack, so ist es öffentliche Schwelgerey. In Betracht auf die Wohlfahrt jedes Einzelnen, ist Luxus ein entbehrlicher Aufwand der arm macht, Schwelgerey aber ein entbehrlicher Aufwand der krank macht. Der Luxus ist eine Folge der fortschreitenden Kultur eines Volks in Wissenschaften und Künsten, und er wäre mit der öffentlichen Wohlfahrt unter gewissen Bedin-

*) Plutarch im Leben Cato's.

gungen wohl vereinbar; allein die Schwelgerey, die mit Genuß überfüllt und endlich Ekel erregt, ist nicht nur schädlich, sondern auch schändlich. Beyde haben ihren Grund in der Prahlerey, die nur von außen glänzen will.

Gute Lebensart ist von allen diesen das Widerspiel, sie ist die Angemessenheit des Wohllebens zur Geselligkeit und also mit Geschmack. Der Luxus thut der guten Lebensart immer Abbruch. Und wenn wir von Jemand sagen, „der Mann weiß zu leben," so sagen wir dies, wenn wir den Ausdruck nicht mißbrauchen, gewiß nur von einem begüterten und vornehmen Manne, der die Geschicklichkeit besitzt, mit der Wahl des geselligen Genusses auch Nüchternheit zu verbinden. Der Luxus und die Schwelgerey rauben den Menschen nicht allein allen geselligen Genuß; sondern er erweckt in ihm auch noch eine Menge Leidenschaften, deren Befriedigung er nur auf Kosten der Moralität erkaufen kann und erkaufen wird, so bald seine moralischen Grundsätze so locker

sind, um keinen Widerstand leisten zu können. Denn die Dinge, von welchen sich der Mensch Vergnügen und Glückseligkeit verspricht sind zahllos, mithin werden ihm immer neue Gegenstände aufstoßen, ohne deren Besitz er sich unglücklich fühlen würde. So nehmen seine Bedürfnisse von Tage zu Tage zu, und werden mit jedem Tage erneuert. Er begnügt sich nicht an einer angenehmen und bequemen Wohnung, wenn er eine bessere als die seinige kennen gelernt hat; derselbe Fall ist es mit seinem Hausrath, seiner Kleidung und mit allen Gegenständen, die die Sinne reitzen.

Der Mensch wird durch diesen Hang nicht glücklich, sondern nur unglücklich, zumal, wenn die Dinge, die für ihn Reitz haben, außer seinen Kräften liegen, und er wird, um seinen Zweck zu erreichen, eben so handeln, als der, welcher vom Hunger gequält wird, handelt, um seinen Magen zu befriedigen, d. h. er wird alles thun, um das scheinbare schreckliche Uebel und den grausamen Schmerz los zu werden. So wird er die Haabe des Armen und Ohnmächtigen

mächtigen an sich reißen, im Handel seinen Nebenmenschen bevortheilen, er wird zur Gewalt und zu List seine Zuflucht nehmen, er wird sein Vermögen auf Unkosten aller derer die er ausplündern kann, vermehren, und zu jedem Mittel seine Zuflucht nehmen, das zu seinen Absichten beyträgt, um seine Begierden zu befriedigen. So ließ Messalina den Valerius Asiaticus morden, um durch die Konfiskation Lucullis Güter zu erhalten, die er ihr nicht freywillig abzutreten Lust hatte. *) So verwüstete Wilhelm der Eroberer, Städte und Dörfer, um Wälder anlegen zu können, und um das grausame Vergnügen zu haben, die Jagd besser genießen zu können. **) So verurtheilte Caligula, um sich von seinen Spielschulden zu befreyen, eine Anzahl reicher Bürger zum Tode, und zog ihre Güter ein. ***)

*) Plutarch im Leben Kamil's.

**) Thoirds Geschichte von England.

***) Sueton, im Caligula.

Ueberhaupt kann man wohl ganz dreust behaupten, daß Luxus und Schwelgerey das meiste zum Untergange der Römer beygetragen haben. Denn nach dem zweyten Punischen Kriege, wo der Luxus bis zur Ausschweifung herrschend wurde, wurden dem reichen Römer seine Wohnung zu eng; er baute sich große Vorhöfe und große Palläste. Cincinnatus besaß nur vier Morgen Landes, weil er überzeugt war, daß ein Römischer Bürger nicht mehr brauche, um glücklich zu seyn; allein da der Luxus zunahm, war man einer ganz andern Meinung, denn man glaubte sogar in den Häusern, die man kaum zu übersehen im Stande war, nicht einmal Raum genug zu haben, und wenn wir dem Valerius Maximus glauben dürfen, so fand man in Rom Häuser, die fast eben so groß waren als Städte. Man bauete Zimmer für den Sommer und andere für den Winter. Nicht einmal zufrieden vor Frost und Hitze in Sicherheit zu seyn, wollte man auch, daß der Grad von Hitze und Kälte angenehme und reitzende Gefühle auf den Körper hervorbrächte; und so

richtete man sich Zimmer ein, in welchen wohlriechende Wasser sprangen; man leitete Bäche mit klarem Wasser durch die Wohnungen; man vertheilte die Wärme durch Röhren in allen Theilen des Hauses, und gab den Zimmern auf diese Weise die erforderliche Temperatur, um einen angenehmen Kitzel zu erregen. *) Ueber den Häusern bauete man sich Fischteiche, pflanzte Gebüsche und Obstgärten, zog Bäume von sehr hohen Preisen, und ihre Pflege schien der wichtigste Gegenstand der vornehmen Römer zu seyn. Man täfelte die Wände mit Marmor, vergoldete sie ꝛc. Seneka sagt von seinen Zeitgenossen: „Man dünkte sich zum Bettelstabe herunter gebracht, wenn nicht die kostbarsten Edelgesteine, von der Hand des Steinschneiders polirt auf allen Seiten an den Wänden blitzten; wenn der Alexandrinische Marmor nicht mit Numidischem überzogen war; wenn die glänzende und kostbare Arbeit nicht eine Einfassung von Steinen hätte, deren ver-

*) Seneka Ep. 90. Valerius Maximus IX, 1.

schiedene Farben mit großen Kosten die Malerey nachahmten; wenn die Decke nicht mit Glas getäfelt war; wenn die Fischteiche nicht mit Thrazischem Marmor eingefaßt waren; eine Pracht, die man sonst kaum in einigen Tempeln antraf; wir sind so weit in der Verfeinerung gekommen, daß selbst unsre Füße auf nichts weiter, als auf kostbare Steine treten wollen! *)

Als die Mode der Römer befahl Landhäuser zu haben, so erbauete er sich prächtige Villen in den angenehmsten Gegenden um Rom. Er wurde ihrer satt, und er bauete neue. So hatte Lucull deren eine ungeheure Menge. Zu Tiberius Zeiten war Italien fast mit lauter Landhäusern bedeckt. **) So prächtig und so groß aber auch immer diese Villen seyn mochten, so fanden sich ihre Besitzer immer noch eingeengt. Sie entrissen deshalb den Nachbarn ihren Grund und Boden,

*) Seneka Ep 86.

**) Tacit. Annal. III. 53.

raubten die Ländereyen ihrer Streitgenossen. (?) die sie aus Hartherzigkeit mit ihren halbnackten Kindern und ihren Hausgöttern aus ihren Häusern stießen, und die traurigen Ueberreste ihres verlornen Vermögens in ihren Armen hinweg trugen. *) Horaz **) sagt von einem solchen Barbaren:

Und du halbe Leiche dingst,
Uneingedenk des Grabes, Marmorkünstler,
Baust Paläste, nimmst dem Meer,
Das stolz an Baja schlägt, sein altes Ufer,
Durch den schönen Landesstrich
Am Meere hin noch ungesättigt; ja, du
Hebst des Nachbars Markstein aus;
Springst räubrisch über deiner Schutzgenossen
Gränzen; schrecklich flüchten Mann
Und Gattin, ihre ganze Haab' am Busen,
Im armseligen Gewand
Ein süßes Kind und ihrer Väter Götter.

*) Dionysius von Halikarnaß B. 2. Absch. 74.

**) Band 2. Ode 18.

Auch blieb die Schwelgerey bey den Römern nicht hinter dem Luxus zurück, sondern schritt eben so stark als dieser vorwärts. Die Schwelgerey verbannte jene Mäßigkeit der alten Römer, die sich von Brod und Hülsenfrüchten sättigten. Man sann auf tausend Mittel, dem Geflügel, dem Wildpret und den Fischen einen andern Geschmack zu geben.

Durch die Gewohnheit wurden ihnen die köstlichsten Speisen unschmackhaft, und man suchte in den seltensten Dingen neue Reitze, die zum Gaumenkitzel nothwendig wurden. Aesopus, ein berühmter Schauspieler, kaufte eine Schüssel für nicht weniger als dreytausend Thaler, und bewirthete seine Freunde bey einem Gastmahle mit den schönsten Singvögeln, wovon ihm das Stück ohngefähr zweyhundert Thaler kostete. Sein Sohn trieb es noch ein wenig weiter, er lößte eine Perle für dreißigtausend Thaler am Werth in Essig auf und verschluckte sie, um sich einen neuen Genuß zu verschaffen. *) Vitellius ersann sich ein Ge-

*) Valerius Maximus IX. 1. Horaz Sat. II. 2.

richte, das aus Lebern vom Lippfisch, aus Pfauengehirn, aus Flammanten Zungen und aus den Eingeweiden von Muränen bestand. *)

Kato führte oft über die Schwelgerey seiner Zeitgenossen Beschwerde, und er sagte oft: Ein Staat könne nicht bestehen, in welchem ein Ochse wohlfeiler sey, als ein Fisch. Einst zeigte er auf einen Menschen, der sein am Meere gelegenes Landgut verpraßt hatte, und sagte: „Was das Meer nicht nach vielen Jahren hätte verschlingen können, habe dieser mit leichter Mühe verschluckt.“ **)

Die schwelgerischen Römer ließen aus allen Meeren Fische herbeyführen, und damit es ja nicht etwa fehlte, so legte man kostbare Hälter an, in welche das Meerwasser geleitet wurde. Es kam endlich so weit, daß man die Fische nicht mehr für frisch halten wollte, wenn man sie nicht abschlachten sahe.

*) Sueton im Vitellius.

**) Plutarch im Leben Cato's.

Seneka sagt von einem Schwelger: „Was frag' ich nach dem besten Fische, wenn er nicht mehr lebt? ich kann mich bey einer so wichtigen Sache nicht auf euch verlassen: ich traue nur meinen Augen; der Fisch muß in meiner Gegenwart abgeschlachtet werden!“

„Man sagte ehedem, daß nichts schöner sey als eine Meräsche, die unter Klippen gefangen worden; jetzt heißt es: nichts ist schöner als eine sterbende Meräsche; gieb mir das crystallene Gefäß in meine Hand, damit ich sehe, ob sie lebt.“

„Wenn man sie mit Enthusiasm gepriesen hat, so zieht man sie aus ihrem durchsichtigen Behälter heraus; und dann fangen die erfahrensten Schwelger an ihre minder erfahrnen Collegen aufmerksam zu machen: „seht, rufen sie, dieses feurige Roth, das noch höher und schöner ist als Scharlach; seht diese Adern, wie sie sich aufschwellen! wahrhaftig, man sollte denken, der Bauch sey lauter Blut! Seht, seht dieses Azurblau, welches von ihren Kiefern zurück strahlt!“ Aber bald erstarrt der Fisch, er

wird blaß, und seine schönen Farben fließen in eine allgemeine Blässe zusammen. Doch in diesem Uebergange vom Leben zum Tode, durch wie viel schöne Nuancen vermischen sich nicht diese beyden Farben!“

„Und unter allen diesen Gästen giebt es nicht einen einzigen, die seinem sterbenden Freunde beystünde, der das letzte Lebewohl des Vaters empfinge, dessen Tod er mit Sehnsucht entgegen sahe. Von allen verlassen, liegen Freunde und Verwandte im Todeskampfe; und man drängt sich um eine sterbende Meräsche, und versichert dabey einander, daß dieses das schönste Schauspiel sey.“ *)

Die Schwelcherey wurde dem Römer zum Bedürfniß, sie erstickte aber auch in ihm alles Gefühl für die Menschheit, sie zerstörte in seinem Herzen die kindliche Liebe, die Zärtlichkeit der Aeltern, Freundschafts- und alle schönen Tugenden des geselligen Umgangs. Auch vergaß er nicht über seinen Leckereyen der Form und des

*) Senec. Quaest. nat. III. 18.

Stoffes der Tafeln selbst. Die Pracht dieser nothwendigen Meubel war ihm zu seiner Glückseligkeit eben so nothwendig, als die angenehmen Gefühle, die die köstlichsten Gerichte und die ausgesuchtesten Getränke in ihm hervorbrachten. Und Juvenal sagt: „Sonst waren die Tafeln aus einheimischem Holze gemacht; wenn der kalte Nordwind zufällig einen alten Nußbaum auswurzelte, so bediente man sich dessen dazu. Heutiges Tags aber essen unsre Reichen ohne Appetit; die ausgesuchtesten Fische und das köstlichste Wildpret ist ihnen unschmackhaft; Rosen und die lieblichsten Wohlgerüche beleidigen ihre Nasen, wenn ihre Tische nicht wenigstens auf einem großen Leoparden mit aufgesperrtem Rachen ruhen, und wenn dieser Leoparde nicht aus dem schönsten Elfenbein gearbeitet ist, das wir aus Siam, Mauritanien, Indien und den Wäldern von Arabien kommen lassen, wo der Elephant seine Zähne, ihrer Last müde, von sich wirft.“ *)

*) Juvenal Sat. II.

Das Tischgeschirr wurde zuerst aus Thon gearbeitet, nachher aus Kupfer und mit Silber überleget, dann aus reinem Silber, aus übergoldetem Silber, aus gediegnem Golde, und endlich wurden sie gar mit kostbaren Edelgesteinen und Perlen besetzt. *) Eben dieses war auch der Fall mit dem Trinkgeschirre. Eine Hausmutter bezahlte ein Waschbecken aus Kristal mit beynahe viertausend Thalern, ohnerachtet sie eben nicht reich war. **)

Auch trieb den Römer die Modesucht bis zur Raserey. Er kleidete sich nicht mehr des Wohlstandes wegen, oder um sich vor der Witterung zu schützen, sondern um zu prahlen. Daher Kleider, Stoffe, Meublen ꝛc. aus Phrygien, Persien, Babylonien ꝛc. herbey geschaft werden mußten. Alles, was durch seine Gestalt, Farbe, Stoff, Verzierung seines Kleides und Körpers einen scheinbaren Reitz zu erregen im Stande war, wurde ihm zu seiner

*) Plinius Naturgeschichte B. 33.

**) Plinius Naturgeschichte B. 34.

Glückseligkeit eben so unentbehrlich, als das Gewand, das ihn vor der rauhen Witterung bedeckte, und er strebte eben so begierig darnach als ein Nackender, der sich eine Bedeckung wünscht. Die Purpurschnecken waren so theuer als die kostbarsten Perlen und Edelgesteine, weil sie zur Farbe gebraucht wurden, und ein Weib trug, ohne sich Vorwürfe zu machen, ein Gewand, für welches sie das Vermögen ihrer Kinder hingegeben hatte.

Die Kleider, Haare, Ohren, Aerme, Hände, sogar die Füße, waren mit Perlen und kostbaren Steinen belastet, und an jedem Gliede der Finger befanden sich Ringe. *) „Ich sehe, sagt Seneka, nicht etwa eine Perle für jedes Ohr, denn selbst die Ohren sind dazu gewöhnt worden, Lasten zu tragen. Ein Windbeutel würde nicht glauben, hinlänglich ausstaffirt zu seyn, um eine Modenärrin in eine Entzückung zu versetzen, wenn er ihnen

*) Plinius B. IX. 35.

nicht in jedes Ohr zwey oder drey Landgüter hängen könnte. *)

Die Römer, die sich die im Kriege überwundenen Völker dienstbar gemacht und sich ihrer Reichthümer bemächtigt hatten, die alles mit sich in Krieg verwickelten, wo sie den Sieg und die Beute zu machen hoffen konnten, und indem sie durch die unendlichen Reichthümer, die sie aus allen Gegenden zusammenschleppten und in ihrer Hauptstadt anhäuften, der Modesucht, dem Luxus und der Schwelgerey in die Hände arbeiteten, und so unter ihnen die Vaterlandsliebe und alle Tugenden des geselligen Lebens vernichteten, die Ehrsucht, die Habsucht und Herrschsucht erregten, wurde eben dadurch ihr Untergang beschleunigt. Und wenn wir dem Justin trauen dürfen, so war es mit den Griechen derselbe Fall. Er sagt: „Die ganze Tapferkeit starb mit Epaminondas, dem großen Heerführer der Thebaner an einem und demselben Tage. Nur dieser hatte

*) Senec. Quaest. nat. l. 7. c. 31.

zeither noch ihren Ehrgeiz und ihren Eifer im regen Spiele unterhalten, sein Tod schläferte ihren Muth ein und versenkte sie in Weichlichkeit. Die Gelder, die für die Ausrüstungen der Flotte und der Landarmee bestimmt waren, wurden auf Spiele und Feste verwendet, alle Kriegsübungen hörten auf, das Volk ging aus einem Schauspiele ins andre, das Theater erweckte Abscheu und Ekel vor dem Kriege, und große Feldherren wurden nicht mehr geschätzt; nur gute Dichter und Redner wurden geehrt und belohnt, und so konnten sich auf den Trümmern der griechischen Freystaaten die Macedonische Monarchie erheben. *)

Plutarch hält ihnen keine bessere Lobrede, wenn er sagt: „Wer es berechnen will, was den Athenienfern jede Komödie gekostet hat, der wird finden, daß sie mehr aufgewendet haben, um das Trauerspiel der Bacchanten, der Phönissen, der Oedipe, der Antigone, der Medea oder Elektra aufführen zu lassen, als

*) Justin B. 2.

sie es sich kosten ließen, Krieg zu führen, um die gemeinschaftliche Freyheit zu vertheidigen.“

Der Begierde nach Reichthum opferte der Grieche, wie der Römer, und so wie bis auf den heutigen Tag, jede Nation, im Ganzen genommen, alles, selbst das Heiligste auf; das Volk war bey ihnen eben so undankbar, eben so niedrig kriechend und eben so stolz und ungerecht, wie das Römische, Französische ꝛc.

Demosthenes, der Athenienſische Parlamentsredner, hatte gewiß gute Gründe, warum er in der zweyten Olynthischen Rede folgendermaßen ausbrach: „Aber ihr, wird man mir in die Rede fallen, die ihr von dem unglücklichen Ausgange der Unternehmungen außerhalb der Stadt sprecht, ihr müßt doch denken, daß es um so viel besser mit dem Innern derselben stehe!“

„Gut! was für Beweise darf man dafür aufstellen? Etwa diese schimmernden Bogengänge, diese verbesserten Straßen, diese angelegten Springbrunnen, und was dergleichen Wichtigkeiten mehr sind? Ich bitte euch, werft

die Augen auf die Männer, denen ihr diese Denkmäler, ihrer Staatsverwaltung verdankt! Einige sind reich geworden, die vorher arm waren; andre angesehen und vornehm, da sie vorher in Dunkelheit eingehüllt waren; noch andre haben sich Paläste gebauet, deren Pracht den öffentlichen Gebäuden zu spotten scheint, ihr Glück und Reichthum ist verhältnißmäßig gestiegen, so wie das Wohl des Vaterlandes gesunken ist.“

„Wem soll man nun diese allgemeine Zerstöhrung zuschreiben? Woher kommt es, daß von jener weisen Ordnung keine Spur mehr angetroffen wird?“

„Ich weiß die Ursache! Sonst war das Volk muthvoll genug, um selbst die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen, und die Beschwerden des Kriegs zu tragen; es hielt die Magistrate in Abhängigkeit von sich, und entschied uneingeschränkt über alle Gunstbezeugungen und Ehrenstellen. Jeder Bürger schätzte sich glücklich, Würden, Aemter und Wohlthaten vom Volke zu empfangen.“

„Jetzt

„Jetzt vertheilen alles dieses die Magistrate mit despotischer Gewalt, und du armes, geschwächtes, von öffentlichen Einkünften und Bundesgenossen entblößtes Volk, du spielst nur die Rolle der Sklaven, und bist zum Pöbel herabgewürdigt, der nur der Zahl wegen da ist. Du bist zufrieden genug, wenn dir deine Obern nur noch die zwey Obolen zum Schauspiele und deine magre Kost lassen, womit sie dir an festlichen Tagen gütlich thun! Ja, du verschwendest sogar den Titel Wohlthäter an Menschen, die dir nur von dem Deinigen geben, an Leute, die dich erst in Mauern einkerkern und dich nur zu dem Behufe locken und zähmen, um dich zur Unterwerfung und Sklaverey abzurichten.“

„Meine Meinung ist: Wer an niedrigen, unwürdigen Dingen Geschmack finden kann, dessen Herz kann für große und edle Gefühle keinen Raum übrig haben.“

Großer Reichthum, er sey nun durch Handel erworben oder durch Kriege erbeutet, hat noch nie moralische Bildung des Volks hervor-

gebracht, und wenn er von den Großen des Landes aufgehäuft wird, erzeugt er die gröbste und ausschweifendste Schwelgerey, die den kriegerischen Geist entnervt, den Despotism befördert und allgemeines Sittenverderbniß in ihrem Gefolge mit sich führt, und auf diese Weise den Untergang einer Nation herbeyführt.

Wenn der Mensch anfängt der Thorheit und dem eitlen Aufwand in der Tafel, dem Golde der reichen Kleider, den köstlichen Geräthschaften und andern nichtswürdigen und unnützen Dingen seine Achtung zu bezeigen, so reicht kein Gesetz und keine Philosophie hin, diesen Hang zu unterdrücken. „Die Art und Weise, sagt Montaigne *), wie die Fürsten streben, die Schwelgerey und den Luxus einzuschränken, scheint ihrem Zwecke gradezu entgegen zu laufen. Denn wenn man sagt, nur den Fürsten kommt es zu die besten Fische, das schönste Wildpret und die köstlichsten Gerichte zu genießen, Sammt und Seide und goldne

*) Gedanken und Meinung B. I. 43.

Borden und Stickereyen, und den Prinzessinnen Diademe zu tragen, und es dem Volk verbiethet, was thut man da wohl anders, als eben diese Dinge begehrenswerth zu machen, und bey Jedermann die Begierde zu vermehren, daß er sie doch auch haben könnte. O, laßt die Fürsten und Fürstinnen nur ganz dreust diese Zeichen ablegen; sie haben ja derselben ohnehin genug! Dergleichen Ueppigkeiten sind einem jeden Andern leichter zu übersehen, als einem Fürsten.“

„Aus dem Beyspiele vieler Nationen können wir ganz anders und besser die Arten und Weisen erlernen, uns im Aeußern nach unsern verschiedenen Ständen und Graden (welches ich freylich in einem wohlgeordneten monarchischen Staate für nöthig achte) auszuzeichnen, ohne deshalb in diese Unbequemlichkeit und in dieses Verderben zu versinken. Es ist unbegreiflich, wie in diesen gleichgültigen Sachen der Mode die Gewohnheit ihren Fuß so plötzlich, und ihre Autorität so unumstößlich festsetzen kann.“

„Kaum hatten wir ein Jahr um Heinrich den Zweyten bey Hofe die Trauer mit Tuch getragen, als schon zuverläßig in eines jeden Meinung die seidnen Stoffe so gesunken waren, daß, wenn man jemand darin gekleidet sah, man ihn ohne Umstände für einen Bürgersmann hielt. Nur Aerzte und Wundärzte blieben bey ihrer seidnen Tracht, und obgleich ein Jeder mit dem Andern so ziemlich in einerley Kleidung ging: so war doch immer noch ein hinlänglicher Unterschied der verschiednen Stände wahrzunehmen. Wie behende kamen bey unsern Armeen die schmutzigen Wämser von Leder und Leinwand in Gang, und wie bald ward die Pracht und der Reichthum in Kleidern dabey ein Vorwurf des Tadels und der Verachtung? Laßt die Fürsten nur anfangen, diesen Aufwand einzuziehen, und in wenig Monaten ist die Sache geschehen ohne alle Gesetze: wir wackeln alle hinterher! Allenfalls könnte ein solches Gesetz sagen, Gold, Purpur ꝛc. ist allen Leuten verbothen, ausgenommen den Luftspringern und Buhlerinnen.“

Wie oft findet man nicht Großthun und Knickerey in einer und derselben Familie vereinigt? Wie oft nimmt man nicht der Natur, dem wahren Vergnügen und sogar oft der Nothdurft das, was man der herrschenden Meinung opfert. Der Nachbar zur Rechten ziert die Zimmer seines Pallastes auf Kosten seiner Küche, der zur Linken liebt eine schöne Schüssel mehr als die Speise, ein dritter giebt ein splendides Mahl und hungert dafür ein paar Monate, um, wenn man noch so viel Gefühl für wahre Ehrlichkeit hat, das Deficit in der Rechnung wegzuschaffen.

So nachtheilig aber auch immer die Folgen, welche die Modesucht, die Ueppigkeit und die Schwelgerey mit sich führen, für den Staat und jedes einzelne Mitglied desselben insbesondere ist, wenn sie bis zur Ausschweifung getrieben werden, wie dieses fast heutiges Tages bey den kultivirtesten Nationen in Europa der Fall seyn dürfte; so verschaffen sie doch unter gewissen Einschränkungen auch manchen Vortheil, indem Künste und Wissenschaften,

Fabriken, Manufakturen und Handlung dadurch belebt werden, und auf die Weise auch im Ganzen genommen, dem Staat die Kosten wieder erstattet werden, welche zu einem solchen Aufwande erforderlich sind. Ob aber die Vortheile den Nachtheilen immer das Gleichgewicht halten dürften, das will ich in dem folgenden Kapitel etwas näher beleuchten.

Siebentes Kapitel.

Industrie und Handel.

Dasjenige, was zur Bequemlichkeit und zur Nahrung des Menschen dient, bringt die Erde hervor.

Auf ihrer Oberfläche ist kein Eldorado bekannt, wo uns die gebratenen Tauben in den Mund fliegen; vielleicht ist es unter der Erde. Die Natur rechnete daher ganz sicher auf den Fleiß, auf die Pflege und Bearbeitung derselben, indem sie ihn mit einer mächtigen Triebfeder, die wir den Magen nennen, auf die Oberfläche der Erde hinsetzte. Sie hat sich

nicht geirrt. Die Arbeitsamkeit allein wäre also die Quelle des Reichthums. Zwar hängt von der Verschiedenheit der Temperatur die größere oder geringere Wirksamkeit der Natur ab, und der Wachsthum, die Entwickelung und sogar die Erzeugung aller organisirten Wesen sind nur besondere Wirkungen dieser Ursache: allein der Mensch kann doch durch seinen Fleiß und durch einen mäßigen Aufwand seiner Kräfte das, was ihm schädlich und nachtheilig ist, zerstöhren, aber auch das, was ihm Nutzen gewährt, erzeugen oder doch wenigstens entwickeln, und bis ins Unendliche vervielfältigen. Glücklicher sind freylich diejenigen Länder, wo sich alle Elemente im Gleichgewichte und so vortheilhaft vereinigt finden, daß sie ohne großen Fleiß des Menschen die Produkte erzeugen, und so auf die für den Menschen vortheilhafteste Art ihre Wirkungen äußern. Aber wo ist das Land, in welchem nicht die Kräfte des Menschen, die Kräfte der Natur unterstützten? Wo der Mensch nicht die unnützen oder schädlichen Gewächse zerstöhrte, die nützlichen pflegte und

wartete und ihre Vermehrung beförderte? Und welche Gewalt übt der Mensch nicht über das Thierreich aus? Spielen die zwanzig bis vier und zwanzig Thiere, die er sich unter den mehr als dreyhundert Arten vierfüßiger Thiere, und den mehr als funfzehntausend Vögelarten, die die Erde bevölkern, eine weit größere Rolle in der Natur, als die übrigen zusammen genommen? Sie spielen eine größere Rolle, weil sie von den Menschen geleitet werden, und weil er sie bis ins Unendliche vermehrt hat. Sie wirken in Verbindung mit ihm alles Gute, das man von der weisen Anwendung von Stärke und Kraft für den Anbau der Erde, für die Verführung und den Handel ihrer Produkte, für die Vermehrung der Arten des Unterhalts, mit einem Worte für alle Bedürfnisse und sogar für das Vergnügen desjenigen, der ihre Dienste durch seine Sorgfalt zu vergelten im Stande ist, erwarten kann.

Das Getraide, aus dem der Mensch sein Brod macht, ist kein Geschenk der Natur, sondern die große und nützliche Frucht seines For-

schens und seine Einsicht in die erste aller Künste. Man hat auf der Erde das Getraide nirgends wild gefunden; offenbar ist es also ein Gewächs, das der Fleiß des Menschen vervollkommnet hat. Er mußte diese edle und köstliche Frucht erst kennen, und sie unter tausend andern auswählen, er mußte sie säen und sie oft einerndten, um ihre Vermehrung, die immer mit der Bearbeitung und der Düngung des Landes im Verhältniß stehet, kennen zu lernen. Die Eigenschaft des Getraides, welches dieser Frucht fast einzig und allein eigen ist, in seinem ersten Alter, der Kälte unsrer Winter zu widerstehen ꝛc. beweißt, daß dieses die glücklichste Entdeckung ist, die der Mensch jemals gemacht hat, und man mag sie auch noch so alt annehmen, so muß dennoch die Kunst des Ackerbaues, welche auf Kenntnisse der Natur gegründet und durch ihre Beobachtung vollkommener gemacht worden ist, vorhanden seyn.

Neuere Beyspiele des Einflusses der Menschen auf die Natur der Vegetabilien sind nicht unbekannt. Man darf nur unsre Blumen,

unsre Früchte mit eben den Arten vor einigen Jahrhunderten vergleichen.

Man fand damals Blumen, sagt Büffon, die jetzt von Jedermann, der nur einige Kenntniß von unsern Gattungen und Arten derselben gehabt hätte, verachtet werden würden, weil sie noch viel zu sehr das Gepräge der rohen Natur an sich trugen. Unter den Küchengewächsen fanden sich nur zwey Arten von Sallat und noch obendrein sehr schlechte; jetzt zählen wir an funfzig Arten derselben. Unsre besten Kernfrüchte sind fast noch neu und ganz von den Früchten der Alten verschieden. Sie gleichen ihnen vielleicht nur noch den Namen nach. Gewöhnlich bleiben sich sonst die Sachen gleich, und nur die Namen verändern sich mit der Zeit; hier findet das Gegentheil statt: Die Namen sind noch dieselben geblieben, die Sachen aber haben sich verändert. Unsre Pfirschen, Aprikosen, Birnen, Aepfel, Kirschen und Pflaumen sind neue Gewächse, welchen man noch die alten Namen früherer Gewächse giebt.

Diese guten und neuen Arten sind ursprünglich alle aus wilden Stämmen entstanden, und wie oft mußte nicht der Mensch die Natur versuchen, um diese vortreflichen Arten zu erhalten? Wie viele tausend Keime mußte er nicht der Erde anvertrauen, ehe sie diese Arten hervorbrachte? Er mußte fast eine unglaubliche Menge von Vegetabilien jeder Art säen, aufziehen, veredlen und fruchtbar machen, ehe er die einzelnen Gewächse erkennen konnte, welche süßere und bessere Früchte trügen als die andern. Diese erste Entdeckung, welche schon so viele Sorgfalt und Pflege voraussetzt, würde aber immer unfruchtbar geblieben seyn, wenn er nicht noch eine andre gemacht hätte, zu welcher eben so viel Erfindungkraft gehörte, als die erstere Geduld erforderte. Er erfand nämlich das Mittel durch Pfropfen, Oculiren und Platten die köstlichen einzelnen Gewächse zu vervielfältigen; weil die guten Eigenschaften nur blos einzelnen Gewächsen, und nicht einer ganzen Gattung eigen sind. Die Steine oder Kerne der vortreflichsten Früchte erzeugen eben so wie die

weniger veredelten, blos wilde Stämme; sie bilden daher keine Arten, die wesentlich von einander verschieden wären. Durch das Pfropfen ꝛc. hat aber der Mensch gleichsam Arten erschaffen, die er nach seinem Gefallen fortpflanzen und vervielfältigen kann. Das Pfropfreis oder das Auge, das der Mensch mit einem wilden Stamme vereinigt, schließt diese eigenthümliche Kraft in sich, welche nicht durch den Keim fortgepflanzt werden kann, und die sich nur zu entwickeln braucht, um eben die Frucht zu erzeugen, als das einzelne Gewächs, von welchem man diesen Zweig genommen, und auf den wilden Stamm gepfropft hat, welcher den Früchten nichts von seinen schlechten Eigenschaften mittheilt; wahrscheinlich weil er nichts zu seiner Entstehung beygetragen hat, und weil er nicht seine Mutter, sondern nur gleichsam seine Säugamme ist, die durch ihre Nahrung blos seine fernere Entwickelung beförderte.

Da die meisten Eigenschaften, welche nur einzelne Thiere zu besitzen scheinen, sich durch eben den Weg fortpflanzen als die Eigenschaften

der Arten; so könnte der Mensch mit leichterer Mühe die Natur der Thiere, als die Natur der Vegetabilien verändern. Die Arten der Thiergeschlechter, die fortdaurenden Varietäten pflanzen sich durch die Zeugung fort, aber unter den Geschlechtern der Vegetabilien giebt es keine so beständigen Arten und keine so beständigen Varietäten, die durch die Erzeugung fortgepflanzt werden könnten. Blos unter den Geschlechtern des Huhns und der Taube hat man eine Menge neure Varietäten hervorgebracht, die sich alle selbst fortpflanzen; man erhöhet und veredelt auch eben so beständig die Arten andrer Thiere, so wie sie sich vermehren; man gewöhnt sie nach und nach an das Klima, und macht einige fremde oder wilde Arten zahm.

Alle die Beyspiele der Art beweisen, daß der Mensch erst spät die Größe seiner Macht kennen lernte, und daß er sie noch lange nicht genug kennt. Seine Gewalt hängt hier blos von dem Gebrauche seines Verstandes ab. Je mehr er die Natur beobachten wird, desto mehr wird er sie anbauen und sie für sich benutzen,

und um desto mehr wird er Mittel haben, sich dieselbe zu unterwerfen, aber desto leichter wird er auch aus ihrem Schooße neue Reichthümer hervorziehen, ohne die Schätze ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit zu vermindern.

In den frühern Zeiten zweckte der menschliche Fleiß nur darauf ab, diejenigen Früchte, die zur Erhaltung und Ernährung des Menschen bestimmt zu seyn schienen, nutzbar, und die Gewinnung derselben, so bequem als möglich zu machen. Diejenigen, die zu diesem Zwecke etwas beytrugen, wurden eben so wie die Götter verehrt. Man errichtete ihnen Altäre und Tempel. Es waren aber nicht so bald die erforderlichen Mittel zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse erfunden, so, daß man für Noth und Unbequemlichkeit sicher seyn konnte; als man auch anfing für die Bequemlichkeit und den Sinnengenuß Sorge zu tragen. Die Industrie war nicht hinreichend, den Drang der Nothwendigkeit befriedigt zu haben; sondern man sann nun auch auf Mittel, die Naturprodukte den Sinnengefühlen ange-

nehmer zu machen, ja sogar darauf, wie man sich derselben bedienen könnte, um aus entfernten Gegenden Produkte zu ziehen, die dergleichen Gefühle verursachen konnten. Die Erfahrung bestätigt auch, daß ein allgemeiner Hang in dem Menschen liegen müsse, mehr Gefallen an Dingen zu haben, die andern gehören, als an seinen eignen, und daß daraus das Streben des Menschen erklärbar werde, seinen Platz, so viel er kann anders zu rücken. So entstanden die Künste des Vergnügens, der Handel und Wandel.

Wenn eine Nation durch ihren Erfindungsgeist, durch ihren Fleiß und ihre Anstrengung größere Fortschritte macht als eine andere; so wird eine von der andern abhängig. Und so wie nun andere Güter oder Geld in ein Land gebracht werden, so werden Industrie, Fabriken, Manufakturen und Künste vollkommener und für die Nation selbst eine Quelle des Reichthums.

Die klugen Leute sehen daher Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbe immer aus demselben Gesichtspunkte an, wo es nichts als

Vortheile giebt, und sie preisen das Land selig, wo die Politik fein genug ist, alle Federn und alles Räderwerk, was nur irgend dazu nothwendig zu seyn scheint, ins Spiel zu setzen, um die Anstalten der Art auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu erheben. Daraus entsteht nun jener scheinbare Eifer für die Wohlfahrt eines Landes, der nur immer das Gold und Silber, das ihn von andern Nationen und Ländern in den weiten Schooß strömen wird, im Prospekt hat. Sind die Plane gut angelegt, so kann und wird es nicht fehlen, sich die weniger arbeitsamen Nationen gewissermaßen dienstbar zu machen.

Auf die Weise haben die Engländer, Franzosen und Deutschen auf die weniger arbeit- und betriebsamen Nationen einen Einfluß erhalten.

Ein entstehender Wetteifer zwischen dem von der Natur begünstigten Südländer und minder begünstigten Nordländer würde dem letztern nachtheilig werden; weil seine Produkte durch die Theurung der Lebensmittel, durch die kostspielige Feuerung und die Erleuchtung im

Win-

Winter ꝛc. höher zu stehen kommen müssen, als die Produkte des Südländers.

In England hat man in den neuern Zeiten dieses Spiel sehr weit getrieben. Man findet daselbst Häuser von einem ungeheuern Reichthume, und Reisende haben in den Fabrikstädten Englands ein erstaunenswürdiges Schauspiel von Emsigkeit, von Wohlstand und Ueberfluß, aber auch freylich von beyspielloser Armuth beobachtet, denn beydes muß der Natur der Sache nach vereinigt seyn.

Ob sich aber dieses Land bey dem gegenwärtigen Zustand noch lange werde erhalten können, das stehet sehr zu bezweifeln. Ehedem wurden die Künstler, Manufakturisten und Fabrikanten durch Freyheiten und Belohnungen ermuntert und der Handel begünstigt; jetzt werden sie unter den Auflagen und Abgaben fast erdrückt, und die Regierung bemächtigt sich des Gewinns des Künstlers, Fabrikanten und der Kaufleute, um den Krieg auf dem festen Lande zu unterhalten. Und weil sich jeder, so viel als möglich, schadlos halten wird, so ist jeder

Fabrikant gezwungen, den Preis seiner Waaren zu erhöhen und sich an dem Käufer zu halten. So bald nun Concurrenz entstehet, wie immer bey einer vollkommenen Freyheit des Handels entstehen muß; so kann der engländische Kaufmann nicht mehr steigen, weil der Preis der Waaren doch immer mit dem wahren Werth derselben im Verhältniß bleiben wird, sondern nur fallen, um wenigstens das Gleichgewicht zu halten und sich Absatz zu verschaffen; daher denn jener Zeitpunkt eintreten wird, wo die Auflagen, mit denen Künste, Fabriken, Manufakturen und Handel gedrückt werden, den Gewinn des Künstlers, Fabrikanten, Kaufmanns ꝛc. verschlingen, und der Gewinn und mit demselben zugleich alle Industrie und Handel ganz aufhören muß.

Hume sagt: „Die Auflagen sowohl als der Reichthum eines Staats unterdrücken, wenn sie die gehörigen Gränzen übersteigen, die Industrie, und führen die äußerste Noth herbey. Eine aufmerksame und uneigennützige Regierung beobachtet den Grad, wo der Gewinn

aufhört und der Verlust anfängt. Allein, da die Regierungen gemeiniglich ein sehr kurzes Gesicht haben, und überdem mit der Untugend der Eigennützigkeit und Habsucht ausgestattet sind; so muß man befürchten, die Auflagen werden in Europa so sehr erhöhet werden, daß alle Kunst und Industrie dadurch aufgehoben wird."

Dies hätte die Regierung Englands beherzigen sollen. Der an großen Aufwand gewöhnte Fabrikant, Künstler ꝛc. wird seine Aufgaben eben so wenig einschränken, die, wenn sie nicht seinem Gewinn angemessen sind, ihn in Armuth und Elend stürzen, und ihn zwingen werden, seinen Unterhalt in einem fremden Lande zu suchen, wo er hoffen kann, mehr Gewinn aus den Produkten seines Fleißes und seiner Mühe zu ziehen.

Cantillon hat nicht ganz Unrecht, wenn er sagt: „Ein Staat, in welchem der Gewinn nicht mit dem Aufwand in Verhältniß stehet, verliert das Gleichgewicht, und wird gezwungen, mit jedem Jahre einen Theil seines Reich-

thums für Waaren an den Ausländer zu bezahlen. Und wenn er auch durch seinen Ueberfluß am Gelde ein Gleichgewicht des Handels erhalten könnte, so wird doch eben dieser Ueberfluß veranlassen, daß viele reiche Partikuliers sich dem Luxus ergeben. Diese werden Gemälde, Edelsteine und tausend andere kostbare Dinge von Fremden ziehen, und ungeachtet des blühenden Handels im Lande, werden jährlich ungeheure Geldsummen für Luxus-Waaren ins Ausland gehen; nach und nach wird dadurch der Staat verarmen, und von der Höhe der größten Macht zur größten Schwäche herabsinken."

„Wenn ein Staat den höchsten Grad des Reichthums erlangt hat, so muß er nach dem natürlichen Laufe der Dinge, wieder in Armuth herabsinken."

„Wenn ein Staat sich durch den Handel erhebt, und der Ueberfluß am Gelde den Preis der Aecker und der Arbeiten steigen macht, so dürfte es scheinen, die Regierung müsse Geld zurück behalten, um es für nicht vorher zu

sehende Fälle aufzubewahren, müßte die Cirkulation auf alle mögliche Art, nur nicht durch gewaltsame und unredliche Mittel, einschränken, um der überspannten Theurung in den Preisen der Waaren, und den Unbequemlichkeiten des Luxus vorzubeugen. Allein, da es keine leichte Sache ist, den wahren Zeitpunkt zu fassen, wo der Ueberfluß am Gelde größer ist, als er in Rücksicht auf das Wohl und die Vortheile des Staats seyn sollte; so denken die Beamten der Regierung hierüber nicht nach, und gebrauchen den Reichthum des Landes, um ihre Macht so weit als möglich zu verbreiten."

Nunmehro noch einige besondere Betrachtungen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der seit einigen Jahrhunderten rege gewordene Handelsgeist das magische Band ist, der die Völker dieses Erdballs zusammen zu knüpfen scheint; aber, ob es für den Beobachter ein so erfreulicher Anblick seyn möge, aus welchem abzunehmen sey, daß dadurch das Ziel zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts werde näher gebracht

werden, wie Manche in einer sehr gutmüthigen Meinung zu stehen scheinen, wage ich nicht zu entscheiden.

Was von einem einzelnen Menschen in Rücksicht seiner Erziehung gilt, das muß und wird immer von ganzen Völkerschaften gelten. Dies ist Grundsatz, den man so lange annehmen darf, als ein besserer noch nicht ausgefunden ist.

Nun wissen wir aber aus Erfahrung, daß bey der Erziehung eines Menschen, wenn mehrere Personen das Erziehungsgeschäft *) verwalten, nicht viel Vortheilhaftes herauskommt, und daß in der Regel die Erziehung mißlingt, wenn sich nicht zufälliger Weise Umstände ins Spiel mischen — was immer glückliche Zufälle genannt werden dürften — die auf den Zögling einen wohlthätigen Einfluß haben.

Ein verständiger Lehrer, von welcher Art er immer sey, wird den Kopf seines Zöglings nicht auf einmal mit allen und jeden wissens-

*) Man unterscheide Lehrer von Erziehern.

würdigen Dingen behelligen, sondern je nachdem seine Fassungskraft fähiger oder unfähiger ist, von dem, was ihm zu wissen nothwendig ist, unterrichten, und so das Werk des Unterrichts und der Erziehung so lange fortsetzen, bis der Zögling selbst im Stande ist, sich aus eignen Kräften selbst weiter zu bringen.

Eine Erziehung der Art auf ungebildete Völkerschaften angewendet, könnte nur von den wohlthätigsten Folgen gewesen seyn, vorausgesetzt, daß die, die sich solchen Völkern zu Erziehern aufdrangen, nicht nur von Menschenliebe und Wohlwollen gegen die Menschheit beseelt gewesen, sondern die Fähigkeiten, die hierzu erforderlich seyn dürften, besessen hätten. Aber das war nun leider bey jenen Halbbarbaren, die jenen westlichen Erdtheil entdeckten, durchaus nicht der Fall.

„Die Entdeckung von Amerika und die Entdeckung eines Wegs nach Ostindien über das Vorgebirge der guten Hofnung, sind zwar, wie

Adam Smith *) sagt, zwey der wichtigsten Begebenheiten, deren die Geschichte des menschlichen Geschlechts in Rücksicht der Handlung erwähnt. Ihre bisherigen Folgen sind schon sehr wichtig; aber unmöglich hat man in dem kurzen Zeitraume von zwey bis drey Jahrhunderten, die seit diesen Entdeckungen verflossen sind, den ganzen Umfang dieser Folgen gewahr werden können. Was für Glück, oder was für Unglück dem menschlichen Geschlechte aus diesen großen Begebenheiten in der Zukunft noch bevorstehe, dies kann keine menschliche Weisheit vorhersehen. Man sollte glauben, die Verbindung der entferntesten Welttheile, wodurch es jedem derselben möglich gemacht wird, die Bedürfnisse des andern zu befriedigen, seinen Lebensgenuß zu vermehren, und seine Betriebsamkeit zu ermuntern, müsse auf allgemeine Wohlfahrt hinwirken. Allein für die Eingebohrnen sowohl in Ost- als in

*) In seinen Untersuchungen über die Natur und Ursachen des Nationalreichthums.

Westindien scheinen die Vortheile des Handels, der aus diesen Begebenheiten entsprungen ist, sich in den schrecklichsten Unglücksfällen, die dadurch für sie veranlaßt worden sind, ganz zu verlieren. Doch hat es das Ansehen, daß dieses Elend mehr zufällig und nicht in der Natur der Begebenheit gegründet ist. Zu der Zeit, da die Entdeckungen gemacht wurden, war gerade das Uebergewicht der Macht auf der Seite der Europäer so groß, daß sie alle Arten von Ungerechtigkeit, in so entfernten Ländern ungestraft begehen konnten. In Zukunft werden vielleicht die Eingebohrnen dieser Länder immer stärker, und die Europäer immer schwächer werden *) und so die Bewohner aller Welttheile zu der Gleichheit an Muth und

*) Ganz sicher würde es besser gewesen seyn, wenn dies der Fall gewesen wäre, als Christoph Columbus und seine Gefährten den Boden von Amerika betraten, damit sie im Stande gewesen wären, den Leidenschaften der Europäischen Räuber, die eben so wenig den erhabenen Zweck ihres Daseyns kannten, als die gutmüthigen Bewohner dieses Welttheils — Zaum und Gebiß anzulegen.

Kraft gelangen, die gegenseitige Ehrfurcht einflößt, und allein im Stande ist, unabhängige Völker von gewaltsamen Eingriffen in die Rechte der andern abzuhalten. Nichts aber scheint dieses Gleichgewicht der Macht fester zu gründen, als gegenseitige Mittheilung aller Arten von Kenntnissen und Verbesserungen, welche ein ausgebreiteter Handelsverkehr aller Länder mit allen Ländern, natürlicher oder vielmehr nothwendiger Weise mit sich führt." *)

„Unterdessen hat eine von den Hauptwirkungen dieser Entdeckung darin bestanden, das kaufmännische System auf eine Stufe von Glanz und Herrlichkeit zu erheben, die es sonst nimmermehr erreicht haben würde. Dieses System geht damit um, eine große Nation lieber durch Handel und Manufakturen, als durch Verbesserung des Landbaues, lieber durch Betriebsamkeit der Städte, als des offenen

*) Die Natur aller Kolonien bringt es mit sich, daß sie, so bald sie für sich selbst bestehen können, sich unabhängig machen und sich an dem Staate rächen, der sie aus Eigennutz gründete.

Landes, zu bereichern. Nachdem aber diese Entdeckungen einmal gemacht waren, sind die Handelsstädte Europens, die vorhin nur für einen sehr kleinen Theil der Welt — für die Küste des atlandischen Meeres, und für die am mittelländischen Meere und an der Ostsee liegenden Länder — Manufakturwaaren verarbeiteten und verführten, nunmehro nicht blos Manufakturisten für die zahlreichen und betriebsamen Anbauer von Amerika geworden, sondern sie verführen und verfertigen jetzt Waaren fast für alle Völker in Asien, Afrika und Amerika. Es haben sich ihrem Gewerbfleiße zwey neue Welttheile eröfnet, wovon ein jeder mehr Umfang hat, als die alte Welt, und wo der Markt des einen von Tage zu Tage größer wird."

Die Größe des Gewinns, den Europa durch eine Verbindung mit jenen Theilen der Welt erhalten hat, ist nur scheinbar. Denn durch eben diese Verbindung sind eine Menge physische und moralische Krankheiten, die vielen Millionen Menschen das Leben gekostet haben, uns und jenen Völkern zu Theil worden. Wie

viel Millionen Menschen hat nicht die Lustseuche, die Pocken und das ganze Heer von Krankheiten, welche wir mit ihren Produkten zugleich erhalten haben, Europa gekostet? und wissen wir denn, wie viel sie uns noch kosten werden, wenn zumal das gelbe Fieber uns auch noch zu Theil werden sollte?

Die Vortheile, die der Europäer von jenen Verbindungen gezogen hat, bestehen ja in weiter ganz und gar nichts, als in der Vermehrung seines Lebensgenusses, und diese, so wie die Schätze, die er aus beyden Indien erhält, können, da sie blos um der Eitelkeit der Menschen willen einen Werth haben, nicht für die physischen Uebel, geschweige denn für die moralischen, Ersatz leisten!

So lange noch nicht die Vernunft, sondern blos die Sinnlichkeit den Europäer beherrscht, so lange die Bewohner Europens von der Habsucht, vom Neide, Stolze, Eigennutz, von der Mord- und Raubsucht, von der Dummheit und allen Thorheiten und Lastern regiert werden; so lange ist es noch nicht Zeit, das Er-

ziehungsgeschäft andrer Völker zu übernehmen. Man halte nicht für zufällige Uebel, was nur die natürlichen Folgen einer verkehrten Erziehung sind, die nur Ungeheuer hervorgebracht hat. Können wir denn beurtheilen, ob der kühne Gedanke, den Columbus faßte, daß sich die Erde umschiffen lassen müsse, nicht vielleicht noch manche Jahrhunderte eine sehr reichhaltige Quelle von allerley Ungemach und Verderbniß seyn werde?

Der Mißbrauch kann dem Werth der Dinge freylich nicht schaden, aber er sollte es, so bald von Moralität die Rede ist. Güter, die nur zur Vermehrung des Lebensgenusses beytragen, werden, auf Kosten der Moralität erkauft, mit einem zu hohen Preise bezahlt.

Eine unausbleibliche Folge der Verbindung mit fremden Völkern, — doch warum wollen wir es länger Verbindung der Völker nennen, was nur den Namen Mordsucht, Raubsucht und Tyranney heißen sollte — eine unausbleibliche Folge der Entdeckung beyder Indien sage ich, war ein Erwachen jener Leidenschaften, die

die Menschheit schänden, und mithin eine reichhaltige Quelle alles Bösen wurde, das nur die Menschheit treffen konnte. Das Gute und das Böse hat beydes in den Menschen einerley Ursprung, und es läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, ob man die Quelle des Bösen werde verstopfen können, ohne zugleich die Quelle des Guten versiegen zu machen; allein, da wir nur die Dinge nehmen müssen, wie sie sind, ohne dem Optimism das Wort zu reden, so kann auch wenigstens vor der Hand nicht von einem Erziehungsgeschäft, das der Europäer über andre Nationen übernommen haben soll, die Rede seyn. Denn ich frage: war es Zweck der Portugiesen, Spanier, Engländer, Holländer und Franzosen, die Kultur und Aufklärung der beyden Indien zu befördern? Warum wurden neunzehn Theile von Amerika's Bewohnern gemordet, etwa darum, um die Berührungs-Punkte der Nationen vielseitiger und inniger zu machen, und dem sogenannten edlen Geist der Humanität, den diese kaum halb kultivirten

Horden der Europäer selbst nicht besaßen und bis auf den heutigen Tag noch nicht besitzen, Eingang zu verschaffen? Der Zweck, den jene Völker haben konnten, konnte also nur die Befriedigung aufgeregter Leidenschaften seyn. Das Gute aber, was aus dem Bösen hervorgehet, kann nur auf die Rechnung des Zufalls gebracht werden, und keinen Werth haben.

Jeder richte seinen Blick vorwärts! nur nicht, um sich aus lockenden Erwartungen und leeren Hoffnungen eine Welt zu träumen, die noch außer unserm Erfahrungs-, und Empfindungskreise liegt. Das Schicksal, das in jedem Einzelnen fortbildet, indem es ihn in neue Thätigkeit versetzt, ihm neue Berührungspunkte verschafft, und ihn auffordert für Andre zu wirken, ist das, was ihn dem erhabnen Zweck seines Daseyns näher bringen kann. Wir ringen mit neuen Verhältnissen, wir empfangen neue Vorstellungen, neue Begriffe und neue Eindrücke, unsre Urtheilskraft wird dadurch geschärft und berichtigt, und so schaffen wir uns in wenig Jahren eine neue Welt; so geht ein

vollkommnes Wesen aus uns selbst hervor, mit andern Quellen des Genusses, mit einem höhern Sinne für Wahrheit und Tugend.

Achtes Kapitel.

Ungerechtigkeit, Krieg.

Zur Erhaltung der gesellschaftlichen Verbindung und der Staaten ist eine strenge Ausübung der Gerechtigkeit und die genaueste Beobachtung der gegenseitigen Verträge erforderlich; selbst in einer Räuberbande oder in einer Gesellschaft von Bösewichtern, so lange den einzelnen Mitglieder derselben an der Erhaltung einer solchen Verbindung gelegen ist.

Die Gerechtigkeit ist mithin das gemeinschaftliche Band aller Gesellschaften, die nur Wahrheit und Gewissenhaftigkeit erhalten kann, die aber Niederträchtigkeit auflöst.

Nun läßt sich zwar aus den öffentlichen Geständnissen der meisten Menschen abnehmen, daß sie an der Wahrheit dieser Principien nicht zweifeln; allein aus ihren Handlungen läßt sich

ab-

abnehmen, daß sie zwar Gerechtigkeit und Wahrheit von andern fordern, sich aber bey jeder Gelegenheit von den allgemein anerkannten Grundsätzen derselben ausnehmen, und mithin auf Kosten anderer zu leben wünschen.

Dieses sind die natürlichen Folgen von dem der menschlichen Natur eingepflanzten Streben nach Glückseligkeit, daß, wenn es nicht der Moralität untergeordnet wird, den schändlichsten Eigennutz begründet. Welche Schandthaten sind nicht daraus entsprungen? Raub, Mord, Krieg, Hunger und die ganze Litaney aller moralischen Uebel scheint daraus allein entstanden zu seyn.

Jeder hat ja seine Meynung und seine Grundsätze in Rücksicht auf Glückseligkeit. So z. B. wird man uns die Frage: Warum ein Mensch den andern nicht todtschlagen dürfe? eine Antwort geben, die zwar aus ein und demselben Grunde nicht abgeleitet worden ist, die aber doch schon hinreichen würde, jeden von diesem Verbrechen abzuhalten, weil man dem nachzuleben verbunden ist, was er für Wahrheit

ausgiebt. Und doch wird der große Hause auf Mittel sinnen, sein Glück zu gründen, und wenn er es auf den Untergang des ganzen menschlichen Geschlechts gründen sollte.

Demades, ein Athenienser, verurtheilte einen Bürger, der ein Geschäft damit trieb, die zu Begräbnissen erforderlichen Sachen feil zu haben, aus dem Grunde, weil er zu großen Gewinn forderte, und weil er diesen Gewinn nicht anders als durch den Tod vieler machen könne. Dies Urtheil scheint übel geschöpft zu seyn, um so mehr, da sich kein Gewinn als mit Verlust andrer denken läßt, und man auf diese Weise allen Gewinn verdammen müßte. Der Modehändler bereichert sich auf Kosten junger Narren und Affen; der Bauer benutzt die Jahre des Mißwachses, der Advocat gewinnt beym Streite und Zank. Die Ehre und der Vortheil der Religions-Diener selbst entspringt ihnen aus unsern Sünden. Kein Arzt freuet sich über das Wohlbefinden seiner Freunde, noch ein Krieger über den Frieden ꝛc., und was

noch ärger ist, jeder fühle in seinen Busen, so wird er finden, daß unsere innigsten Wünsche größtentheils auf Kosten andrer entstehen und wachsen.

Die meisten Menschen ehren und bekennen mit ihren Lippen die Moralität und ihre Grundsätze; allein beweißt denn dieses, daß sie auch im Herzen solche als unverbrüchliche Regeln ihres Verhaltens zu befolgen für nothwendig halten? Wahrhaftig, wenn wir nicht aus Gutmüthigkeit den Menschen einen höhern Grad der Gerechtigkeitsliebe gegen andere andichteten als sie wirklich haben, sondern ihre Werke, die sie vor den Leuten leuchten lassen und nicht leuchten lassen, als die Ausleger ihrer Gesinnungen betrachten wollten; so würden wir gewiß finden, daß sie sich um nichts weniger als um die strenge Beobachtung der Pflichtgebote zu bekümmern scheinen.

Was wird aus dem Gewissen? höre ich fragen. Und ich erwiedere: wer hat Gewissen, der gute Mensch oder der Bösewicht, der unter

dem Schein des Rechtes das Vermögen seines Nächsten an sich reißt? Der Letztere hat kein Gewissen. Raub und Mord sind ein wahres Lustspiel für Leute, die das teuflische Privilegium erhalten haben, ihre Verbrechen begehen zu können, ohne deshalb eine Strafe befürchten zu dürfen. Giebt es nicht etwa noch ganze Nationen und hat es keine gegeben, die Raub und Mord an andern Nationen für erlaubt hielten? Hielten es z. B. die Griechen und Römer nicht für eben so unsträflich ihre Kinder auszusetzen, sie vor Hunger sterben oder von wilden Thieren zerfleischen zu lassen, als sie zu zeugen? Hat es keine Länder gegeben und giebt es deren nicht noch, wo Kinder ihre Aeltern, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, erschlagen, wo Aeltern ihre Kinder ohne alle Bedenklichkeit lebendig begraben können, und wo Aeltern ihre Kinder mästen und fressen dürfen? Diejenigen, welche die Türken zu Heiligen zu machen pflegen, sollen ein Leben führen, das man, ohne die Gesetze der Ehrbarkeit zu beleidigen, nicht zu beschreiben im Stande seyn kann. Baum-

garten *) erzählt, daß die Mahomedaner diejenigen für Heilige zu halten und als solche zu verehren pflegten, die den Verstand verloren haben; **) so wie auch diejenigen, die vorher sehr lange ein äußerst schmutziges Leben geführt, und sich im höhern Alter zu einer freywilligen Buße entschlossen haben. Dergleichen Leute haben eine uneingeschränkte Freyheit, nach ihrem Belieben in die Häuser zu gehen, darin zu essen und zu trinken, und was noch mehr ist, bey den Weibern zu schlafen. Wenn aus einem solchen Beyschlaf ein Kind erzeugt wird; so wird es gleichfalls für heilig gehalten. Solchen Personen erweisen sie, so lange sie leben, große Ehre; sind sie aber gestorben, so werden ihnen Tempel und große Denkmähler errichtet,

*) In seinen Reisen B. II. 1.

**) Eine Sonderbarkeit, die freylich nicht so sonderbar ist, als sie zu seyn scheint. Zwischen dem Europäischen und dem Asiatischen Tollhäusler findet nur der Unterschied statt, daß der erstere von einem Theile seiner Nation, wenn er sich durch die Feder zu exponiren im Stande ist, zwar nicht für einen Heiligen, doch wenigstens für einen Propheten gehalten wird.

und man hält es für das größte Glück, den todten Körper eines Propheten gefunden zu haben, um ihn begraben zu können. Die Gesetze des Gewissens scheinen daher nicht so wohl in unsrer Natur als vielmehr in der Gewohnheit zu liegen. Jeder, der in seinem Innern die Meynungen und Sitten verehrt, die um ihn her gebilligt werden, kann sich ihnen nicht entziehen, ohne daß ihn sein Gewissen mit Vorwürfen quälen werde, noch sich denselben gemäß betragen, ohne ihm Beyfall zu geben. Die vornehmsten Wirkungen der Macht des Gewissens scheint dem Menschen dergestalt zu beherrschen, daß er kaum das Vermögen behält uns ihr irgend einmal zu entreissen und sich der Freyheit zu bemächtigen, über seine Verordnungen nachzudenken oder vernünftige Betrachtungen anzustellen.

Wenn man jedesmal, so bald man einen Sittenspruch höret, nachforschen wollte, von welcher Seite er eigentlich träfe; so würde jeder finden, daß dieser nicht so wohl eine Maxime der Vernunft, sondern vielmehr ein Knuten-

hieb sey, der auf die träge Dummheit seines Urtheils fällt. Der Lehrer nimmt die Lehren der Wahrheit und ihre Warnungen, als an das Volk gerichtet, nicht an ihn selbst; und daher kömmt es, daß sie, anstatt sie auf eigne Sitten anzuwenden, blos ins Gedächtniß gefaßt werden, welches fast eben so dumm ist, als es unnütz und vergebens ist.

So hält jedes Volk, das an Freyheit und Selbstbeherrschung gewöhnt ist, jede andere Regierungsform für ein Ungeheuer und gegen die Natur. Sklaven an eine sklavische Regierung gewöhnt, machen es nicht besser. Und welche günstige Veranlassung ihnen auch Glück und Umstände an die Hand geben mögen, selbst dann, wenn sie mit großen Schwierigkeiten sich eines Despoten entledigt haben, scheinen nichts Angelegentlicheres zu haben als einen andern, der ärger ist als der erste, mit eben so großen Schwierigkeiten auf den Thron zu pflanzen, weil sie sich nicht entschließen können der Gewalt des Despotisms zu entsagen.

Der Mensch ist ungerecht gegen den andern aus irgend einem Interesse, das den angebohrnen Trieb zur Gerechtigkeit überwältigt. Die Umstände machen oft den Menschen zum Ungeheuer.

Zwey Männer an Stärke und Macht einander gleich, halten sich aus gegenseitiger Furcht in Schranken, und nehmen bey Entstehung ihrer Streitigkeiten ihre Zuflucht zur Gerechtigkeit. Jede Parthey verlangt ihren Ausspruch, und sucht das Publikum in sein Interesse zu ziehen, um sich dadurch ein gewisses Uebergewicht über seinen Gegner zu erhalten. Ist aber einer von beyden der Stärkere oder Mächtigere, so, daß er diesen ungestraft Unrecht thun kann, alsdenn ist er gegen alles Geschrey nach Gerechtigkeit taub, er streitet nicht mehr, sondern er gebietet. Zwischen dem Schwachen und Mächtigen spricht nicht einmal der äußerliche Schein der Billigkeit das Urtheil, sondern Stärke, Verbrechen und Tyranney.

Was bey den Forderungen des Rechts und der Gerechtigkeit unter Privatleuten die Advo-

katen sind, die klare Sachen in eine so gelehrte Verwirrung bringen können, daß niemand als die Sportelkasse wissen kann, woran man eigentlich ist; das sind den Regenten die Soldaten. Es ist so klar und durch die unwidersprechlichsten Thatsachen erwiesen, daß stehende Heere nur zu häufig als mächtige und verderbliche Werkzeuge der Laune, des Hasses, des Neides, des Ehrgeitzes, der Habsucht und Rachsucht der Beherrscher zur Unterdrückung der Völker gemißbraucht worden sind. Nicht die väterliche Sorge für die öffentliche Sicherheit hat die Heere erschaffen, sondern die Eroberungssucht: — das Mißtrauen erhält sie.

Man macht in seinem Leben, sagt Montaigne, mehr als einen Frieden, man schließt mehr als einen Traktat. Der Gewinn, der einem Fürsten zur ersten Untreue lockt, — und fast immer zeigt sich dergleichen Etwas, wie bey allen übrigen Unredlichkeit: Kirchenraub, Mord, Rebellion, Verrätherey werden immer wegen irgend eines Nutzens unternommen — dieser erste Gewinn führt immer hernach un-

endlichen Schaden herbey, indem er den Fürsten alle Mittel der Unterhandlungen mit andern Mächten, durch das Beyspiel der ersten Unredlichkeit erschwert und verdirbt.

Ich möchte die geheimen Gesinnungen eines Fürsten wissen, der das Todesurtheil von Millionen unterzeichnet, indem er den Befehl zum Kriege unterschreibt. Wenn ich mir ein Schlachtfeld in dem Augenblicke nach erfochtenem Siege vorstelle, wo die Ebene noch mit Todten und Sterbenden bedeckt ist, wo der Geitz und die Habsucht des Siegers seine heißhungrigen Blicke auf die blutigen Schlachtopfer wirft; wo er ohne Barmherzigkeit über die vom Blut triefenden Leichname herfällt und die Sterbenden beraubt — dann überläuft mich jedesmal ein kalter Schauer. Hier wird keiner der Thränen, der Wehklagen, selbst nicht der jammervollen Töne des fürchterlichsten Schmerzes achten. — Ein Krieger muß vermöge seines Handwerks eben so blind und taub bey dem Jammer der Unglücklichen seyn, wie sein Fürst, der es nicht hört.

Was den Krieg überhaupt betrift, so ist er freylich eine der größten und pompvollsten menschlichen Beschäftigungen; allein ich möchte wohl wissen, ob wir einen Grund daher nehmen dürften, einen unsrer Vorzüge darauf zu bauen, oder ob wir daraus lieber einen Beweis für unsere Stumpfköpfigkeit ziehen sollten; denn in Wahrheit, die Kunst sich einander zu erwürgen und zu schlachten, sein eigen Geschlecht zu verheeren und zu Grunde zu richten, scheint nicht viel Liebenswürdiges für die Thiere zu haben, denen solche zur Zeit noch unbekannt ist.

„Nie mordete ein starker Löwe seinen schwächern Bruder, und kein wilder Eber endete sein Leben durch die Hauer eines mächtigern Schweins.“ *) Die Eifersucht eines einzigen Menschen, sagt Montaigne, ein Groll, ein Vergnügen, ein Familien-Neid, oder eine andere Ursache, worüber sich keine zwey Heringsweiber in die Haare gerathen

*) Juven. Sat. XV.

würden, sind die Seele und die Triebfedern so mancher großen Kriege.

Moralische und physische Revolutionen, die uns die Geschichte aufbehalten hat, die noch vor unsern Augen vorgehen, lehren uns: nichts in der Welt bewundernswürdig zu finden. Wenn die Namen von Millionen ruhiger, friedfertiger und braver, redlicher und rechtschaffener Bürger in der Vergessenheit begraben liegen, und die Namen sogenannter Helden, mit welchen die Menschheit von Zeit zu Zeit heimgesucht ward, in der Geschichte mit Bewunderung genannt werden; wenn Männer, die unter dem Deckmantel des Kriegs alle Schandthaten zu verüben fähig waren; wenn Leute, die keinen andern Grundsatz kannten als die schändlichste Willkühr, und Teufel, die kein Recht kannten, als die Gewalt und Kraft derselben, Tausende auf die Schlachtbank führten, um ihrer elenden Eitelkeit, ihrem Stolz, ihrer Herrschsucht oder Hochmuth ein Opfer zu bringen, doch noch als große Männer gelten sollen; so ist es wahrhaftig lächerlich, sich es einfallen zu lassen, seinen

Namen der Vergessenheit zu entreißen. Eben die unzähligen Millionen vor uns begrabener Menschen müssen uns Muth machen, der Natur ihren Tribut ohne alle Rücksicht zu zahlen.

Wer es weiß, was Gerechtigkeit, Gehorsam und Sklaverey, Freyheit und Zügellosigkeit, was Muth und Tapferkeit, was Ruhm und Ehre, und vor allen diesen, was die innere Ruhe und Zufriedenheit begründen kann, der wird gewiß nicht seinen Nachruhm auf Kosten des Vermögens und des Lebens von Millionen anderer Menschen gründen wollen.

So lange die Völker und ihre Beherrscher ihre Streitigkeiten durchs Schwerdt und menschenmörderische Schlachten, und nicht durch Gesetze entscheiden, so lange noch das Wort Krieg als ein abscheulicher Schandfleck die Menschen noch brandmarkt, so lange werden wir immer noch den Namen von Barbaren und Menschenfresser verdienen.

Neuntes Kapitel.

Charakter des Menschengeschlechts.

Der Charakter eines lebendigen Wesens ist dasjenige, woraus sich seine Bestimmung erkennen läßt. Der einzelne Mensch erreicht seine Bestimmung nicht, wie das beym vernunftlosen Thiere der Fall zu seyn scheint, vielleicht aber erreicht sie die ganze Gattung des Menschen? Vielleicht — denn wenn die Natur irgend eine Absicht mit dem Menschengeschlecht haben kann, so ist es keine andere als die: Durch die eigne Thätigkeit des Menschen die Entwicklung des Guten irgend einmal zu Stande zu bringen. Darauf hin zu wirken ist Pflicht; einen solchen Zustand aber zu erwarten, wäre Thorheit. Freylich sind die Menschen mit moralischen Anlagen begabt, aber sie sind auch in der Bosheit sinnreich genug, um einander alle Uebel anzuthun.

Wenn die Menschen gleich mit der Zunahme der Kultur die Uebel auch desto stärker

fühlen, so, daß man erwarten sollte, es gäbe für sie kein anderes Mittel, ihren Eigensinn einer Disciplin zu unterwerfen, und der Nothwendigkeit, ein Glied irgend einer bürgerlichen Verfassung zu seyn, um sich dadurch zu veredlen, und sich zu Erreichung der menschlichen Bestimmung und zu dem Ideal, das die Vernunft vorschreibt, geschickter zu machen; so ist doch auch eben diese gesellschaftliche Verbindung mit einer so ungeheuren Zahl von Unannehmlichkeiten und nothwendigen Uebeln verbunden, zumal bey gewissen Graden von Kultur, daß schwerlich für die Ausbildung des Menschengeschlechts viel gewonnen werden kann.

Denn, wenn das Menschengeschlecht immer mehr und mehr der Vollkommenheit näher gebracht werden soll, so ist dazu erforderlich, daß jede folgende Generation die vorige an Tugenden übertreffe, und ihren Verstand und Charakter besser ausbilde, und damit sie dieses auch im Stande sey, muß sie auch eine bessere und solidere Bildung erhalten. Hierzu gehört aber nicht nur, daß innere Ruhe und Friede

in den Staaten herrsche, sondern auch, daß jene heftigen Leidenschaften, als Ehrsucht, Habsucht, Herrschsucht, Rachsucht ꝛc. und alle Laster die der Sittlichkeit gefährlich werden, und die doch größten Theils Folge einer höhern Kultur sind, durchaus vertilgt werden müßten. Denn sie sind im Stande den Geist aus jener Ruhe zu reißen, die das physische und moralische Wohlseyn allein hervorbringen kann. Nun belehrt uns aber die Erfahrung, daß durch die steigende Kultur die Ungleichheit der Güter von Tage zu Tage mehr und mehr überhand nimmt, und daß man immer großen Reichthum und die größte Armuth in einem Staate vereinigt findet, und beydes sind sehr große Hindernisse, die Vervollkommnung des Menschengeschlechts zu befördern. Drückende Armuth schlägt nieder, macht Mißmuth und Erbitterung, und erzeugt Eigensinn, Hartnäckigkeit, Faulheit und Dummheit; weil Menschen, deren kümmerlicher Lebensunterhalt täglich von einer anstrengenden Arbeit abhängt, unmöglich so viel Muth haben könne, an eine

höhere

höhere Bestimmung der Menschheit zu denken, geschweige, daß sie nach den sittlichen Vorschriften die sie nicht kennen, und um sie kennen zu lernen, weder Zeit noch Gelegenheit haben, handeln sollten. Uebermäßiger Reichthum und große Macht eines Staats sind eben so große Hindernisse zur Vervollkommnung, weil der erstere einen Hang zur Ueppigkeit und Schwelgerey, Gewalt, Despotism und Tyranney hervorbringt.

Und wenn wir auch nicht in Anschlag bringen wollen, daß der Mechanism der Natur sehr viel Einfluß auf den Zustand und auf die Schicksale des Menschengeschlechts gehabt habe und noch haben werde, so können wir doch nicht leugnen, daß die unaufhörlichen Katastrophen auf der Oberfläche der Erde, die theils aus dem innern Bau, theils aus der beständigen Bewegung nothwendig erfolgen müssen, keine günstige Aussichten zur Perfektibilität des Menschengeschlechts gewähren können. Vielmehr scheint es, zu einem ewigen Wechsel bestimmt zu seyn. Wie, wenn das Ganze im

Weltall einer ewigen Veränderung unterworfen wäre, wird das schwache Menschengeschlecht gegen ein Gesetz der Art etwas ausrichten?

Die Menschen würden über sich etwas vermögen, wenn sie nur wollten, das schlimmste ist, daß sie es nicht wollen, und daß sie nicht aufhören werden einander zu unterjochen.

Der Charakter der Gattung, sagt Kant, so wie er aus der Erfahrung aller Zeiten und unter allen Völkern kundbar wird, ist dieser: Daß das Menschengeschlecht im Ganzen genommen, eine nahe und neben einander existirende Menge von Personen ist, die das friedliche Beysammenseyn nicht entbehren, und dabey dennoch einander widerwärtig zu seyn nicht vermeiden können; folglich eine durch wechselseitigen Zwang, unter Gesetzen, die sich von ihnen selbst herschreiben, zu einer gemeinschaftlichen Verbindung, die ununterbrochen mit Entzweyung bedroht wird, in eine weltbürgerliche Gesellschaft sich von Natur bestimmt fühlen: welche an sich unerreichbare Idee aber kein constitutives Princip (die Er-

wartung eines mitten in der lebhaftesten Wirkung und Gegenwirkung der Menschen bestehenden Friedens,) sondern nur ein regulatives Princip ist: ihr, als der Bestimmung des Menschengeschlechts, nicht ohne gegründete Vermuthung einer natürlichen Tendenz zu derselben fleißig nachzugehen.

Fragt man nun: ob die Menschengattung (welche, wenn man sie sich als eine Species vernünftiger Erdwesen, in Vergleichung mit denen auf andern Planeten, als eine von einem Demiurgus entsprungene Menge Geschöpfe denkt, auch Race genannt werden kann) — ob, sage ich, sie als eine gute oder schlimme Race anzusehen sey: so muß ich gestehen, es ist damit durchaus nicht viel zu prahlen. Doch wird niemand, der das Benehmen der Menschen, nicht blos in der alten Geschichte, sondern in der Geschichte des Tags ins Auge nimmt, zwar oft versucht werden, misanthropisch den Timon, weit öfterer aber und treffender den Momus in seinem Urtheile zu machen, und Thorheit eher als

Bosheit in dem Charakterzüge unsrer Gattung hervorstechend zu finden. Weil aber Thorheit, mit einem Liniamente von Bosheit verbunden, (da sie alsdenn Narrheit heißt) in der moralischen Physiognomik an unsrer Gattung nicht zu verkennen ist: so ist allein schon aus der Verheimlichung eines guten Theils seiner Gedanken, die ein jeder kluge Mensch nöthig findet, klar genug zu ersehen: daß in unsrer Race, jeder es gerathen finde, auf seiner Huth zu seyn, und sich nicht ganz erblicken zu lassen wie er ist; welches schon den Hang unsrer Gattung, übel gegen einander gesinnt zu seyn, verräth.

Es könnte wohl seyn: daß auf irgend einem andern Planeten vernünftige Wesen wären, die nicht anders als laut denken könnten, d. i. im Wachen, wie im Träumen, sie möchten in Gesellschaft oder allein seyn, keine Gedanken haben könnten die sie nicht zugleich aussprächen. Was würde das für ein von unsrer Menschengattung verschiedenes Verhalten gegen einander, für eine Wirkung abgeben? Wenn sie nicht alle engelrein wären,

so ist nicht abzusehen, wie sie neben einander auskommen, einer für den andern nur einige Achtung haben und sich mit einander vertragen könnten. — Es gehört also schon zur ursprünglichen Zusammensetzung eines menschlichen Geschöpfs und zu seinem Gattungsbegriffe: zwar Andrer Gedanken zu erkunden, die seinigen aber zurück zu halten; welche saubere Eigenschaft, denn so allmählig von Verstellung zur vorsätzlichen Täuschung, bis endlich zur Lüge fortzuschreiten nicht ermangelt. Dieses würde dann eine Carricaturzeichnung unsrer Gattung abgeben; die nicht blos zum gutmüthigen Belachen derselben, sondern zur Verachtung in dem, was ihren Charakter ausmacht und zum Geständnisse, daß diese Race vernünftiger Weltwesen unter den übrigen (uns unbekannten) keine ehrenwerthe Stelle verdiene, berechtigte — wenn nicht gerade eben dieses verwerfende Urtheil eine moralische Anlage in uns, eine angebohrne Anforderung der Vernunft verriethe, auch jenem Hange entgegen zu arbeiten, mithin die Menschengattung nicht

als böse, sondern als eine aus dem Bösen zum Guten in beständigem Fortschreiten unter Hindernissen emporstrebende Gattung vernünftiger Wesen darzustellen; wobey dann ihr Wollen, im Allgemeinen gut, das Vollbringen aber dadurch erschweret ist, daß die Erreichung des Zwecks nicht von der freyen Zusammenstimmung der Einzelnen, sondern nur durch fortschreitende Organisation der Erdbürger in und zu der Gattung als einem System, d. i. cosmopolitisch verbunden ist, erwartet werden kann.

Es giebt noch Leute, welche glauben, es müsse mit der Menschheit am Ende noch dahin kommen, daß durch allgemein angenommene theoretische Grundsätze, Fürsten und Staatsdiener sich scheuen und schämen würden, eigenwillige und der Freyheit des Volks gefährliche Maaßregeln zu ergreifen; aber es giebt auch Leute, die frech genug sind alle Grundsätze zu verlästern, sie mit Sektennamen zu belegen, um sie dadurch verächtlich zu machen, in welcher Niederträchtigkeit die französische Nation die

deutsche noch zu übertreffen scheint. Der Kanzler Olivier, erzählt Montaigne, hätte einst gesagt: „Die Franzosen gleichen den Affen, welche an einen Baum hinanklettern, von Zweig zu Zweig sprängen, und nicht eher ruhten, als bis sie auf den Gipfel gekommen, wovon sie denn ihre Blöße in aller Herrlichkeit zeigten," ist von den heutigen Franzosen fast noch buchstäblich wahr. Ein Volk, das Grundsätze hat, wird sich nie so weit vergessen, als sich Franzosen in den neuesten Zeiten vergessen zu haben scheinen. Schamlos im Angesichte der ganzen Menschheit zu erklären: „Daß nur die Grundsätze der Philosophie Europa von einem Ende zum andern mit Wuth und Mord erfüllt, den Handel und die Schiffahrt vernichtet, Deutschland erschöpft und ausgeplündert, die Schweitz verwüstet haben u. s. w., das kann nur ein Franzos, der die Absicht hat, sich von jedem ehrlichen Mann ins Angesicht speyen zu lassen.

Ein Mann, dessen Kopf und Herz sich im Besitz philosophischer Grundsätze gesetzt hat, wird es unter seiner Würde finden, sich in die

Haut eines Tigers zu hüllen, vielmehr wird er sein Betragen, seine Worte und seine Handlungen so einzurichten wissen, daß er nicht gegen die Grundsätze der Humanität sündigt, er wird sich mit einem zwar angenehmen, aber festen Muthe bewafnen, und ein froher, ruhiger, zufriedener und gefälliger Anstand wird nie bey ihm vermißt werden.

Der Anblick der Philosophie ist beständig heiter, und es ist das sicherste Zeichen, das Leute, die mit Verachtung auf ihre Grundsätze herabzusehen glauben, oder in ihrem Benehmen gegen andere, Grobheit, Eigendünkel, Stolz u. dgl. zeigen, noch nicht einmal die ersten Begriffe derselben gefaßt haben können. Die Philosophie führt uns auf den Weg zur Tugend, als dem Ziel, das für uns einen Werth hat. Derjenige, der uns den Weg nach diesem Ziele als einen Pfad mit Dornen und Fußangeln belegt, und das Ziel unsers Strebens als auf einen steilen, schroffen und unzugangbaren Felsen verpflanzt vorstellt, der hat meines

Erachtens keinen Begriff von Tugend. Sie ist nichts weniger als ein trübsinniges, zänkisches, hämisches und kleinliches Bild, vielmehr ist sie schön, lieblich, reitzend, zugleich aber auch muthvoll, und was noch mehr ist, eine offenbare Feindin alles Zwanges und Hasses, aller Furcht und Verfolgung. Sie ist eine Pflegerin aller menschlichen Freuden, und indem sie das Maaß derselben bestimmt, erhält sie solche rein. Sie versagt uns nur solche Freuden, die sie uns verweigern muß, und eben dadurch weiß sie unser Verlangen nach jenen, die uns vergönnt sind, reger zu machen. Ein wahrer Verehrer der Philosophie wird immer Macht und Reichthum mit Verstand zu gebrauchen wissen, er wird sein Leben zwar gerade nicht hassen, weil es die Bedingung ist, unter welcher er seine Bestimmung erreichen kann; allein er kann und wird es auch nicht lieben, da es ohnehin nicht der Mühe werth ist, unter einer Last von Kreuz und Trübsalen, die mit jedem Tage auf uns mit aller Macht einwirken, zu leben.

Zehntes Kapitel.

Beschluß.

Die menschliche Glückseligkeit ist der Zustand eines vernünftigen Wesens in dieser Welt, dem es, im Ganzen genommen, während seiner Existenz, alles nach Wunsch und Willen geht, sie beruht also auf der Uebereinstimmung der Natur zu seinem ganzen Zwecke und zum wesentlichen Bestimmungsgrunde seines Willens. Sie ist freylich nicht der letzte Zweck der Schöpfung, weil man der höchsten Weisheit keinen Zweck beylegen darf, der blos auf Gütigkeit gegründet wäre, sondern das höchste Gut, welches dem Wunsche der Menschen noch eine Bedingung, nämlich die, der Glückseligkeit würdig zu seyn, d. i. die Sittlichkeit eben derselben vernünftigen Wesen, hinzufügt, die allein den Maaßstab enthält, nach welchem sie des Genusses der Glückseligkeit durch die Hand des Schöpfers theilhaftig zu werden hoffen können.

So viel und noch ein weit mehreres sagt uns die Theorie. Im menschlichen Leben, ist es

um vieles anders. Hier ist der Mensch der größte Feind der Menschen. Einer quält den andern durch Unterdrückung, Ungerechtigkeiten, Verachtung, Schande, Gewaltthätigkeit, Krieg, Aufruhr, Verläumdung, Verrätherey, Trug ꝛc. Und wenn gleich alle Uebel, die der Mensch von Menschen, von wilden Thieren, von den Elementen, die ihm beunruhigen, ein furchtbares Heer von Leiden ausmachen, so sind sie doch nichts im Vergleich mit denen, die uns selbst aus dem verderbten Zustande unsers Körpers und unsers Herzens entstehen. Wie viele schmachten nicht unter langsamen Qualen von Leibes- und Seelen-Krankheiten. Reue, Scham, Angst, Zorn, Verdruß, Kummer, Sorgen ꝛc. sind das allgemeine Loos eines Jeden. Drückende Armuth und Dürftigkeit sind das Schicksal der meisten Menschen; und die wenigen Begünstigten, denen Ruhe und Bequemlichkeit vom Schicksal zu Theil wurde, sind doch nie vollkommen zufrieden und glücklich. Es läßt sich fast mit Gewißheit behaupten, daß alle Güter

dieses Lebens zusammen genommen, keinen wahrhaft Glücklichen machen werden, hingegen ist schon ein einziges Uebel hinreichend, einen Unglücklichen zu machen, oft sogar ist schon der Mangel eines einzigen Guts, Beweggrund genug, uns die Freuden des Lebens zu vergällen.

Man könnte zwar sagen, daß nur Verzärtlung oder überspannte Begriffe von Glückseligkeit die Ursache sey, aus welcher eine kleine Anzahl Menschen den traurigen Hirngespinsten ihrer Einbildungskraft nachgehangen, und dadurch eine Menge Klagen über das ganze Menschengeschlecht verbreitet hätten. — Was sind denn nun aber diese vorgeblichen überspannten Begriffe? Was sind sie weiter als eine größere Empfänglichkeit für Schmerz und Freuden des Lebens? Und wenn der Mensch von seinen zärtern Gefühlen, und dadurch, daß er in sich selbst mehr erwacht ist, als der übrige Theil der Welt, nun um so viel unglücklicher ist: welches Urtheil sollen wir überhaupt über das Leben des Menschen fällen?

Viele behaupten, die Menschen wären die freywilligen Schöpfer ihrer Leiden. Zuweilen mag dies wohl der Fall seyn, aber immer? das mag ich nicht behaupten. Der Zufall scheint zuweilen so manchen guten und braven Mann und manches edle und vortrefliche Weib zum Leiden bestimmt zu haben, daß man, ohne lieblos zu urtheilen behaupten dürfte, sie litten nur das, was ihre Thaten werth wären.

Wer nichts von dem menschlichen Elende und den Uebeln empfunden hat, dem wünsche ich von ganzem Herzen Glück. Andere, die sich dem Anscheine nach in bessern Umständen befanden, als tausende ihrer Mitbrüder, haben sich nicht geschämt ihre Klagen auszuschütten, um ihren gepreßten Herzen einige Linderung zu verschaffen. Selbst Kato versichert im hohen Alter: daß, wenn man ihm das Leben noch einmal unter denselben Bedingungen anböthe, er ein solches Geschenk verwerfen würde.

Und so finden wir tausend Widersprüche im menschlichen Leben.

Nach allen diesen Betrachtungen scheint es, daß nach dem Laufe der Natur weder eine vollkommen thierische noch moralische Glückseligkeit statt finden könne. In dem ganzen Umfange der menschlichen Kenntniß giebt es fast keine sicherern und untrüglichern Beobachtungen als diese.

Man schreibt der Natur Entabsichten und Zwecke zu, ob mit Recht oder Unrecht, das weiß ich nicht. Aber ich frage: was ist die Absicht der besondern Anstalten und des scheinbaren Aufwandes von Kunstweisheit, welche die Natur bey allen Thieren verschwendet zu haben scheint? War sie blos um die Erhaltung der einzelnen Geschöpfe und die Fortpflanzung ihrer Gattung bekümmert? Zu diesen Entzwecken scheint es genug zu seyn, wenn eine solche Gattung von Wesen blos in der Schöpfung fernerhin erhalten wird, ohne irgend einige Sorge für die Glückseligkeit der Glieder zu tragen, welche zu dieser Gattung gehören. Keine Hülfsmittel zu dieser Absicht; keine innern Triebwerke, die blos zum Vergnügen oder Wohlbehagen ab-

zweckten; kein Vorrath reiner Freude und Genusses; keine Gewährung ohne irgend ein damit verknüpftes Bedürfniß oder Mangel. Wenigstens werden die wenigen Erscheinungen dieser Art durch entgegenstehende Erscheinungen von weit größerm Gewicht überwogen.

Unser Gefühl für Harmonie, und überhaupt für Schönheit jeder Art gewährt uns in mancher Rücksicht Vergnügen, ohne gerade zur Erhaltung und Fortpflanzung der Gattung nothwendig zu seyn. Aber welche Leiden entstehen auf der andern Seite aus Gicht, Kopf- und Zahnweh, Steinschmerzen ꝛc. Hier ist der Schade, welchen die thierischen Körper leiden, entweder unbeträchtlich oder unheilbar? Lustigkeit, Lachen, aufgereimtes Wesen, Fröhlichkeit scheinen willkührliche Befriedigungen zu seyn, die auf keinen weitern Zweck abzielen; aber Mißmuth, Trübsinn, Mißvergnügen, abergläubische Aengstlichkeit, sind Schmerzen von gleicher Beschaffenheit.

Eine Ursache läßt sich immer nur aus ihren Wirkungen schließen, und eine Erklärung läßt

sich nur mit vorliegenden Erscheinungen erweisen. Eine muthmaßliche Erklärung auf eine andere muthmaßliche Erklärung zu gründen, heißt Schlösser in die Luft bauen; und das Höchste, was wir durch solche Vorspiegelungen erhalten dürften, sind am Ende doch nichts weiter, als daß wir allenfalls eine Möglichkeit unsrer Meynung damit beweisen. Die Wirklichkeit aber zu erweisen, wäre ein vergebliches Unternehmen.

Es gäbe zwar einen Weg, die göttliche Weisheit zu vertheidigen, und dieses wäre kein andrer als der, den Leibnitz einschlug, nämlich das ganze menschliche Elend und die Uebel schlechterdings abzuleugnen.

Sind alsdenn die Uebel und das Elend verschwunden? Wenn die Schmerzen nicht so häufig sind als die Vergnügen, so sind sie doch unendlich empfindlicher und heftiger. Denn der Schmerz von einer Stunde ist oft im Stande, dem geschmacklosen Vergnügen, das ohnehin sehr bald Ekel erregt, von Tagen und Wochen das Uebergewicht zu halten. Das

Ver-

Vergnügen hat nur einen höhern Punkt, bis zu welchem es hinaufsteigen kann; so bald die Steigerung vollendet ist, so ist kein Mensch im Stande dem Genuß länger als einen Augenblick aufzuhalten. Die Lebensgeister entschlüpfen, die Nerven erschlaffen, der Körper geräth in Unordnung, und der Genuß artet unvermerkt und unwillkührlich in Ermüdung und Uebelbehagen aus. Aber der Schmerz, o wie oft steigt er bis zum Todeskampf, und je länger er fortdauert, desto größer scheint die Qual zu werden, wenn alsdann die Geduld erschöpft ist, wenn unser Muth erliegt, so muß schon dem Zuschauer eines Gequälten Trübsinn ergreifen. Welch ein Verhältniß zwischen Freuden und Martern?

Es giebt keinen Weg, uns im Ernst die Glückseligkeit des menschlichen Lebens einzugestehen und behaupten zu wollen, ein Daseyn in dieser Welt mit allen unsern gegenwärtigen Schmerzen und Gebrechlichkeiten, Kummer, Noth, Angst, Jammer und Elend sey werth von uns vorgezogen und gewünscht zu werden,

denn dies widerspricht der Erfahrung der menschlichen Gefühle. Gesetzt aber auch, man wolle annehmen, was ich doch nie glauben werde, daß die menschliche Glückseligkeit hienieden größer sey als das Elend, was haben wir gewonnen? Nichts. — Warum giebt es überhaupt Elend in der Welt? Doch nicht von ohngefähr? irgend eine Ursache muß also doch da seyn. Welche? — Wir können uns eine Menge Schönheiten und Zweckmäßigkeiten aus den Naturanstalten herausgrübeln, wir können es sogar so weit bringen, uns davon rühren zu lassen, wir können bey unsern Betrachtungen der Welt und ihrer einzelnen Theile, vom Grashälmchen auf dem ersten besten Anger, bis zur Ceder auf Libanon, von dem Elephanten herab bis zu den Thierchen, von welchen Tausende auf einem Sandkorne Raum genug übrig haben ꝛc. so unwiderstehlich stark gerührt werden, daß alle Einwürfe dagegen wie Spreu von einem Novembersturm zerstoben zu seyn scheinen; allein es giebt doch wahrhaftig keine Betrachtung des menschlichen Lebens oder des

Zustandes des Menschengeschlechts überhaupt, woraus sich ohne Zwang die Gerechtigkeit des Urhebers der Welt, geschweige denn seine Weisheit und Güte erkennen lassen müsse.

Der größte Theil der Uebel, welche uns beschwerlich fallen, scheinen aus mancherley Ursachen herzurühren: Die eine davon scheint die Oekonomie der thierischen Schöpfung selbst zu seyn, nach welche Lust und Unlust, oder Vergnügen und Schmerz dazu gebraucht werden, die Geschöpfe in Thätigkeit zu erhalten, und sie für ihre Selbsterhaltung besorgt zu machen.

Eine zweyte Ursache der Uebel scheint sogar auf die allgemeinen Gesetze bey der Welt-Regierung zurück zu fallen. Wenn wir nämlich bedenken, daß Gesundheit und Krankheit, Sonnenschein und Regen, Hagel und Ungewitter, Feuer und Wassersnoth, Theurung, Pest und tausend andre Zufälle, deren Ursachen uns unbekannt bleiben, und veränderlich sind auf das Glück und Unglück, auf den Wohlstand einzelner Personen und oft ganzer Gesellschaften

und Staaten, und gewissermaßen das ganze Leben von dergleichen Zufällen abhängen; so befinden wir uns oft in der Verlegenheit uns zu fragen: Warum allgemeine Naturgesetze? Hätten nicht alle jene zufälligen Uebel, die daraus entstehen, nicht durch einige besondere Abänderung zum Besten des Menschengeschlechts gerichtet und die Geschöpfe glücklich gemacht werden können? Genießen gute und tugendhafte Menschen immer einer dauerhaften Gesundheit, deren sie vor tausend andern Bösewichtern würdig wären? Warum müssen sie oft ihr ganzes trauriges Leben in einem siechen Körper verjammern. Warum muß der Gerechte zusehen, daß es dem Ungerechten, daß es dem Bösewicht nicht übel gehet, und daß er verdient, was seine Thaten werth waren! Warum werden Tausende mit Gebrechen gebohren, um einige Jahre zu winseln, zu kränkeln und zu sterben? Warum stirbt der hoffnungsvolle, muntere, wohlwollende und zärtliche Jüngling, die einzige Stütze und die Freude seines alten rechtschaffnen Vaters? Warum muß so manches Kind bald nach seinem Ein-

tritt in die Welt, wieder hinaus? Warum scheint es nur darum geboren worden zu seyn, um zu sterben? Das Uebel, das also mit der Weisheit eines Welturhebers nicht übereinzustimmen scheint, ist von dreyerley Art: das erste ist die Sünde, denn sie kann weder als Zweck, noch als Mittel von einer Weisheit gebilligt werden. Das zweyte, der Schmerz, der zwar nicht als Zweck, aber doch allenfalls als Mittel zur Bekehrung der Sünder gedacht werden kann. Das dritte ist das Verhältniß des Bösen als Verbrechen mit den Schmerzen als nothwendige Strafen; weil von Jedem die Frage aufgeworfen werden kann, ob auch jedem in der Welt sein Recht wiederfährt?

So sehr sich auch die andern Schwierigkeiten, den Lauf der Weltbegebenheiten mit der Göttlichkeit ihres Urhebers zu vereinigen, unserm Gemüthe aufdringen, so ist es doch bey keiner so sehr der Fall, als bey dem Schein einer mangelhaften Gerechtigkeit. Wenn es sich zuträgt, wie es doch bey Tausenden einmal der Fall seyn dürfte, daß ein Bösewicht,

der Gewalt hatte, nicht ungestraft aus der Welt sich hinausschleichen kann; so jubeln die Menschen darüber selbst dann, wenn sie auch ganz partheylos sind, und das ist ganz natürlich: denn der Beobachter söhnt sich dadurch gleichsam mit seinem Schicksal aus, und weil keine Zweckmäßigkeit in der Natur, den Menschen keine Bewundrung mehr in Affekt versetzt als die Gerechtigkeit; so kann dies nur daher rühren, weil sie moralischen Ursprungs und von der Art ist, daß man sie auch noch einigermaßen in dieser Welt wahrzunehmen hoffen kann.

Es hat Leute gegeben, welche behauptet haben: „Daß das Vorgeben von der Strafloßigkeit der Lasterhaften keinen Grund habe; weil jedes Verbrechen seiner Natur nach, schon hier die ihm angemessene Strafe bey sich führe, indem die innern Vorwürfe des Gewissens den Lasterhaften noch ärger als Furien plagten;“ allein ein achtungswürdiger Denker behauptet dagegen, und zwar mit allem Recht, daß in diesem Urtheile offenbar ein Mißverstand zum Grunde liege. Denn der Tugendhafte leihe

hierbey dem Lästerhaften seinen Gemüthscharakter, nämlich die Gewissenhaftigkeit in ihrer ganzen Strenge, welche, je tugendhafter der Mensch sey, ihn wegen der geringsten Uebereilung, die das sittliche Gesetz in ihm mißbillige, desto härter bestrafe. Allein, wo diese Denkungsart, und mit ihr die Gewissenhaftigkeit selbst fehle, da fehle auch der Peiniger für begangene Verbrechen; und der Lasterhafte, wenn er nur den äußern Züchtigungen und den bürgerlichen Strafen, seiner Frevelthaten wegen, entschlüpfen kann, über die Aengstlichkeit des Redlichen lache, der sich mit selbsteignen Vorwürfen im Herzen plage. Die kleinen Vorwürfe aber, die sich ein Bösewicht vielleicht wohl zuweilen machen möge, mache er sich entweder gar nicht durchs Gewissen, oder, habe er ja davon etwas in sich, so würden sie durch Sinnenreitze, woran ein solcher immer Geschmack finde, reichlich aufgewogen und vergütet.

Die Anklage wider die Gerechtigkeit Gottes kann auch nicht dadurch gerechtfertiget werden, daß man behauptet: wenn sich auch nicht

schlechterdings ein der göttlichen Gerechtigkeit gemäßes Verhältniß zwischen Schuld und Strafen in der Welt finde, so, daß man im Laufe derselben oft ein mit schreiender Ungerechtigkeit geführtes und gleichwohl bis ans Ende glückliches Leben mit Unwillen wahrnehmen müsse; so sey dieses doch nicht absichtlich veranstaltet, mithin keine moralische Mißhelligkeit, sondern liege in der Natur der Dinge selbst, weil es eine Eigenschaft der Tugend sey, mit Widerwärtigkeiten zu ringen — wozu der Schmerz, den der Tugendhafte durch die Vergleichung seines eignen Unglücks mit dem Glück des Bösewichts leiden muß, auch mitgehört, — und die Leiden dem Werth der Tugend nur zur Folie dienten, mithin vor dem Gerichtshofe der Vernunft die Dissonanz der unverschuldeten Uebel des Lebens doch in den herrlichsten sittlichen Wohllaut aufgelöst werde; allein wenn gleich diese Uebel, die als Wetzstein der Tugend vor ihr vorhergehen oder sie begleiten sollen, mit der Tugend in moralischer Uebereinstimmung stehend vorgestellt werden können, wenn

wenig-

wenigstens das Ende des Lebens noch die Tugend krönt und das Laster bestraft; wie aber, wenn dieses Ende, wie wir doch in unsrer Erfahrung zu bemerken Gelegenheit genug haben können, widersinnig ausfällt; wenn die Leiden dem Tugendhaften, nicht damit seine Tugend rein sey, sondern weil sie es gewesen ist — dagegen aber den Regeln der klugen Selbstliebe zuwider war — zu gefallen zu seyn scheine? Dies wäre nun aber gerade das Gegentheil von dem, was sich der Mensch unter dem Begriff von Gerechtigkeit denken kann. Denn was die Möglichkeit betrift: daß das Ende dieses Erdenlebens doch vielleicht nicht das Ende alles Lebens seyn möge; so kann diese Möglichkeit nicht für Rechtfertigung der Vorsehung gelten, sondern ist gleichsam blos ein Machtspruch des moralischen Vernunftglaubens, wodurch zwar der Zweifler zur Geduld verwiesen, aber nicht vollkommen befriedigt wird.

Will man endlich die Auflösung dieses unharmonischen Verhältnisses zwischen dem moralischen Werth der Menschen und dem Loose, das ihnen zu Theil wird, dadurch versuchen, daß man sagt:

In der Welt müsse das Gute und das Böse blos als Erfolg aus dem Gebrauche der Vermögen der Menschen nach Naturgesetzen der angewendeten Geschicklichkeit und Klugheit proportionirt, zugleich aber auch den Umständen, in welche sie zufällig gerathen, nicht aber nach ihrer Zusammenstimmung zu Zwecken jenseit des Grabes, beurtheilt werden; denn in einer künftigen Welt werde sich eine ganz andere Ordnung der Dinge hervorthun, und jedem zu Theil werden, wessen seine Thaten hienieden nach moralischer Beurtheilung werth sind: — so hat diese Voraussetzung eben so viel Willkühr als Ungewißheit. Die Vernunft muß, wenn sie nicht als Gesetzgeberin der Moralität ihrem Interesse gemäß einen Machtspruch thun will, es wahrscheinlich finden und zwar nach bloßen Regeln des theoretischen Erkenntnisses: daß der Lauf der Dinge nach der Ordnung der Natur, eben so wie hier, auch für alle folgende Zeiten die Schicksale der Menschen bestimmen werde. Denn hat die Vernunft für ihre theoretische Vermuthung etwas anders zum Leitfaden als das Naturgesetz? und ob sie sich

gleich, wie ihr auch wohl sonst noch zugemuthet werden könnte, zur Geduld und zur Hofnung eines künftigen bessern Zustandes verweisen lassen würde; wie kann sie erwarten, daß, da der Lauf der Dinge nach der natürlichen Ordnung hier auch schon für sich selbst weise seyn soll, er nach eben demselben Gesetze in einer künftigen Welt unweise seyn würde? Da also, nach derselben zwischen den innern Bestimmungsgründen des Willens — der moralischen Denkungsart nach Gesetzen der Freyheit — und zwischen den größtentheils äußern, von unsern Willen unabhängigen Ursachen unsers Wohlergehens nach Naturgesetzen, gar kein begreifliches Verhältniß ist; so bleibt uns nichts weiter als die Vermuthung übrig, daß die Uebereinstimmung des Schicksals der Menschen mit einer göttlichen Gerechtigkeit, nach den Begriffen, die wir uns von ihr machen, so wenig dort, wie hier zu erwarten sey.

Jeder meiner denkenden Leser wird, wenn er die in diesem Buche aufgezählten Uebel überschlägt, die das Menschengeschlecht, und wie es gegen-

wärtig scheint, treffen ohne Hofnung eines Bessern, und die ich leicht noch ansehnlich hätte vermehren können, über die Vorsehung, die den Lauf der Dinge regiert, Kummer empfinden. Allein, es ist nichts desto weniger von großer Wichtigkeit: nicht mit der Vorsehung zu hadern, sondern das, was sich nicht ändern läßt, geduldig zu ertragen und mit der Vorsehung zufrieden zu seyn, theils um bey allen Mühseligkeiten dieses Lebens immer noch frohen Muth zu behalten, theils, um, indem wir die Schuld davon aufs Schicksal schieben, nicht unsere eigne, vielleicht wohl gar einzige Schuld, darüber aus den Augen zu verlieren, und in der Selbstbesserung die Hülfe dagegen zu vernachläßigen.

So müssen wir z. B. zwar gestehen: daß die empfindlichsten Uebel, die kultivirte Völker drücken, ihnen vom Kriege zugefügt werden, und zwar nicht so sehr von dem, der noch gegenwärtig die Länder verwüstet oder von denen, die ganze Provinzen verheert und ganze Nationen vernichtet haben; sondern vielmehr von den nie nachlassenden und sogar unaufhörlich vermehrten

Zurüstungen zu künftigen Kriegen. Denn dadurch werden die Kräfte des Staats, die auf eine planmäßige Kultur der Völker verwendet werden könnten, verschwendet; dadurch wird die Freyheit an allen Orten vernichtet, und die väterliche Sorge der Regenten für die einzelnen Mitglieder des Staats in unerbittliche Härte der Forderungen verwandelt, die auch gleichwohl zu Deduktionen allzeitfertiger Minister durch die Besorgnisse, äußrer Gefahr zu rechtfertigen wissen. Vielleicht würde aber nicht einmal der Grad von Kultur, und die wechselseitige Verbindung der Stände des gemeinen Wesens zur wechselseitigen Beförderung ihres sogenannten Wohlstandes, der Schimmer von Freyheit, der, obgleich unter sehr einschränkenden Gesetzen, uns noch zurückgeblieben zu seyn scheint, wohl noch da seyn, wenn jener immer gefürchtete Krieg (sowohl im innern der Staaten selbst als von außen) den Regenten nicht eine gewisse Achtung für das Ding, das man noch Menschheit zu nennen beliebt, abnöthigte? Der Krieg scheint also auf der Stufe der Kul-

tur, auf welcher die Menschen in den jetzigen Zeiten zu stehen die Ehre haben, ein fast unentbehrliches Mittel zu seyn, sie, wenns Glück gut ist, noch etwas weiter zu bringen, und nur nach einer (der Himmel wird es wissen wenn) vollendeten Kultur, kann ein ewiger Friede für das Menschengeschlecht von heilsamen Folgen, und nur durch jene einzig und allein möglich seyn.

Eine andere Unzufriedenheit der Menschen trift die Ordnung der Natur, in Ansehung der Kürze des Lebens, und ob gleich Jeder weiß, daß er nothwendig einmal sterben muß, daß das Leben nichts weiter ist als eine Reise, und der Tod das Ende seiner Wanderschaft; so fürchtet sich doch so mancher vor dem Tode blos darum, weil er nicht zu leben gelernt hat. Wer aber wünschen kann, daß es von noch längerer Dauer seyn möge, als es wirklich ist, der muß sich freylich sehr schlecht auf die Schätzung des Werths desselben verstehen; denn was wäre es am Ende weiter als eine Verlängerung eines elenden Spiels mit lau-

ter Mühseligkeiten. Kindern — alten und jungen — kann man es freylich nicht verdenken, wenn sie den Tod fürchten, und indem es ihnen schwer wird, ihr Daseyn mit jedem einzelnen Tage in Zufriedenheit mit sich selbst zuzubringen, und doch der Tage nicht genug haben, ihre Plagen zu wiederholen. Solche Leute bringen immer nur einen Theil des Lebens mit Wünschen für die Zukunft, und den andern mit Unzufriedenheit des zurückgelegten Lebens hin. Wenn sie aber bedenken wollten, wie viel Sorge um die Mittel zur Hervorbringung eines so kurzen Lebens uns quälet, wie Ungerechtigkeit auf Hofnung eines künftigen, ob zwar so wenig daurenden Genusses ausgeübt wird; so muß man vernünftiger Weise glauben, daß, wenn die Menschen eine Lebensdauer von mehreren Jahrhunderten voraussehen könnten, der Vater vor seinem Sohne, ein Bruder vor dem andern, oder ein Freund neben dem andern seines Lebens nicht mehr sicher seyn würde, und daß die Laster, die gegenwärtig schon hoch genug getrieben werden, eines Menschengeschlechts von einer so lan-

gen Lebensdauer eine unendliche Höhe erreichen dürften, wodurch sie kein besseres Schicksal verdienten, als mit einemmale von der Erde vertilgt zu werden.

Die Vorsehung der Uebel wegen anzuklagen, würde Verstandesschwäche verrathen. Sie hat keine Schuld, weder an den physischen noch moralischen Uebeln. Die erstern liegen in der Natur der Dinge und geschehen nach unveränderlichen Gesetzen, die moralischen Uebel aber entspringen aus dem Mißbrauche unsrer Vernunft und aus den thörichten Wünschen und dem Streben der Menschen nach Dingen, die sie nie, theils aus Faulheit und Trägheit nicht erlangen mögen, theils aus Unmöglichkeit nicht erlangen können. „Was hilft es, sagt Franklin, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen. Strenge dich an, so werden die Zeiten besser. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen; und wer sich mit Hofnungen speißt, der stirbt vor Hunger.“

Gott hilft allen denen, die sich selbst helfen.